

Grey Scale #13



A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19



Alfred-Ingemar Berndt
Panzerjäger
brechen durch!



Alfred-Ingemar Berndt
Panzerjäger
brechen durch!

Regierung des Generalgouvernements
Bücherei

Bücherverzeichnis Nr. 11729
Buchzeichen: F-1-9
Standplatz: Abt. **Bücherei**



Alfred-Ingemar Berndt / Panzerjäger brechen durch!

Regierung des Generalgouvernements
Bücherei

Panzerjäger brechen durch!

Erlebnisse einer Kompanie
im Großdeutschen Freiheitskrieg 1939/40,

erzählt von

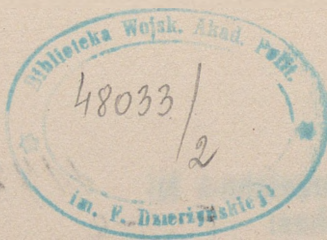
Alfred-Ingemar Berndt

Bücherverzeichnis Nr. 11429
Buchzeichen: F-1-g
Standplatz: Abt. Bücherei



Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München

355. (92)



6. Auflage / 1942

Alle Rechte vorbehalten — Copyright 1940 by Verlag
Fritz Eher Nachf. GmbH, München

Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

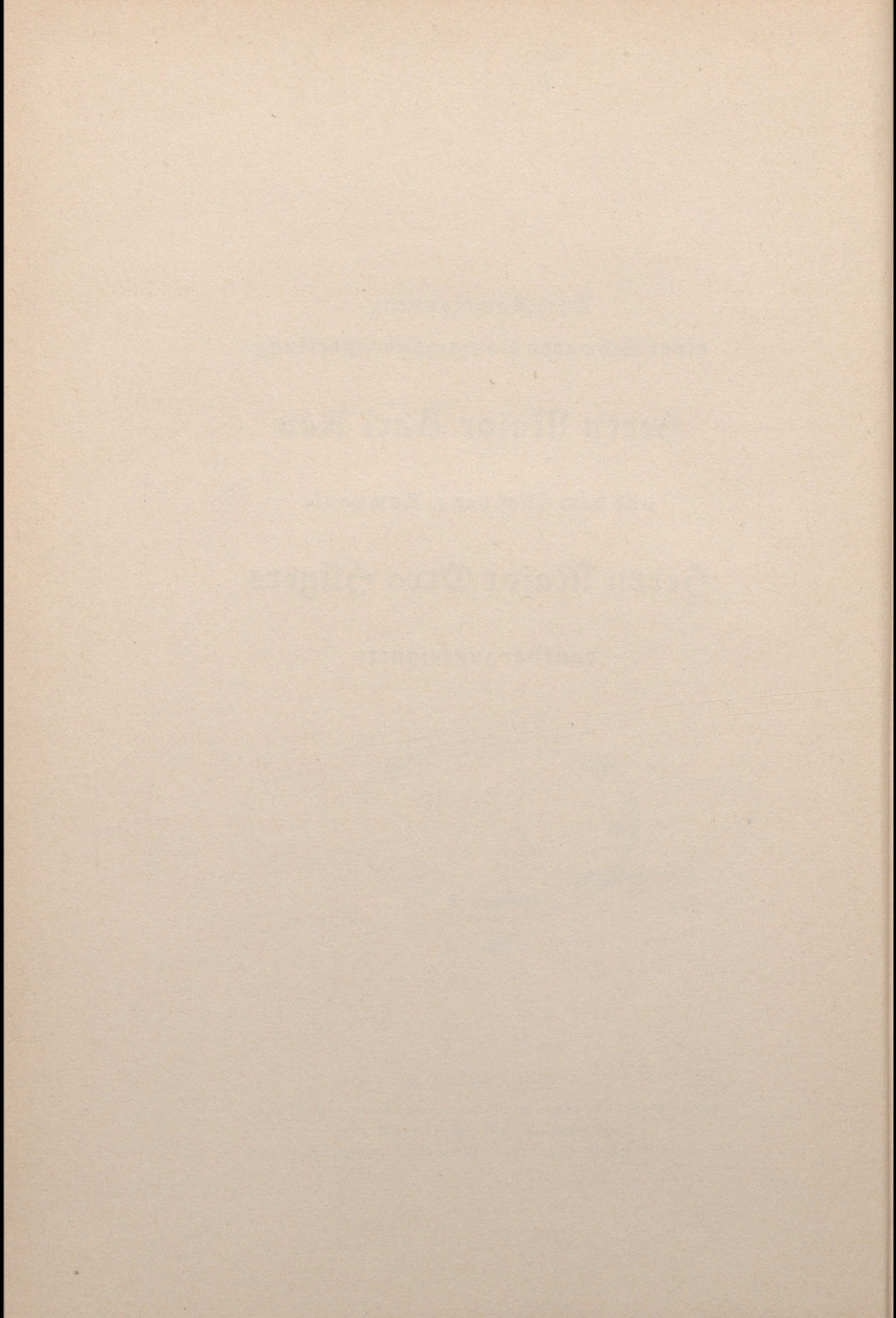
Dem Kommandeur
einer Schwere Panzerjägerabteilung

Herrn Major Karl Rau

und dem Chef der 1. Kompanie

Herrn Major Otto Silgers

danfbar zugeeignet!



Vorwort

Als die Abteilung am 1. Mobilmachungstag zusammentrat, gab ich Euch die Devise mit: Wir wollen mehr tun als unsere Pflicht! Ihr stimmtet begeistert ein und habt stets danach gehandelt. Unser Weg durch Polen, Holland, Belgien bis nach Südfrankreich ist mit Blut, Erfolg und Ehre gesäumt. Wir waren beseelt von der grenzenlosen Liebe und Verehrung zu unserem Führer, fanatisch erfüllt von dem kompromißlosen Willen zum Sieg! Wir haben gewetteifert, ebenso tapfer zu kämpfen wie unsere gefallenen Kameraden, die ihr Bestes gegeben haben, um das Großdeutsche Reich zu erringen. Heute will ich als Euer Kommandeur Euch sagen, daß ich stolz auf Euch bin, stolz auf Eure soldatistische Leistung, stolz auf die Erfolge unserer Abteilung.

Das vorliegende Buch soll dazu dienen, unsere Kriegserlebnisse nicht der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, damit das Band der im Feuer geheiligten Kameradschaft uns alle bis in die fernsten Zeiten umschlingt. Ich danke dem Verfasser, Herrn Leutnant Berndt, daß er sich der Arbeit unterzogen hat, uns die jüngste Vergangenheit festzuhalten. Das Buch soll aber auch dazu dienen, uns anzufeuern im Kampf um den Ausbau unseres Großdeutschen Reiches, den wir noch führen werden, wenn Ihr den feldgrauen Rock wieder ausgezogen habt und in Euren Zivilberuf zurückgekehrt seid. Führt den Kampf unter der Devise der Abteilung, dann ist der Endsieg unser, für den wir mit den Waffen gekämpft haben. Dabei wollen wir bis an unser Lebensende bleiben, was wir im Felde geworden sind:

Kameraden!

A. K a u

Major und Abteilungs-Kommandeur.

Die Kompanie

Da ich „Schriftgelehrter“ sei, fiel mir die Aufgabe zu, aufzuschreiben, was die erste Kompanie einer Schwere Panzerjägerabteilung im Großdeutschen Freiheitskriege 1939/40 erlebte. Im ersten Abschnitt der Kompaniegeschichte hatte ich nicht teil. Aber aus Erzählungen der Kameraden weiß ich, wie die Abteilung in einer ostdeutschen Gauhauptstadt in drei Tagen aus dem Nichts geschaffen wurde und sofort an die Grenze ausrückte. In diesen drei Tagen taten der Kommandeur, der seine aktive Kompanie abgegeben hatte, die drei Kompaniechefs, der Adjutant und ihre wenigen Mitarbeiter kein Auge zu. Und oft standen ihnen die Saare zu Berge, wenn sie an die festgesetzten Termine, an die noch zu bewältigende Arbeit und an den Tausen Menschen dachten, der von allen Winden auf dem Kasernenhof zusammengeweht worden war und aus dem nun eine Abteilung, Kompanien, Züge geformt werden sollten. Lange Reiben ziviler Fahrzeuge bunterster Herkunft warteten darauf, daß man ihnen den grauen Rock anziehe und Prozen, MG.-Wagen, Munitionsfahrzeuge, fahrbare Untersätze für Kompaniechefs und Zugführer aus ihnen mache.

Es gelang aber alles, wie das bei den Preußen gar nicht anders denkbar ist, prächtig, und auf die Minute genau rollte die Abteilung der Ostgrenze zu. In der Geschichte des Ostfeldzuges der neuen Formation stehen groß geschrieben die Namen vieler Gefechte, die der jungen Panzerjägerabteilung Ruhm und Ehre brachten: Die Eroberung von Nakel; die Befreiung Brombergs aus den Klauen seiner Peiniger; die Säuberung von Groß-Neudorf, wo den Panzerjägern noch ein Teil der viehischen und brutalen Mörder der Bevölkerung dieses deutschen Bauerndorfes in die Hände fiel; die Gefechte von Kruschin, Brest Kujawski, der Kampf um die Bunkerlinie vor Wloclawek, das jetzt wieder seinen alten Ordensnamen Leslau trägt, die Gefechte von Piskutkowo, Wieniec, Kamienna und Kowal, Abschnitte der großen Vernichtungsschlacht von Kutno.

Nach Rückkehr aus Polen, wo sie sich sehr bewährt hatte, wurde aus der jungen Reserveabteilung die Schwere Panzerjägerabteilung.

Sie bekam schwere gepanzerte (Raupen-) Zugkraftwagen, künftig kurz Zugpanzer genannt, wahre Elefanten der Landstraße, vorintflutlichen Ungeheuern gleich, schwere 8,8-cm-Schnellfeuergeschütze mit ihrer außerordentlichen Treffsicherheit im direkten Schuß. Der 3. Zug behielt seine oft bewährten 3,7-cm-Pakgeschütze. Die Ausrüstung mit Maschinengewehren und Karabinern befähigte die Abteilung auch zur Durchführung infanteristischer Aufgaben. So fiel sie ganz aus dem herkömmlichen Rahmen, und alle Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften waren darauf stolz, daß man gerade ihnen diese neue Waffe anvertraut hatte, und auf das Wörtchen „Schwere“ vor dem Namen der Abteilung.

Monatelang wurde nun gebildet, ausgebildet, erprobt, eine neue Taktik entwickelt. Die Männer machten sich mit den technischen Eigenheiten ihrer neuen Waffen vertraut, wurden langsam zu Spezialisten für Raupenfahrzeuge. Eines Tages meinte der Kommandeur, daß es feinetwegen nun ruhig losgehen könne.

Dieses Eingangskapitel trägt die Überschrift: „Die Kompanie.“ Es soll den Leser mit denen bekannt machen, deren Kriegererlebnisse hier erzählt werden. An ihrer Spitze steht

der Kommandeur. Ein straffer aktiver Weltkriegsoffizier mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse und anderen Auszeichnungen auf der Brust, ein Vater seiner Soldaten. Ohne äußeres Aufheben immer um Wohl und Wehe seiner Kompanien und jedes einzelnen Mannes besorgt. Ein soldatischer Führer, der auch in den schwierigsten Situationen seine Abteilung fest in der Hand hat und oft über weiteste Entfernungen ihren richtigen und zweckmäßigen Einsatz sicherstellt.

Nach dem Weltkriege schlug er sich in der Heimat mit den Feinden des Reiches herum, wurde Bauer auf einem alten niedersächsischen Erbhofe, arbeitete aber unermüdlich mit daran, Wehrkraft und Widerstandsgeist in Deutschlands Jugend zu wecken und zu schüren. Diese Aufgabe führte ihn nach der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus zurück ins Heer, wo Tausende von Männern der ungedienten Jahrgänge durch seine Hände gingen und zu Soldaten wurden. Bis er dann — nun wieder aktiver Offizier — als Abteilungs-Kommandeur seine ganze Kraft einsetzen kann für die soldatische Erziehung der deutschen Jugend.

Dann folgen auf der militärischen Stufenleiter:

Der Kompaniechef. Er nahm am Weltkriege als blutjunger

fährnrich teil und erhielt für seine tapfere Haltung das EK. II und den Ehrendegen seines geliebten hessischen Regiments. Nachdem er als Kompanieführer den Rückzug seines Regiments gedeckt und gesichert hatte, geriet er mit den wenigen Überlebenden seiner Kompanie schwer verwundet in englische Gefangenschaft. Nach dem Kriege kämpfte er weiter, im Freikorps, in den aktiven Widerstandsgruppen seiner rheinischen Heimat. Der Ruf Adolfs Hitlers drang auch an sein Ohr: Er trat in die nationalsozialistische Bewegung ein. Die Zerschlagung der Fesseln von Versailles gab ihm die Möglichkeit, sich dem Berufe zuzuwenden, den er sich einst als Lebensberuf erwählt hatte: Er wurde wieder aktiver Offizier. Als er wenige Wochen vor dem 10. Mai „Raupenschlepper“ wurde (so nennt der Soldatenhumor die Träger der geflochtenen Majorschulterstücke), da lockte ihn die in Aussicht stehende Ernennung zum Kommandeur einer Ersatzabteilung gar nicht. Er wollte lieber bei seiner geliebten Kompanie bleiben und unserer neuen Waffe, um ihre Bewährung im Kampfe zu erleben. Seiner Führung hat es die Kompanie zu danken, wenn sie trotz stärksten Einsatzes große Erfolge und so geringe Verluste zu verzeichnen hatte.

D i e Z u g f ü h r e r. „Zwei Leutnants, rosenrot und braun“, singt Liliencron. Sie waren aber beide braun, braun wie wir alle vom flandrischen Seewind, der heißen Sonne der Sommeschlacht, dem Südwind auf den Bergen von Burgund und den Föhnwinden, die von Montblanc und Mont Cenis in die Täler Savoyens wehten. So braun, daß wir fast Marokkanern glichen, und die frischen Truppen, die — bisher noch nicht eingesetzt — uns vor der Somme begegneten, uns die „wandelnde Rassenhande“ nannten. Wir nahmen es ihnen nicht weiter krumm, denn was kann ein alter pulverdampfgeschwärzter Frontsoldat von solchen Säuglingen schon erwarten. Doch nun zu den Zugführern:

Leutnant B., Thüringer Lehrersohn, junger aktiver Offizier, schneidig, frisch, draufgängerisch. Wollte eigentlich etwas anderes werden, fand aber im Soldatenleben die Erfüllung seiner Sehnsucht.

Leutnant K., Reserveoffizier, Landwirt in Pommern, mit kräftigem Humor. Begeisterter Soldat. Außerordentlich praktisch veranlagt, durch nichts zu erschüttern, mit beiden Beinen immer fest auf der Erde.

Feldwebel S., Jurist, aber man sieht es ihm nicht an. Will wegen ausschweifender Phantasie und Begabung zu bildhafter Sprache Rechtsanwalt werden. Aber nichts gegen die Juristen. Ein tapferer Soldat,

der nach jeder Gelegenheit sucht, die ihm Einsatzmöglichkeiten gibt, und ein prächtiger Kamerad. Seine Männer hängen an ihm wegen seiner Fürsorglichkeit und seiner manchmal aufreizenden Bierruhe, die sich bei vielen Gelegenheiten glänzend bewährt.

Der Spieß. Über ihn ist am wenigsten zu sagen, weil er die bekannteste Figur soldatischer Erscheinung im Volksbewußtsein ist: Die Mutter der Kompanie! Geschrieben: Hauptfeldwebel, gesprochen: Spieß. Der typische Beweis dafür, daß Schreibweise und Aussprache sich auch in der deutschen Sprache bei weitem nicht immer decken. Im Frieden ist der Spieß die Kompanie und die Kompanie der Spieß. Die Kolbenringe an seinen Ärmeln (bei Nichtmotorisierten auch Gurkenschalen genannt) leuchten über allem Geschehen in der Kompanie. Im Kriege hat er die undankbare und viel Selbstentäußerung fordernde Aufgabe, hinten zu sein, den Troß nachzuführen, sich um den Nachschub zu kümmern, die Verpflegung, die Munition. Waffen- und Verpflegungsunteroffizier unterstützen ihn dabei. Das richtige Funktionieren seiner Arbeit sichert die Einsatz- und Kampfbereitschaft der Kompanie.

Der Kompanietruppführer. Was man über sich selbst schreibt, ist — wie jeder Lebenslauf — subjektiv gesehen. Er schrieb dieses Buch. Im übrigen ist über ihn nicht viel zu vermelden. Aber vielleicht lesen andere Kompanietruppführer oder solche, die es einmal waren, dieses Buch. Sie kennen das Leiden des Kompanietruppführers. Er soll alles wissen, was in der Kompanie vorgeht, sozusagen Geburtshelfer bei jedem Geschehnis sein. Er muß für das richtige Kartenmaterial sorgen, wozu er bei diesem weitläufigen Orlog fast eines besonderen Fahrzeuges bedurfte, ist für die richtige Marschführung der Kompanie verantwortlich, soll sich um die Bezeichnung der Marschwege kümmern, die Radmeldestaffel richtig ansetzen, die Erkundungen durchführen, Verbindung halten, den Munitionsbestand feststellen, die Befehle und Weisungen des Kompaniechefs weitergeben, wissen, was die 73 Fahrzeuge der Kompanie machen, wo sie liegengeblieben sind und welches Wehweh sie haben, was eigentlich der Schirrmeister macht (der undankbarste Posten in einer motorisierten Einheit) und wo er steckt, warum die Feldküche das Essen noch nicht fertig hat, ob die Tankwagen noch genügend Sprit haben (wieviel Otto I und wieviel Otto II). Er muß die Meldungen und Berichte schreiben und Dinge tun, die sonst die allgewaltige Mutter der Kompanie, der Spieß, zu tun hat, der ja

im Einsatz den Troß zu führen hat (siehe oben). Der Kompanietruppführer soll alles wissen, alles tun, niemand die Arbeit fortnehmen, niemandes Befehlsgewalt verletzen: Er muß ein geborener Diplomat sein. Nicht jeder Kompanietruppführer ist Diplomat. Als Belohnung für viele nächtliche Erkundungsfahrten, währenddessen die Kompanie schlief, darf er dann auch mal an die Kanone und auch mal schießen. Den Zugführern tut er zuviel, den Landsern zuwenig, weil Kopfarbeit ja nicht hoch im Kurse beim Landser steht und nicht zu sehen ist. Aber er ist dennoch mit Glanz durch den Krieg gekommen und hat auch kräftig geschossen. Und Schießen ist nun einmal der sichtbarste Ausdruck soldatischer Tätigkeit und Leistung.

Das Unteroffizierskorps. So ziemlich jeder Kompaniechef und Kompanieführer ist überzeugt davon, daß er das beste Unteroffizierskorps habe. So kann es denn niemand unserer Kompanie verübeln, wenn ihr Chef der gleichen Ansicht ist. Aus erzieherischen Gründen pflegt er das den Unteroffizieren nicht alle Tage zu sagen, er sagt ihnen sogar einmal das Gegenteil. Im stillen und für sich aber ist er überzeugt davon, daß er nur mit diesen Unteroffizieren eine so fabelhafte Kompanie hinstellen könne. Denn die Unteroffiziere sind nun einmal das Gerippe der Kompanie. Fast alle haben aktiv gedient, Reserveübungen gemacht und so das soldatische Rüstzeug, ohne das ein guter Unteroffizier nun einmal nicht denkbar ist. Sie alle haben sich eingesetzt mit ganzer Person, einer wie der andere, und ihre Pflicht getan, vielleicht auch mehr als ihre Pflicht, wie der Kommandeur das in einer Ansprache einmal von seiner Abteilung gefordert hat. Im Zivilberuf sind sie dieses und jenes: Student, Justizwachmeister, Handelsvertreter, Lagerverwalter, Hausbesitzer, Assessor, Arbeiter, Polizeiwachmeister, Handwerker, Angestellter, Bauer. Hier sind sie Soldaten, einer wie der andere, und finden ihre höchste Befriedigung in der Erfüllung ihrer soldatischen Pflicht, sei es als Geschütz- oder MG.-führer, als Radmelder oder als Funktionsunteroffizier. Sie alle verbindet die so selbstverständliche soldatische Kameradschaft, die nicht viele Worte macht und nicht viele Worte braucht, die einfach da ist und sich im Kampfe am sichersten bewährt.

Die Landser. Über die pommerischen Grenadiere und ihren Wert ist in der deutschen Soldatengeschichte genügend gesagt worden. Unsere Landser sind größtenteils Pommern. Als Ersatz kamen hinzu einige

Gessen, Rheinländer, Thüringer und Ostmärker. Sie alle sind zu einer großen Familie verschmolzen, die alle Stammesunterschiede verwischt. Sie alle haben gleichmäßig ihren Mann gestanden, einer wie der andere. Und wenn einer innerlich und äußerlich mal nicht so ganz Schritt halten konnte und aus der Rolle zu fallen drohte, dann hat die Kameradschaft ihn bald wieder in die Wirklichkeit zurückgeführt, aus der auszubrechen keinem in den Sinn kam und keinem gelang. Gerybert Menzel hat das in dichterischen Worten so ausgedrückt, wie es in der Wirklichkeit dann immer gewesen ist:

Wenn einer von uns müde wird,
der andere für ihn wacht.
Wenn einer von uns zweifeln will,
der andere gläubig lacht.
Wenn einer von uns fallen sollt',
der andere steht für zwei.
Denn jedem Kämpfer gibt ein Gott
den Kameraden bei.

Diese Kameradschaft war das schönste Erlebnis des Krieges. Sie verband ohne Phrasen, und ohne daß jemals darüber gesprochen wurde, die ganze Kompanie vom Stellvertretenden Gauleiter bis zum letzten pommerischen Landarbeiter, vom Akademiker bis zum Ladearbeiter im Stettiner Hafen. Sie alle haben eine große Gemeinschaftsleistung vollbracht, an der jeder seinen Anteil hat.

Großes haben unsere Fahrer geleistet, die oft bis zu 36 Stunden am Steuerrad saßen, im gepanzerten Zugkraftwagen bei 50 Grad Hitze und mehr schon körperlich eine bedeutende Leistung. Mancher von ihnen hat im Feuer seinen Wagen repariert, Beschädigungen beseitigt und Mannschaft und Geschütz immer wieder gut zurückgebracht.

Ebenso Großes leisteten die Richtschützen, denen kaum ein Schuß vorbeigeriet. Und mit ihnen die Lade- und Munitionsschützen, von deren schneller und exakter Arbeit Schußleistung und Schußfolge abhängen.

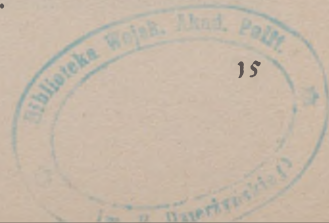
Die MG.-Schützen leisteten ihren Teil zur Sicherung der Kompanie und hatten manche überraschende Gelegenheit, im infanteristischen Einsatz sich zu bewähren, Angriffen zuvorzukommen oder sie zusammenzuschießen und Gefangene zu machen.

Über alles Lob, das ihnen gespendet wurde, hinaus ragt die Leistung der Radfahrer. Wie viele hundert Kilometer haben sie auf ihren Krädern gesondert zurückgelegt, wenn die Kompanie ruhte, eingesetzt war

oder im Marschtempo von 25 Kilometer die Landstraße als grauer Seerwurm sich entlangwälzte. Wie viele Meldesfahrten mußten sie bei dunkelster Nacht, in Sturm und Regen, ohne Karte, oft ohne Skizze im Notizbuch oder auf dem Meldeblock, durchführen, in unbekanntem Gelände bei zahlreichen Umleitungen und Umgehungen als Folge der Straßen- und Brückensprengungen sich zurechtfinden, Truppenteile suchen, die zu finden oft schwieriger war als die berühmte Stecknadel im Strohshober. Und immer fanden sie, obschon wir oft seitdem hundert Kilometer und mehr marschiert waren, links oder rechts seitwärts verschoben wurden, Divisions- und Korpsunterstellung wechselten, wieder zur Kompanie zurück mit einem Spürsinn, der manchmal ans Wunderbare grenzte. Wenn man schon gar nicht mehr an sie dachte, waren sie trotz vierfacher Schlauchpanne, abgebrochener Düse, vollgeregnetem Vergaser plötzlich wieder da. Wenn die Kompanie schlief oder ruhte, und man zählte die Häupter seiner Lieben, die Kradfahrer hatten nicht teil an der Ruhe, waren unterwegs und schliefen nur in kurzen Marschpausen auf die Lenkstange gebückt oder am Straßenrande. Und manche Fahrt erzwang von ihnen höchsten Einsatz, die Überwindung des „inneren Schweinehundes“, wenn sie vor sich unter schwerem Beschuß liegende Straße oder Ortschaften sahen und nun — ganz gleich, wie es auch kommen möge — hindurch mußten, weil der Befehl ausgeführt werden mußte und die meisten Befehle eben nun mal brennend eilig sind und keinen Aufschub vertragen.

Aus den vielen, die sonst noch in der Kompanie ihre Pflicht taten, seien einige Kameraden noch herausgegriffen, die es besonders verdient haben: Die Männer auf der Feldküche und die Männer der Werkstatt.

Die Feldküche ist einer der wichtigsten Bestandteile einer Kompanie. Denn nur die richtige gute Verpflegung hält Leib und Seele zusammen. Die Männer der Feldküche waren immer bei der Arbeit, immer im Dienst. Sie besorgten und schlachteten, kochten und brieten. Wenn die Kompanie Ruhe hatte, dann scheuerten sie noch die Feldküche und bereiteten schon das Essen für den kommenden Tag vor, schälten riesige Mengen Kartoffeln oder putzten Gemüse. Sie gehörten zu den fleißigsten der Kompanie, immer hilfsbereit, immer arbeitswillig. Nie kam ein Wort der Klage über ihre Lippen, es sei ihnen zuviel. Sie waren selbstlos, nicht die „Küchenbullen“ im Witzblattformat, weshalb sie auch niemand so nannte, sondern Kameraden.



Und die Männer der Werkstatt? Was wäre eine motorisierte Einheit ohne Werkstatt! Auch sie waren Tag und Nacht bei der Arbeit; mal bei der Kompanie, dann wieder hinten auf der Landstraße, um ein liegengebliebenes Fahrzeug flottzumachen. Die Fahrzeuge hatten in diesem Kriege etwas auszuhalten, und so manches von ihnen war für die Aufgaben nicht gedacht und gebaut, die es dann erfüllen mußte. Den Konstrukteuren würden heute noch die Haare zu Berge stehen, wenn sie hätten sehen können, was alles ihren Schöpfungen zugemutet wurde. Und es ging, ging besser, als mancher vorher gedacht hatte. Die Werkstatt aber vollbrachte wahre Wunder, führte in Stunden mit behelfsmäßigem Werkzeug die unmöglichsten Reparaturen aus, die zu Hause Wochen gedauert hätten und ohne Spezialwerkzeuge nie gemacht worden wären. Sie brachte die „vermurktesten Schlitten“ wieder in Gang, baute aus drei alten zwei neue Wagen zusammen und ging mit Feuereifer daran, fahrungsunfähige Beutefahrzeuge an den Straßen wieder in Gang zu bringen und zu wichtigen Ausrüstungsgegenständen der Kompanie zu machen. Ihr größter Schmerz war es, als sie einen französischen Tankwagen, dem in vierundzwanzigstündiger ununterbrochener Arbeit eine neue Achse und beinahe ein neuer Motor eingebaut worden war, grünumfränzt zu guter Letzt in Burgund doch noch stehenlassen mußte, weil die Kompanie auf die Werkstatt nicht länger warten konnte und der Wagen noch irgendwelche Mucken hatte. Andere werden mit ihm glücklich geworden sein. Uns sollte er als Ersatz für einen Tankwagen dienen, der sein Ende am Fuße einer Felsstraße Savoyens gefunden hatte.

Damit schließt diese Darstellung und beginnt die Schilderung unseres Erlebens. Sie stellt nur einen winzigen Ausschnitt aus dem Gesamt-erlebnis des ganzen deutschen Heeres dar, aber vielleicht ist doch vieles von dem für alle gültig und bezeichnend, was unser Kriegsschicksal wurde. Dennoch will dieses Buch nur für eine Kompanie sprechen und nicht für mehr. Es will auch nicht mit künstlerischen Maßstäben gemessen werden, keine dichterische Leistung sein, sondern nur ein schlichter, schmuckloser Bericht. Vielleicht aber werden sich aus dieser Beschreibung auch viele Kameraden angesprochen fühlen, die in anderen Truppenteilen und an anderen Frontabschnitten das taten, was als oberstes Gesetz des deutschen Soldaten über allem seinem Tun stand:

Die Pflicht!

Ein faltetes Kapitel

Der Winter war kalt und hart. Rings um unser Quartierdorf N., in der Gegend zwischen Neuß und Rheydt, waren die Äcker meterhoch mit Schnee bedeckt. Die Straßen wären es auch gewesen, hätten nicht unermüdlich unsere Schaufelkommandos die Sohlwege ausgeschaufelt, die Verwehungen beseitigt. Es kam gar nicht selten vor, daß der Ausgang aus dem Hause des Quartierwirtes morgens mit dem Spaten erkämpft werden mußte. Wenige Schritte weiter schlugen dann über den kürzer Geratenen die Schneewogen zusammen. Dieses Erlebnis hatte zum Beispiel einer zu verzeichnen, der die Tiefe des verschneiten Straßengrabens in kühnem Sprunge ergründen wollte. Kameraden säuften brachten ihn wieder ans Tageslicht. Schwer hatten es die, die draußen auf einem Abbau wohnten und Tag für Tag sich über nachts wieder hoch verschneite und verwehte Feldwege zum Antreteplatz durchkämpfen mußten. Oft versanken sie bei jedem Schritt bis an den Leib im Schnee. Die berühmten ältesten Leute der Gegend konnten sich nicht entsinnen, am Niederrhein jemals soviel Schnee gesehen zu haben. Ein Neunzigjähriger glaubte sich an den Winter 1888 erinnern zu können, aber genau konnte er die Jahreszahl auch nicht mehr sagen. Damals soll das niederrheinische Land auch monatelang unter dichtem Schneepanzer begraben gewesen sein.

Temperaturen brachte dieser Winter mit sich! Das Thermometer reichte manchmal nicht aus, sie zu verzeichnen, und die Quecksilbersäule zog sich ganz in die kleine blaue Kugel zurück. In romantischen Vorstellungen sitzt man zu solchen Zeiten um den Kamin, in dem lustig Buchenscheite prasseln. Die Flasche mit Feuerwasser geht von Hand zu Hand. Auf dem Kalbsfell der alten Trommel, die im Rund steht, rollen die Würfel. Einer greift in die Saiten der alten Laute, die an der Wand hing. Die Luft ist blau vom Tabaksdunst. Über dem Kamin hängen Jagdtrophäen und Stichdegen (übrigens, der Kompaniechef sammelt sie. Wer welche übrig hat, sende sie mir). Abgesehen davon, daß ein Kamin schön, aber unpraktisch ist, weil man vorn gebraten

und hinten Gefrierfleisch wird, ist dem mitnichten so. Es war alles viel prosaischer und ganz ohne Romantik.

Unser Dorf ist von kleinen Bauern und Arbeitern bewohnt. Es gibt drei Gasthäuser. Im Saal des einen war unsere Bekleidungs- und Waffenkammer untergebracht, im Saal des zweiten sangen, froren und lernten wir zuweilen, außerdem benutzte Adf. für uns hier die Bretter, die die Welt bedeuten, im Saale des dritten wurden dann und wann Filme vorgeführt, sofern er nicht von unseren Funkern besetzt war, die drahtlos von einer Saalecke in die andere solche Fragen stellten: „Gier Mars! Juppiter, hören Sie uns?“ — „Gier Juppiter (Ton auf der zweiten Silbe), Mars kommen.“ — „Gier Mars, Juppiter kommen!“ Und so vergnügten sie sich den ganzen Tag, und wenn nicht der Vormarsch gekommen wäre, täten sie es noch heute. Die Nachforschungen nach „Juppiter“ ergaben, daß dahinter nicht der römische Gott vermutet wurde, sondern eine rheinische Verkleinerungsform für „Jupp“. Und den Namen kennt doch nun jeder. Auf jeden Fall sei hier den fleißigen Funkern, die im Vorworte nicht erwähnt wurden, bestätigt, daß sie manchmal auch dann Verbindung bekamen, wenn sie dringend gebraucht wurde. Für die Ätherüberlastung konnten sie ja nichts.

Drei Säle hatten wir also im Dorf und drei Gastwirtschaften. Sie waren gleichzeitig die Wärmehallen für die Kompanie. Denn die meisten dieser rheinischen Bauernhäuser waren ja auf Winter wie den des Jahres 1939/40 nicht eingerichtet, hatten meist nur eine heizbare Wohnküche, während die anderen Räume angenehm gekühlt waren. In dieser Wohnküche spielte sich notgedrungen das gesamte Familienleben ab. Dazu nun noch ein oder zwei oder drei Soldaten — nein, das war zuviel. So manch einer entfloß dieser häuslichen Atmosphäre und ging in die Kneipe. Wohin sonst? Es gibt aber welche, die das Skat spielen dennoch nicht lernten. Abends stieg man frostklirrend ins Bett, das steif zu einem Eisblock gefroren war, der erst durch Körperwärme, soweit Vorrat reichte, aufgetaut werden mußte. Und das Aufstehen morgens? Brrrrrr!!! Es kostete viel Überwindung, ohne entsprechende Zülle — alles, was nur nach Kleidung ausah, war zur Verstärkung der Erwärmung auf das Deckbett gepackt worden — sich unter diesem Gebirge hervorzuarbeiten und sich schutzlos der Zimmertemperatur preiszugeben. Aber was half es! Dieser heroische Kampf wurde jeden Morgen gekämpft und immer gewonnen. Denn um 8 Uhr wurde angetreten.

Es gab natürlich — welche Regel ist ohne — Ausnahmen. Ausnahmen nach beiden Seiten. Solche, die abends die Fenster weit auf-rissen, weil sie das von Hause so gewöhnt waren, und dafür morgens eine halbe Stunde lang den Schnee aus dem Fenster schippen durften. Und solche, die es bei ihren Quartierwirten besonders günstig getroffen hatten, sei es in Gestalt eines Öfchens oder in Gestalt einer elektrischen Heizsonne. Unser Chef hatte sogar einen Vorraum, denn der Zugang zu seinem Zimmer ging durch den Lofus.

Sier muß ein Absatz über das Wesen des Quartierwirtes eingeschaltet werden.

Viele Millionen deutscher Soldaten lagen in diesem Kriegswinter am Rhein hinter und vor dem Westwall. Die Mehrzahl von ihnen wohnte in Bürgerquartieren. Es gab auch nicht ein Dorf ohne Einquartierung. Die Dörfer waren viele Monate lang mit Soldaten belegt. Die meisten Winzer, Bauern und Arbeiter waren ja auf derartige Einquartierung gar nicht eingerichtet. Sie brachte für so manchen Haushalt eine Fülle von Problemen, Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten mit sich. Es wäre so nicht zu verwundern gewesen, wenn diese drückende Last — sie drückte trotz der gezahlten Quartiergelder, die als Bargeld manchem Quartierwirt dagegen auch wieder zu einem Sparkassenbuch verhafsen, das er sich immer erträumt hatte — wenn also diese drückende Last die Stimmung der Bevölkerung und ihre Einstellung zur Truppe negativ beeinflusst hätte. Das war aber nirgends so, und gerade Ausnahmen bestätigen das. Gewiß kam es schon vor, daß mal ein Soldat im Quartier sich nicht so aufführte, wie es sich gehörte. Nicht alle Menschen sind Engel. Wir hatten dann ein probates Mittel: Er wurde allein in einer Scheune auf Stroh untergebracht. Und es gab Quartierwirte, die sich ihren Soldaten gegenüber so benahmen, daß sie vor den Volksgerichtshof gehört hätten. Wir haben nur zwei solcher Fälle in langen Monaten kennengelernt.

Dort, wo die Truppe die erste Einquartierung ist, profitiert sie natürlich vom Reiz der Neuheit, womit nicht gesagt sei, daß später gekommene Truppenteile weniger herzlich aufgenommen worden seien. Oft ist in der ersten Minute schon ein herzlicher Kontakt da, oft kommt er auch in sechs Wochen langem Zusammenleben nicht so recht zustande. Es ist das wie bei Liebesleuten mit der Liebe auf den ersten Blick. Im letzteren Falle tut jeder dem anderen gegenüber voll seine Pflicht, aber es fehlt das Gemeinschaftserlebnis, das im ersten Falle

am ersten Tage da ist. Da sind es dann „unsere Soldaten“, und es gibt keinen Vorgang im Dorfe, der nicht mit ihnen besprochen ist, keine Veranstaltung, bei der sie nicht die Hauptgäste sind. Sie gehören zur Dorfgemeinschaft.

Mit Begeisterung erzählten unsere Männer von ihren Quartieren in dem hessischen Städtchen A., dem Rheindorfe B. bei Düsseldorf, dem Städtchen C. im brandenburgischen Fläming, dem Kölner Vorort D. Viele Briefe gingen noch immer hin und her zwischen den Quartierwirten von damals und ihren Soldaten. Und manches Päckchen fand den Weg in das neue Quartier. Die Zahl der Urlaubsgesuche in die alten Quartiere war sehr reichlich, so daß schließlich diese Fahrten von der Armee verboten werden mußten, denn in den alten Quartierorten lagen ja auch wieder Soldaten. Wer sollte außer ihnen auch noch Gäste von einst unterbringen. Die rheinischen Mädchen kamen so ziemlich unter die Haube, und so mancher band sich für immer (oder wurde gebunden) an ein Mädel vom Rhein. Die männliche Jugend des Rheinlandes wird wohl nach diesem Kriege zum wesentlichen Teile ihre Frauen aus anderen Gauen holen müssen.

Auch der Monat März brachte den Frühling nicht, und am Tage des Frühlingsbeginnes fror und schneite es. Ein Tag verging wie der andere: Waffenpflege, Unterricht, Singen. Wenn mal der Bahndamm ohne Schienen in der Nähe einigermaßen schneefrei war: formaler Dienst, um die Knochen zu bewegen.

Eines Tages hatte der Kommandeur einen Einfall: Wir brauchen einen eigenen Musikzug. Richtig! Musik muß her. Was der Kommandeur anpackt, das setzt er durch. Eines Tages kamen — gestiftet vom Gau Pommern der NSDAP. — die Musikinstrumente an, bald darauf der Musikmeister und mit dem Nachersatz die Musiker. Ein eifriges Proben begann, in der Abgeschlossenheit eines Saales stellten sich die Musiker mutig und entschlossen der vereinten Kritik von drei Kompanien, und am Ostersonntag fand dann das erste öffentliche Auftreten statt: Platzkonzert in unserem Dorfe. Es wurde ein voller Erfolg. „Sie spielen wie die Alten“, meinte Unteroffizier F. Also wie altgediente Musiker. Sie haben uns fernerhin auf unserem Kriegszuge so manches Mal aufgespielt und den Kameraden anderer Waffengattungen dazu.

Anfang April begann es Frühling zu werden. Wir stellten fest, daß unter dem weißen Schneetuch des Winters sich braune Ackerkrume

befand. Morgens zwitscherten die Schwalben unter dem Dachgiebel, Stare pfffen in fahlen Bäumen, an denen schüchtern erste Blattknospen sich dehnten, und hoch im blauen Firmament sang uns die Lerche ihr sehnsuchtsvolles Lied.

Da drängte es auch uns hinaus, und jeder fragte den anderen: Wann geht es nun endlich los? Nun verläuft doch das Wasser, nun wird es doch endlich Zeit. Aber der Boden war noch weich und naß und noch gar nicht für den Krieg geeignet. Aber dennoch schlug uns die Abschiedsstunde. Abschied vom Quartierdorf. Es raunte schon einige Tage lang vom Abteilungsstabe her: „Wir werden verlegt. Liegen ja nun auch schon acht Wochen da. So lange lagen wir ja noch nirgends.“ Dann war eines Tages der Befehl da. Wir kommen in ein kleines Dorf weiter vorn an der Grenze, am Westwall. Die Quartiermacher fuhren los. Die Sachen wurden gepackt, die Fahrzeuge blitzblank gepuzt, als sei Appell vor dem General. Eines Vormittags fuhren sie in langer Kolonne auf. Nochmals herzliches Händeschütteln, einen Kuß von meinen reizenden sechs- und dreijährigen Quartierstöchtern (manche Quartierstöchter waren auch schon älter), dann ging's zum Dorfe hinaus! Ade! Wieder hat eine Fahrt ins Ungewisse begonnen. Und das Ungewisse ist doch das Schönste am ganzen Soldatenleben.

F ü n f W o c h e n a m W e s t w a l l

An einem milden Apriltag zogen wir ins neue Quartierdorf. Es lag an einem Flüßchen mit sumpfiger Niederung, in der Korbweiden wuchsen. Flußränder, Wiesen und Höhenzüge waren mit Bunkern gespickt wie ein Gase auf der Bratenschüssel. Nein, hier würde keiner durchkommen, hier müßte wohl jeder feindliche Angriff blutig zerschellen im Kreuzfeuer dieses Bunkersystems. Im Dorfe erhoben sich die Fördertürme einer Kohlenzeche. Von den Galden sahen wir weit ins Land, im Westen einen schmalen Streifen holländischen Gebietes und dahinter waldiges Hügelgelände, das schon zu Belgien gehörte. In der Senke davor mochte wohl die Maas fließen.

Die Menschen waren hier aufgeschlossener, lebensfreudiger als im alten Quartierdorf, wo viele noch in engen und dumpfen Anschauungen lebten und das Jahrhundert an sich vorbeirauschen ließen wie einen fernen Strom. Vielleicht mag das damit zusammenhängen, daß jenes Dorf abseits des Verkehrsstromes lag und seine Bauern selten der Weg weiter führte als bis auf ihren Acker, während hier nun Tausende von Bergmännern dreimal am Tage zum Schichtwechsel ins Dorf kamen und Leben und Weben von ihnen einen anderen Anstrich erhielt. Hier spürte man wieder Pulsschlag und Tempo der Zeit.

Freilich, Bürgerquartiere gab es nun nicht mehr, außer für Kompaniechef, Zugführer und Feldwebel. In zwei großen Sälen auf Stroh fand die ganze Kompanie ihre Unterkunft. Der Parkplatz am Fuße einer Galde mußte erst durch viele Fuhren Schlacke befestigt werden, und als wir eine riesige Pappel fällten, um uns eine Einfahrt zu schaffen, da hatte die Kompanie für diesen Tag ihre Sensation. Es war mangels anderer aufregender Erlebnisse ungeheuer interessant, zuzuschauen, wie sich Art und Säge immer tiefer ins Fleisch des Baumes gruben, und Wetten wurden abgeschlossen, ob der Baum nun genau in die frei gemachte Schneise zwischen den Fahrzeugen oder auf die Fahrzeuge fallen würde. Es verloren beide Teile die Wette. Der Baum streifte mit seinem Geäst einige Fahrzeuge, ohne ihnen allerdings Schaden zuzufügen.

Hier in S.M. waren wir nicht mehr allein Herren der Straße. Ein Bataillon des Münchner Hausregiments war da, bayerische Pioniere, Leichte Panzerjäger, eine niedersächsische MG.-Kompanie. Das Zusammenleben mit ihnen war ausgezeichnet, und wir wurden in kurzer Zeit „freiwillige Bayern“, manche schon wegen des Bieres, das die Bayern direkt aus München bezogen. Morgens marschierten die Kompanien oft an uns vorbei und sangen Lieder vom „Jäger“ und von der Alm. Da ritt vor seiner Kompanie — einem Siegfried gleich —, mit dem Goldenen Ehrenzeichen der NSDAP. auf der Brust, der Oberleutnant Bötzel, ein blonder, breitschultriger holsteinischer Güne, den seine Aufgabe als SA-Gruppenführer nach München und damit in dieses Regiment geführt hatte. Mit Stolz zeigte er uns eines Tages das Bild seiner blonden Kinder, die — so sei es sein Wille — wieder in Seewind und Marschenluft aufwachsen sollten in der heimatlichen Nordmark. An der Dyle-Stellung erfüllte sich sein Kämpferleben für Deutschland. Auch die anderen Kompanieführer — alle in Bayern oder Franken zu Hause — waren so, wie die unvergleichliche deutsche Infanterie sie braucht: Feuerköpfe mit unbezähmbarem Angriffsgeist, die ihre Männer immer wieder mitrissen. Die würden es schon schaffen, dachten wir uns, und wehe dem Feind, der diesen Soldaten vor die Mündung kommt.

Da war der Kommandeur der Pioniere. Was für ein Soldat! Taktiker und Feuergeist, Vater und Kamerad seiner Soldaten, von ihnen verehrt und geliebt, wie nur ein Soldatenführer geliebt werden kann. Seine Männer hatten Tränen in den Augen, als er kurz vor dem Vormarsch zu neuen Aufgaben abgerufen wurde.

Jetzt hatten wir endlich die Möglichkeit, wieder einmal praktisch zu üben. Wir probierten viele Angriffe auf diese Bunkerlinie, so herum und anders herum. Aber wie wir es auch drehten und wendeten: Sie blieb unangreifbar. In dieser Verteidigungslinie gab es auch nicht eine Möglichkeit zum Einbruch, die nicht sorgsam erkundet und vermauert worden wäre. Da wuchs unsere Hochachtung vor den Baumeistern des Westwalls ins Ungemessene. Die Geschichte vom alten Generalfeldmarschall Haeseler fiel mir ein, der als Kommandierender General in Metz sämtliche großen Übungen als Angriffe auf die Festung Metz ansetzte und so alle Schwächen des Verteidigungssystems nach und nach kennenlernte und beseitigte. Seine Arbeit hat sich 1914 dann ganz

besonders bezahlt gemacht. Auch die Arbeit am Westwall hat sich gelohnt. Ohne den Westwall hätte der Krieg vielleicht einen ganz anderen Verlauf genommen.

Eines Tages hieß es, der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, und unser Armeeführer, Generaloberst von Reichenau, kämen zu uns. Wir sollten einen Angriff zusammen mit anderen Verbänden vorführen. Da begann ein eifriges Wiernern und Putzen, und man hätte selbst von den Felgen der Fahrzeuge getrost mittageessen können, so glänzten vor Sauberkeit Mann, Waffe und Fahrzeug. Dann begann der Angriff. Das Straßenpflaster dröhnte unter den Raupenketten der Zugpanzer. Überraschend brach ein Geschütz vor, das Rohr schon ausgeschwenkt. Schon in der nächsten Sekunde konnten die verderbenbringenden Schüsse donnern. Die Schützen des Stoßtrupps am Straßenrande zogen die Köpfe ein. Umsonst! Ja, Kameraden, wir können hier nicht wie ihr mit Platzpatronen knallen!

An der Straßengabel viel Feldgrau und rote Aufschläge. Scherenfernrohre, Offiziere mit Kartenbrettern, Meldesabrer. Uha, dort stehen sie, und jetzt schauen sie zu uns herüber. Was sie wohl sagen mögen? Dann schmettert das Signal: „Das Ganze halt!“ —

Jetzt endlich kam der Frühling. Man konnte wieder ohne Mantel gehen, abends im Sonnenschein auf der Salde sitzen und nach Westen weit ins Land schauen. Die Männer konnten endlich mit Mädchen im Mondschein spazierengehen (aber nicht nach Zapfenstreich). Im Dickicht nahe dem Parkplatz schlug im hellen Frühlingmorgen eine Nachtigall. Wir aber reckten uns, dehnten die Glieder und empfanden: Wie schön ist doch die Welt!

Wir probierten unsere Waffen und unsere Fahrzeuge aus nach der Fragestellung: „Was mache ich, wenn . . .?“ Wenn keine Brücke da war, fuhren wir einfach durch den Fluß, auch wenn der eine oder andere dabei ein kühles Bad riskieren mußte. Wie kommt man mit Fahrzeugen aus metertiefem Sumpf wieder heraus? Solche und andere Fragen wurden mit fast wissenschaftlicher Gründlichkeit erforscht, denn — so meinte der Chef — lieber jetzt als später, wenn es im Ernstfall probiert werden muß. Und wären die Salden fester gewesen, wir wären wohl auch mit Zugpanzer und Geschütz steil bis auf die Höhe gefahren, wie wir es nachher in den Bergen Savoyens tun mußten. Diese Proben waren nicht umsonst. Sie gaben uns Aufschluß über die Leistungsfähigkeit des Materials und den Männern ein unbedingtes Zutrauen zu ihrer neuen

Waffe. Dem Chef war nichts gut genug, es konnte alles noch besser sein, und diese Unzufriedenheit ist uns dann im Kampfe sehr zugute gekommen; denn nun konnte die größtmögliche Leistung aus der Kompanie herausgeholt werden.

Sonntags hörten wir das Wunschkonzert und waren zufrieden, als die Kompanie auch einmal darin erwähnt wurde. Urlauber erzählten von daheim und wie es in Pommern aussehe. Auf den Feldern liege dort noch immer Schnee, und es habe sogar neue Schneestürme gegeben. Bei uns grünten nun die Saaten, wenn auch manche Stelle verschlammt oder ausgewintert war.

Wir zählten jeden Sonntag extra, der die Felder trocknete und uns die Hoffnung gab, daß es doch nun eigentlich bald losgehen könne. Aber das geschah ohne Nervosität oder Unruhe. Der Führer werde schon den richtigen Tag bestimmen.

Die Grubenarbeiter, die zu Rad aus Holland kamen, erzählten dann und wann von neuen Bunkern und Befestigungslinien in Holland an der deutschen Grenze. Gegen wen? Und von Inspektionsfahrten englisch sprechender Herren in Zivil. Und jenseits der Maas, auf belgischem Boden, am Albert-Kanal, da werde fürchterlich geschanzt. Auch holländische Arbeiter führen dorthin. Wir hörten es mit dem ruhigen Gewissen des Stärkeren. „Baut nur!“ sagten wir bei uns. „Wenn ihr den Feind in euer Land laßt, wird euch das auch nichts nutzen. Wir kriegen eure Bunker doch entzwei.“

Gegen Mitternacht gab es einmal „Alarm“. In fünfzehn Minuten — so konnte der Chef mit stolzer Befriedigung feststellen — stand die Kompanie mit Saß und Paß an den Fahrzeugen. Die Motoren wurden angelassen, liefen sich warm. Und es dauerte gar nicht lange, da rollte die lange Fahrzeugschlange hinauf auf die Straße, dem Sammelplatze zu, um sich an der befohlenen Stelle einzufädeln. Die Nacht war empfindlich kühl. Im Flußtale wogten weiße Nebelfetzen. Über allen Straßen, die zur Grenze führten, lag ein leichter blauer Schein, entstanden aus Staubwolken und der spärlichen Leuchtkraft der abgeblendet fahrenden Fahrzeugkolonnen. In den Dörfern, durch die unsere Vorausabteilung fuhr, rasselte, schnaubte und stampfte es im Dunkel der Nacht. Halb unterdrückte Rufe, die durch das Motorengebrumm an unsere Ohren drangen. Bespannte Kolonnen, Batterien, MG.-Kompanien machten sich hier marschfertig, um nach unserer Durchfahrt zu folgen. Es ging alles ohne viel Geschrei. Einmal kam

einer sich besonders wichtig vor und preschte mit seiner bespannten Kolonne zwischen zwei motorisierte Verbände hinein. Es hat ihn nichts genützt. An der nächsten Kreuzung hielt er mit seiner Kolonne auf freiem Felde. Eile mit Weile! Die deutsche Wehrmacht ist ein feinnerviger, bis ins Letzte durchdachter Mechanismus. In diesem Räderwerk hat jede Umdrehung ihren Sinn und ihre Aufgabe. Und wer sich diesen Gesetzen nicht fügt, den scheidet das Werk selbsttätig wieder aus. Durch einen Ablaufoffizier und eine Straßenstreife ist schnell wieder Ordnung auf der Straße geschaffen.

Jetzt zeigt sich links neben der Straße die Grenze. Bei uns ist alles verdunkelt, vom Grenzbach ab ist drüben alles hell erleuchtet, Förder-türme, Fabrikhöfe, Straßen. Nur die Wohnhäuser liegen im tiefen Nachtschlummer. Vom nahen Waldrand schreit ein Käuzchen. Hinter uns im Osten deutet sich fahl der Morgen an. Von den Bäumen tropft der Tau. Mich fröstelt. Die Kameraden wohl auch. Wir halten nun schon eine ganze Weile. Ist es Ernst? Geht es los? Viele von ihnen wissen es noch nicht ganz genau: Ist das nun eine Marmübung oder der Krieg?

Um 6 Uhr morgens schwenken wir in weitem Bogen wieder nach Osten ein. Es geht zurück ins Quartier. Vor uns fährt im Beiwagen-Krad der blutjunge Pionierleutnant Ziegler. Sicher, so muß ein junger Leutnant sein, so begeistert er jeden seiner Soldaten. Seine helle Stimme dringt zu uns herüber. Ich höre sie noch heute. Am Morgen des Angriffes war er der erste, der an der Spitze seines Krad-MG.-Zuges sein junges Leben dem Vaterlande gab.

Nun ist es vollends hell, und im Osten glüht das Morgenrot. Da kommen Reiter quer über den Acker. Die Pferde dampfen. Jetzt haben sie den Weg erreicht und traben wieder an. Die Reiter schwanken im Sattel. Tauchen dann im Galopp in einen Hohlweg. Ein Bildnis, das Hermann Löns im „Zweiten Gesicht“ prägte, kennzeichnet die Empfindungen der Stunde:

„Kerl, weißt du, wie dein Leben sein müßte?: ein Gedicht von Rot in Rot; rote Küsse auf rotem Blut! Die weite Heide, Kerl, ein blig-blanker Kappe zwischen den Beinen, den Bogen auf dem Rücken, den Köcher an der Seite, und in der Hand das Schwert, das mit dem damaszenischen Stichblatt, Kerl; hinter dir tausend Kerle so wie du, und die alle auf den Pfiff gehorchend, Kerl, und dann der Feind!“

Und dann der Feind! Wir brannten darauf, einer wie der andere,

nun endlich an den Feind zu kommen und ihm zu zeigen, wie deutsche Soldaten kämpfen.

Auf dem Rückmarsch trafen wir mit schmetternder Musik unsere Münchner Infanteristen. Sie hatten schon einen gewaltigen Marsch hinter sich — — —.

Die Wette, daß es bis zum 1. Mai losgehen würde, war endgültig verloren. Feldwebel G. hatte eine Flasche Sekt gewonnen. Er meinte dann, es würde auch bis Pfingsten nicht losgehen. Pfingsten standen wir schon hinter dem Albert-Kanal. Diese Wette verlor er.

Soll man auf Pfingsturlaub fahren oder nicht? Alle, die fahren, sahen wir erst nach Wochen wieder. Sie waren unserem Marschtempo in Feindesland nicht gewachsen. Bis auf zwei: den Kompaniechef und den Kompanietruppführer. Letzterer hatte „Vater-Urlaub“. Sie erreichten die Kompanie jenseits der Grenze noch am ersten Kampftage und brachten sogar noch zwei neue Schützen mit. Glück muß der Mensch haben!

Es geht los!

Der 9. Mai ist ein sonniger Tag. Der Kompanieführer Leutnant B. (der Chef ist im Urlaub) hat gerade Rundfunknachrichten gehört. Es scheint allerlei los zu sein.

In Berlin weilt der italienische Minister Pavolini zu Besuch.

Der Führer ließ die norwegischen Gefangenen frei.

Der OKW-Bericht meldet die Versenkung eines englischen 7000-Tonnen-Transporters vor Narvik und eines feindlichen U-Bootes im Skagerrak.

Mussolini sprach am vierten Jahrestage der Imperiumsgründung: „Mein Schweigen werden nur Tatsachen brechen.“

Lord Halifax redete im Oberhaus. Er bemäntelte Englands Rückzug aus Norwegen und erklärte: „Wir haben beschlossen, anderweitige Operationen zu beginnen!“

Die französische Presse fordert nunmehr schnellsten Angriffsbeginn gegen Deutschland.

England und Frankreich wollen also die Initiative an sich reißen. Sie bereiten irgendeinen großen Schlag vor. Das ist nicht weiter beunruhigend, denn bisher kam der Führer allen ihren „großen Schlägen“ blitzschnell zuvor. Ob das, was England und Frankreich im Schilde führen, mit den Befestigungsarbeiten, Wege- und Brückenbauten an der deutschen Grenze in Holland und Belgien zu tun hat? Nun, wir liegen hier als Kiegel vor dem Ruhrgebiet. Und können nur jedem raten: „Sände weg!“

Da kommt schweißüberströmt ein Motorradfahrer angejagt. Holt aus der Melbetasche ein Papier, das schon außen die Aufschrift trägt: „Alarm! Sofort öffnen!“ Leutnant B. öffnet und liest ein Stichwort. Und springt wie elektrisiert auf. „Das ist doch ... —! Natürlich! Die Geheimakte her: ... Das ist Alarm!!! Und um 5.35 Uhr morgen früh geht es über die Grenze!“ Wer kann ermessen, welche Gedanken in einem solchen Augenblicke ein Soldatenherz bewegen.

Über nun Ruhe! Der Reihe nach legt er noch einmal fest, was er mit

dem Kompaniechef schon so oft getan hatte: Was alles zu tun ist. Und es muß ja alles so unauffällig wie möglich geschehen.

Es ist schon lange alles für jeden in Betracht kommenden Fall bereit. Ein Griff: Die Befehle sind in seiner Hand. Das Kartenmaterial ist gebündelt da. Die Tankfässer sind gefüllt. Die eisernen Portionen sind ausgabebereit. Die Kompanie hat einen Zigarettenvorrat dazu. Die scharfe Munition ist empfangen und eingeladen, nur Gewehr- und MG-Munition muß noch ausgegeben werden. Aber das kann später an der Grenze geschehen. Die Feldküche muß noch mal Kaffee kochen und für die Feldflaschen ausgeben. Die Feldpost muß noch abgegeben werden, denn in den nächsten Tagen werden wir sie wohl kaum loswerden.

Ob der Chef noch rechtzeitig zurückkommt? Ob er etwas erfahren hat? Der wird ja schön fluchen. Und was werden die Urlauber sagen? Sie hatten doch wie die ganze Kompanie so lange sehnsuchtsvoll auf diesen Augenblick gewartet.

Zur befohlenen Stunde steht die Kompanie. Die Züge haben als Teile verschiedener Vorausabteilungen gesonderte Marschbefehle. Auch der Troß kennt nun seinen Weg. Die Männer haben es längst spitz, was los ist. Noch hat es ihnen keiner gesagt, aber sie fühlen es, sehen es aus jeder Anordnung, jedem Befehl.

In zwei Grenzdörfern stellen sich im Nachtdunkel die Vorausabteilungen bereit. Vorausabteilung! Für die Soldaten ist dieser Begriff romantikumwittert. Er sagt ihnen eins: Ihr seid ganz vorn! Ihr seid die ersten, die an den Feind kommen! Ihr seid Stoßtrupp einer Armee, müßt im Sandstreich strategisch wichtige Ziele erreichen und erkämpfen.

Da haben wir das zweite und dritte Wort, und beide lassen jedes Soldatenherz höher schlagen. Sandstreich! Stoßtrupp! Wer wollte nicht gern ein Stoßtruppunternehmen mitmachen, bei dem das Gelingen vom restlosen Einsatz jedes einzelnen abhängt? Kann er seine Männlichkeit jemals konzentrierter empfinden und erleben als im Augenblick bedingungslosester Hingabe an die befohlene Aufgabe, Wegbereiter der Kameraden zu sein, der großen Armee, die hinter ihm marschiert? Schürt es nicht seine Kraft bis zur höchsten Leistung, wenn er sich sagen kann: Die wenigen Kameraden um mich und ich sind aus so vielen Zehntausenden dahinter ausersehen, eine Bresche zu brechen, die Mauern des Feindes zu durchstoßen, den Weg frei zu machen?

Sandstreich! Mit List, Kühnheit und Frechheit dem Feinde eine Bastion wegschnappen, ehe er es sich versehen hat, ehe er überhaupt be-

griffen hat, was denn geschah. Gibt es etwas Schöneres für einen Soldaten? Ist doch kein Augenblick stolzer und durch keine Schätze der Welt aufzuwiegen, als wenn er mit lachenden Augen erzählen kann: „Das haben wir aber sauber hingelegt! Und wie sie gelaufen sind! X. von rechts, Y. von links, drei Handgranaten hinein, ein paar Feuerstöße mit dem MG. Dann war die Klappe zu. Von weiter hinten gab es dann Junder mit MG. und Granatwerfern, aber sie haben uns nicht gekriegt. Und hier sind die fünfzig Gefangenen.“ Und noch später im Kameradenkreise schlägt er sich vor Freude die Schenkel, wenn er daran zurückdenkt. Die Gefahr? Krieg ist immer gefährlich. Das hat jeder Soldat vorher gewußt. Aber ist es nicht gerade die Gefahr, die das Leben dem Soldaten so lebenswert macht? Wird ihm nicht jeden Morgen, den Gott werden läßt, das Leben neu geschenkt? Und hat er darum nicht das Recht, sich doppelt daran zu freuen und es doppelt und dreifach zu leben? So sind Stoßtrupp und Handstreich!

Nun rollen die Züge ins Dunkel der Nacht. Alles ist gespannt, was nun wird. Pioniere fahren vorbei, Arad-MG.-Züge, eine Flakkompanie, mit schweren Pontons eine Brückenkolonne. Gedämpfte Kommandos. Nun brausen die Schweren Panzerjäger wieder vor, sädeln sich ein. Ab und zu ein kurzes Galt. „Was ist los?“ fragen sich die Männer. „Warum halten wir schon wieder?“ Sie möchten natürlich gleich durchfahren bis an die Küste. Denn es ist nun ausgemacht, daß wir in Ostende baden werden. Einer hat eine Karte und zeigt: Da liegt Amsterdam, da Rotterdam, dort Antwerpen, dahinten Calais und unten Paris.

Richtig, Paris! Es ist ganz klar, daß wir nach Paris müssen. Einer war schon mal da und bietet sich gleich als Führer an: Und dann über den „Etoile“, auf den „Arc de Triomphe“, den Triumphbogen Napoleons. In den Invalidendom gehen wir zu Napoleons Grab, in den Louvre mit seinen Kunstschätzen. Schlendern über die Rue de Rivoli, trinken an der Großen Oper in einem Straßencafé eine Schokolade. Natürlich gehen wir auch auf den Montmartre, fahren auf den Eiffelturm und klettern hinauf nach Sacré Coeur, der schneeweißen Kirche, die aussieht wie aus Zuckerguß, und hinter der in kleinen Lokalen das wirkliche Leben der Pariser sich abspielt, das anders ist als das für den Fremdenverkehr gespielte.

Und dann die große Parade vor dem Führer auf dem Place de la Concorde und den Champs-Élysées. Die Großväter vieler unserer Pommern haben als Grenadiere des Befreiungskrieges von 1870 hier

vor dem alten Kaiser, Moltke und Bismarck einen Parademarsch hingelegt, daß das Pflaster sich senkte. „Na, unsere Zugpanzer sind auch nicht ohne, wenn wir so damit angerollt kommen!“ Damit ist die Diskussion über dieses Thema geschlossen.

Die Fahrer haben angestrengt aufzupassen, denn es wird mit Standlicht gefahren. Es ist Neumond und stockdunkel. Wie leicht kann man da auf den Vordermann auffahren, insbesondere, wenn plötzlich gehalten wird.

Gegen Mitternacht erreichen der erste und dritte Zug mit ihrer Vorausabteilung das Grenzdorf Süsterseel, wo sich alles unauffällig so verteilt, daß pünktlich die Grenze überschritten werden kann. „Es kann an den Fahrzeugen geschlafen werden“, hat Leutnant B. befohlen. Aber wer kann in einer solchen Nacht schlafen? Die Handgranaten werden scharf gemacht, scharfe Munition für Gewehre und MG.s wird ausgegeben. Die Fahrzeuge werden aufgetankt.

Um 3 Uhr morgens unterrichtet Leutnant B. die Unteroffiziere, gibt dann den Zügen Lage und Aufgabe bekannt. Nun weiß jeder genau, worum es geht. Also zuerst müssen blitzschnell die Grenzbefestigungen überwunden werden. Dann geht es in schnellstem Tempo zum Juliana-Kanal. Die Rad-MG.-Schützen — auch unsere sind dabei — und Radfahrzüge haben die Brücken, die zur Sprengung vorbereitet sind, im Handstreich zu nehmen. Über die Brücken weiter zur Maas, wo die Bunker zusammenzuschießen sind und der Brückenschlag gedeckt werden muß. Pioniere, Stoßtrupps, Leichte Pak setzen mit Schlauchbooten sofort über. Auf holländische Soldaten wird nur geschossen, wenn diese das Feuer eröffnen.

So, nun weiß jeder Bescheid. Der zweite Zug steht im Walde bei Tüddern für seine Sonderaufgabe bei der rechten Vorausabteilung bereit. Leutnant A. hat ebenfalls nun seinem Zuge die Lage bekanntgegeben und wartet auf den Angriffsbefehl.

Wir stehen an der schmalsten Stelle des Maastrichter Zipfels, werden also wohl am schnellsten über die Maas und auf belgischem Gebiet sein: kalkulieren unsere Männer. Damit könnten sie recht haben. Sofen wir es.

Langsam graut der Morgen herauf. „fertig machen!“ — „Motoren anwerfen!“ Noch einmal wird schnell alles überprüft. Südlich geht es aus dem Dorfe heraus, dessen Einwohner den Soldaten herzlich zuwinken: „Macht es gut! Sals- und Weinbruch!“

Nach Süden weitet sich mächtig mit werdendem Licht der Blick nun ins Land, das von Baumreihen und Pappeln durchzogen ist. An einzelnen Stellen bezeichnen Abraumhalden die Lage von Kohlengruben. Nach Westen sperrt das auf einem Hügel gelegene deutsche Grenzdorf Zillensberg den Ausblick. Hinter uns liegt die Heimat, die zu schützen wir ausgezogen sind.

Es ist einhalb 6 Uhr morgens. Gleich werden die Kradschützen und die Radfahrer die Grenze überschreiten. Das ist ein großer Augenblick. Ein Schritt, bei dem es kein Zurück mehr gibt. Nun sich freudig dem Schicksal in die Arme werfen! Jetzt sind wir wahrhaft ganz auf uns selbst gestellt und genau das, was wir selbst aus uns machen. Nun ist das „Ich“ endgültig begraben, und nur noch das große „Wir“ hat ein Recht auf uns. Wir sind nun heraus aus bürgerlicher Sicherheit und dem Zwang der Zivilisation, die festgefügtten Lebensgesetze des Alltags haben ihre Macht über uns verloren. Wir tauchen wieder tief hinein in das große göttliche Werden, in das ewig brodelnde All. Eine höhere Macht wird nun bestimmen, ob und wann und wie sie uns wieder einmal zurück an den Strand des bürgerlichen Lebens wirft. Nun gelten nicht mehr die Begriffe und Maßstäbe des täglichen Lebens, nun gilt nur noch d e r M a n n !

Jetzt geht es an den Feind. Und da heißt es nur noch: „Wir oder ihr!“ — „Ich oder du!“ Natürlich immer „ihr“ und „du“. Diese Entscheidung braucht niemand in seinem Herzen zu fällen. Sie hat schon die Natur mit ihren ewig gültigen Lebensgesetzen für jeden gefällt. Jetzt werden wir Leben vernichten, weil diese Leben die unseren vernichten wollen, werden wir Leben vernichten, um selbst zu leben, für das Volk, dem wir angehören, und das ein Recht auf uns hat, für unsere Sippe und Familie, die uns braucht, und ein wenig wohl auch für uns selbst, weil das Leben so schön ist.

5 Uhr 35 Minuten!

Der Augenblick des befohlenen Grenzübertritts kommt so schnell, daß keiner ihn so recht begreift. Da heulen die Motoren der Kräder ihren Salut, und dann entschwindet in leichten grauen Staubwolken die Kradstaffel in Richtung auf das Dorf Jabeek, das gleich südlich der Grenze liegt. Die Kräder behindert die Betonröhrensperrre nicht, die nun schnellstens von den Pionieren gesprengt werden muß, um den Fahrzeugen den Weg zu öffnen. Holländische Soldaten? Sind nirgends zu sehen.

Ein Nachrichtenwagen versucht, die Sperre über das Feld zu umgehen. Ein Feuerstrahl, ein dumpfer Knall, eine schwarze Rauchwolke. Minenexplosion. Das Feld ist vermint. Der Wagen brennt aus. Schnell wird eine Minenwarnung angebracht. Die ersten Verwundeten. Nachdenklich sehen einige ihre blutigen Verbände. So sieht das also aus. Na, egal, hoffentlich geht es bald weiter.

Die gesprengte Durchfahrtsgrasse ist noch zu schmal. Unsere Zugpanzer müssen heran, unsere Elefanten. Die räumen den Rest weg. Dann ist der Weg auch für uns frei. Nun aber Tempo, los, was die Motoren hergeben, und hinterher!

Es ist gut, daß wir reichlich mit Karten ausgestattet sind. Denn die Ortschilder sind zum Teil entfernt. Diese Erschwerung nehmen wir gern in Kauf. Sie behindert unsere Orientierung nicht. Jetzt geht es durch Grootdoenrade. Gleich dahinter muß eine Straßenkreuzung kommen. Dann zweigt rechts die Straße nach Munstergeleen ab. Schon sind die riesigen Anlagen, Fördertürme, Schornsteine der Mauritiushütte zu sehen, der größten holländischen Kohlengrube. Arbeiter streben zur Arbeitsstätte. Sie starren verblüfft auf die deutschen Soldaten. Heute werden sie wohl feiern müssen, vielleicht auch noch morgen und einige Wochen dazu, wenn die Holländer die Eisenbahn irgendwo gesprengt haben sollten. Dann gibt es nämlich keine Waggons und keine Möglichkeit zur Kohlenabfuhr.

Verschlafen reiben sich die Bauern in Grootdoenrade die Augen, als es über ihre Dorfstraße rumpelt. „Die Deutschen sind da!“ Dieser

Auf geht von Mund zu Mund. Dann stehen sie in Gruppen an der Straße und sehen schweigend, aber nicht unfreundlich auf die deutschen Soldaten.

In Geleen an der großen Straße von Sittard nach Maastricht lockert sich das Bild. Die Einwohner bringen den deutschen Soldaten Wasser und Kaffee zum Trinken, verkaufen ihnen dicke holländische Schokolade und Bohnenkaffee (wir waren auch mit Malzkaffee sehr zufrieden, aber Bohnenkaffee ist noch besser, wenn man ihn hat) und unterhalten sich ganz freundschaftlich mit ihnen. Sie bewundern unsere achtungsgebietende und imponierende Waffe — so etwas hätten sie bestimmt nicht — und erklären frei heraus: „Es ist gut, daß ihr endlich gekommen seid. Einmal mußte die gräßliche Zeit der Ungewißheit ja ein Ende nehmen. Sie ruiniert die besten Nerven. Wir wußten ja immer, daß eines Tages Truppen kommen würden, französische und englische oder deutsche. Wahrscheinlich deutsche. Denn ihr habt es ja viel näher.“

Andere sparen nicht mit Kritik an der Königin, an der Regierung, an der Presse, die eben nicht ehrlich neutral gewesen seien und nun das Unglück des Landes verschuldet hätten. Noch haben sie nicht die Erklärungen des Führers und der Reichsregierung im deutschen Rundfunk gehört, ebensowenig wie die deutschen Soldaten. Sie wundern sich nur, daß der Sender Silversum an diesem Morgen schweigt.

Widerstand von dieser Seite ist also nicht zu erwarten.

Nach kurzer Pause geht es an der Mauritiusgrube vorbei weiter nach Westen. Die Eindrücke der kurzen Fahrt durch holländisches Gebiet: Es ging alles so schnell, daß diese Eindrücke nicht sehr tief sein können und sind. Und wenn ihr, Kameraden, die ihr dabei wart, zurückdenkt: Die großen Eindrücke der 47 Kampftage haben viel von dem hinweggewischt, was im ersten Augenblick wichtig erschien und nachher so schnell verblaßte vor noch wichtigeren Erlebnissen.

Melder von vorn: Die Brücke bei Urmond ist unbeschädigt in unserer Hand, ebenso die südlich bei Stein. Für den Weitermarsch wird der Weg über Urmond befohlen.

Wenige Minuten nach 8 Uhr morgens stehen die Schwere Panzerjäger an der Maas und damit an der holländisch-belgischen Grenze. Drüben sieht man kleine Waldstücke, Heide und dahinter ein Dorf. Das muß Leuth sein. MG.-Feuer hallt herüber, belgische Artillerie beschießt die Uferstreifen. Die Pioniere hatten Verluste. Leutnant

Ziegler gefallen. Schade! Ein Grab an der Maas, noch ohne Namen. Unsere Stoßtrupps sind in Schlauchbooten über den Fluß gegangen und haben einen Brückenkopf gebildet. Nun müssen die Pioniere schnell eine Brücke schlagen für unsere schweren Fahrzeuge.

Das ist also die Maas. Weidenbüsche hängen von den leicht ansteigenden Ufern tief ins Wasser, auf dem Holztrümmer treiben. Ein halb untergegangener Kahn ist an einen Uferpfahl gekettet. Wie schmal doch der Fluß ist. Wir hatten ihn uns ganz anders vorgestellt.

Leutnant B. ist mit den Geschützführern schon hinüber, um Lage und Stellung zu erkunden. Die Pioniere bauen zunächst einmal eine schwere Fähre und dann eine Brücke. Um 11 Uhr ist die Fähre schon fertig. Das Übersetzen der beiden Züge beginnt. Merkwürdig, wir hatten eigentlich mit heftigerem Widerstand in diesem Abschnitt an der Maas gerechnet. Feldstellungen, ein paar MG.s, die nach kurzem Kampf außer Gefecht gesetzt waren, dann Artilleriebeschuß, bis die Batterie Stellungswechsel nach rückwärts machte. Eigentlich enttäuschend. „Über wartet nur, am Maas-Schelde-Kanal geht es los, und kommt mal erst an den Albert-Kanal“, hatten niederländische Einwohner von Urmond gesagt. Na ja, wir würden ja sehen, hatten wir gemeint. Und gegen schwere Bunker, da wären wir gerade Spezialisten. Wir wären das so gewohnt, zum Frühstück und zum Abendbrot ein paar davon zu knacken. Da hatten sich die Frager scheu zurückgezogen. Sie zweifelten offenbar an unserem Verstand. Abwarten, ihr Mijnheers!

Seit dem frühen Morgen ist die Luft mit donnerndem Motorenlärm erfüllt, zieht Staffel um Staffel, Geschwader um Geschwader von Osten nach Westen, beladen bis an die Tragfähigkeitsgrenze mit Bomben. Große zwei- und dreimotorige Maschinen sind es, und darüber schwirren wie Mückenschwärme im strahlenden Zimmelsblau die Jäger und warten auf jagdbares Wild. Das läßt denn auch nicht lange auf sich warten, und bald ist die schönste Kurberei im Gange. Es sind Engländer und Belgier. Einmal verschwindet mit schwarzer Rauchfahne ein Engländer in steilem Fluge vom Himmel, als hätte er sich an der gleißenden Sonne die Schwingen verbrannt. Der erste Abschuß. Irgendwo im Waldgelände jenseits des Kanals schlägt er auf. Noch lange steht die Rauchsäule über dem Walde. Sicher hatte er es auf unsere Brücken abgesehen.

Befehl von Leutnant B.: „Kompanie wird nach dem Übersetzen sofort über Leuth auf Eysden vorgezogen.“ Dort ist die Brücke über den Maas-Schelde-Kanal gesprengt worden, wie sich herausstellt. Ein Bunker in der Nähe der Sprengstelle behindert durch starkes Feuer den Übergang mit Schlauchbooten und den neuen Brückenschlag.

„Alsdann, das werden wir gleich haben“, meinen unsere Männer. Schade, daß die übrigen Uferbefestigungen einfach ausgespart und von hinten abgezwackt werden, falls die Besatzungen nicht vorher das Weite suchen. Aber das ist wohl so die einfachste und unblutigste Methode. Und deutsches Soldatenblut ist kostbar. Es wird gespart, wo es nur irgend geht. Das haben wir dann in diesem Kriege noch oft erfahren.

In Leuth schlägt trotz Artilleriefeuer unter hohen Bäumen an der Kirche eben ein Stab seinen Gefechtsstand auf. Ziemlich weit vorn, möchte man meinen. Aber das Bild wurde uns schnell zur Selbstverständlichkeit: Die Stäbe sind bei diesem Vormarsch weit vorn, oft vor dem Gros, um die Melde- und Befehlswege so kurz wie möglich zu gestalten. Zugehörigkeit zu einem Stabe war dort, wo wir Stäbe sahen, keine Lebensversicherung, und wir erlebten Divisionskommandeure, die wie die Reiterführer in alten Zeiten immer an der Spitze ihrer Division waren. Immer sehen wir die Gimbeerhosen ganz vorn. Die Generalstäbler erkunden selbst die Lage, um danach ihre Entschlüsse zu treffen.

Das Land, durch das der Maas-Schelde-Kanal führt, ist hier zwischen Eysden und Ducht verhältnismäßig flach, so daß sich der Kanal unauffällig dem Gelände einfügt. Eine Baumallee führt nach Süden aus Eysden heraus, biegt dann nach Südwesten ein zum Kanal herunter, wo sich ein Ladekai befindet. Drüben hinter dem Kanal setzt sich die Allee fort. Der Bau des Kanals hat sie zerschnitten. Gleich rechts steht ein Gasthaus, dessen Dachstuhl aufgerissen ist. Sämtliche Scheiben sind entzwei, das Innere des Hauses ist verwüstet. Dort, wo die Straße nach Südwesten zum Kanal einbiegt, schwenkt ein ganz neuer Damm mit zwei Seitenauffahrten noch schärfer nach rechts zu der Brücke hinauf, die hier seit Ausbaggerung des Kanals den neuen Übergang bildete. Die Trümmer der Brückenkonstruktion liegen zerlegt im Kanal. Auch das eine Fundament ist völlig zerstört. Die Häuser der Umgebung sind von der Sprengung stark mitgenommen, zu der wohl schon etliche Zentner Sprengstoff gebraucht worden sein dürften.

Die Einwohner, soweit sie nicht geflohen sind, beklagen sich, daß man sie vor der Sprengung nicht einmal warnte.

Südlich der gesprengten Brücke liegt am Ende der Kaianlage ein schwerer Betonbunker. In der Höhe der alten Baumallee ist ein befestigter MG.-Stand als Gartenpavillon getarnt. Und hier liegt das Zentrum des Widerstandes.

Guiiii — rack! Guiiii — rack! Die belgische Artillerie schießt nach Vucht hinein und Störungsfeuer auf den Südausgang von Eysden. Auch der östliche Kanalrand wird erheblich bepflastert. Infanteristen haben achtungsvoll im Straßengraben Deckung genommen. Später werden sie schon frecher werden, wenn sie erst einmal ihr Gehör geschärft haben für Abschuß, Flugbahn und Einschlag der Granate. Ich weiß es noch wie heute: Als ich einige Wochen später an der Somme mit einem Unteroffizier einer an diesem Tage zum ersten Male eingesezten Division sprach, begann gerade die französische Artillerie Ziele hinter uns zu beschießen. Als ich nach dem ersten Schuß mich nach dem Orte des Einschlages, der etwa tausend Meter weiter lag, umsah und mich dann zurückwandte, war mein Unteroffizier plötzlich zu meiner Verblüffung wie vom Erdboden verschwunden. Ich entdeckte ihn wieder auf dem Bauche liegend in einer Erdmulde zu meinen Füßen. So ist es zu Anfang wohl jedem mal gegangen, und sich sinnlos feindlichem Feuer auszusetzen, ohne dabei etwas zu erreichen, ist ja gewiß keine Tapferkeit, sondern Unvernunft. Verluste, die dadurch entstehen, schädigen nur die Einsatzfähigkeit einer Truppe, hatte uns der Kompaniechef immer wieder eingeprägt.

Das zweite Geschütz und der dritte Zug bleiben in Deckung. Das erste Geschütz fährt rasselnd vor. Die Bedienung jubelt. Jetzt ist der Brückendamm passiert, nun geht es gerade auf den Kanal zu die alte Baumallee herunter. So, und nun links auf das Raigelände einschlagen. Prasselndes MG.-Feuer trommelt auf die Panzerung. Da fällt der erste Schuß: „Volltreffer!“ schreit Leutnant B. Und der zweite hinterher: „Volltreffer!“ Der Bunker schweigt. Aber das MG. drüben im Gartenpavillon schießt noch aus nächster Nähe. Eine Brisanzgranate bringt auch dieses zum Schweigen. Dann hat die feindliche Artillerie schon Meldung über die Stellung des Geschützes. Die nächsten Einschläge liegen verdammt nahe. Also Stellungswechsel, denn hier gibt es nichts mehr zu tun.

Pioniere und Infanterie sind schon mit Schlauchbooten übergesetzt

und bilden wieder einen Brückenkopf. In der Nacht wird die Brückenkolonne erwartet. Erster und dritter Zug beziehen in Vucht Bereitstellung. Nun können die Männer schlafen. Der erste Kampf liegt hinter ihnen. Noch lange sprechen sie von den Erlebnissen dieses Tages.

Der zweite Zug hat kurz vor 6 Uhr morgens bei Millen die Grenze überschritten. Eine Straßensperre aus Betonröhren beseitigen wieder unsere Zugpanzer. Dann geht es in flotter Fahrt über Sittard, das schnell besetzt ist, nach Berg. Dort liegt nämlich eine große Wagenfahre auf der Maas mit erheblicher Tragfähigkeit. „Das spart uns einige Stunden“, hatte der bayerische Oberstleutnant bei einer Vorbespprechung gemeint. So gilt es also, Berg und die fahre schnellstens in die Hand zu bekommen. Bei der fahre soll sich ein Bunker mit Panzerkuppel befinden, ein Bunker sei in ein Haus eingebaut. Feldstellungen seien jenseits der Maas auch ausgehoben.

Um 7 Uhr ist die Brücke über den Juliana-Kanal in deutscher Hand, wenige Minuten später steht die Spitze der Vorausabteilung an der Maas. Da schlägt wütendes Feuer die Straße entlang, die von der fahre in den Ort führt. MG. bellen, die belgische Artillerie schießt, was die Rohre hergeben, in den Ort hinein, ein gut geleitetes und gut gezieltes Feuer, denn viele Schüsse treffen genau in die Straße.

„Schwere Panzerjäger vor!“ Zum ersten Male ertönt hier dieser Ruf, den wir nachher noch oft vernahmen. Die Geschütze rumpeln über die Kanalbrücke, biegen donnernd in die Dorfstraße. Radfahrer, Kradschützen, Infanteristen haben hier hinter Hausmauern Schutz gesucht. „Gut, daß ihr da seid! Gebt ihnen Saures!“

Zunächst einmal die Munitionswagen gedeckt unterstellen. So, und nun erst mal das dritte Geschütz in Stellung. Der Zugführer, Leutnant K., hat sie ausgesucht. Es gelingt, das Geschütz zunächst unbemerkt mit guter Schußrichtung auf die Panzerkuppel in Stellung zu bringen. Ein schweres Werk, diese Panzerkuppel, wie sich nun zeigt. Unten in der Nähe des Ufers liegen gedeckt die Pioniere mit den fertigen Schlauchbooten und die Stoßtruppe, um sofort, wenn das feindliche Feuer zum Schweigen gebracht sein sollte, blitzschnell überzusetzen.

„Du sollst nicht wackeln, sollst nicht mucken,
ruhig über Korn und Kümme gucken!“

Das hatte uns einst unser Schießunteroffizier vor jedem Schießen gesagt. Wir hatten diesen Leitsatz natürlich auf Korn und Kümme

umgedichtet. Im übertragenen Sinne war das Wort des Schießunteroffiziers nun auch hier anzuwenden. Nur keine Aufregung. Ruhig anrichten, Auge fest an der Optik. Der Rückschlag tut nicht wehe. Ruhig Höhen- und Seitenrichtmaschine bedienen. So, noch eine Umdrehung. Nun wird es wohl genau hinlangen. Um so größer wird drüben die Überraschung sein.

„Feuer!“ Der erste Schuß verläßt das Rohr. Trifft genau auf den Kuppelrand und deckt die ganze Kuppel ab. Surra! Noch einen drauf, mitten in die Seitenscharte. Entfernung 200 Meter. Kumms! Der zweite Schuß sitzt in der Scharfe. Der Bunker schießt nicht mehr. Der ist erledigt. Dafür schießen nun um so mehr und wütender die Maschinengewehre aus den Feldstellungen, da jetzt die Geschützstellung durch das Mündungsfeuer erkannt ist, und die feindliche Artillerie. Brisanz her. Der Zugführer schreit es, der sich selbst auf den Richtsitz gesetzt hat, nachdem der Geschützführer ausgefallen ist. Schnellfeuer auf die MG-Stellungen, die alle vier, eine nach der anderen, niedergekämpft werden. „Gefreiter Sch. mit Beinschuß ausgefallen.“ Schon wieder einer. Der Beobachtungsunteroffizier springt hinzu und reicht Munition zu. „Gefreiter O. am Kopf verletzt, Schütze J. durch Granatsplitter ein Bein zerschlagen!“ Weiterschießen! heißt jetzt die Parole. Und dann sind auch die Feldstellungen erledigt, nur die feindliche Artillerie schießt noch. Das Geschütz macht Stellungswechsel. Pioniere und Stoßtrupps haben den Augenblick erfaßt. Sie sind über die Maas. Dumpf hallt die Detonation von Sandgranaten herüber. Sie räumen die Feldstellungen auf.

Schon haben Pioniere die Wagenfähre bemannt und setzen Fahrzeuge über. Bald darauf sind ein Geschütz und ein Zugpanzer übersetzt. Da sackt plötzlich die Fähre mit einem Lastkraftwagen langsam ab. Aus! „Bei Urmond ist schon eine Panzerfähre im Betrieb“, wird gemeldet. „Auf nach Urmond“, befiehlt der Zugführer. Und mittags hat er seinen Zug drüben wieder beisammen. Die Verwundeten sind zum Hauptverbandplatz gebracht und der Sanitätsabteilung übergeben worden.

„Bereitstellung in Meeswijk“, lautet der neue Befehl. Ehe sie bezogen ist, werden schon wieder die Schwere Panzerjäger verlangt. „Kommt nur recht schnell“, hatte der Melder des oberbayerischen Infanterieregiments gemeint. „Wir können halt nimmer weiter, es wird allz’vüll g’schossen.“

Westlich des Dörfchens Mulheim führt zwischen dem Dorf und einer

großen Fabrikanlage mit mehreren Ladegleisen und Umschlaganlagen der Kanal auf einem Damm mehrere Meter über Geländehöhe entlang. Von Eisenbahnwaggons auf den Ladegleisen, ausgebauten Stellungen in der Kaiwand und aus einem Bunker, der in das jenseitige Ufer hineingebaut war, und aus dessen Scharten der Kanal nach beiden Richtungen beherrscht werden konnte, schlug lebhaftes MG.-Feuer jedem entgegen, der es wagte, seine Nase fürwitzig über die Dammkrone zu stecken. Schon hatte die Infanterie einige Verluste zu verzeichnen. Auch tote Zivilisten lagen herum und Verwundete wurden von Ortseinwohnern davongetragen. Einem belgischen Soldaten gruben sie ein Grab. Stellungserkundung ist schwierig. Es muß trotz des Feuers am Ende eines am Fuße des Dammes entlang führenden Weges einfach auf die Dammkrone gefahren und aus zwanzig Meter Entfernung (!) sofort geschossen werden. „Zimmelfahrtskommando“, meint einer der Infanteristen. „Vielleicht auch nicht“ ist die Antwort.

Das Geschütz fährt an. Die Dammkrone hinauf. Da schlägt ihm schon ein Feuerorkan entgegen. Weiter kann der Zugpanzer nicht mehr schwenken, sonst fährt er in den Kanal. Der Neigungswinkel reicht gerade noch aus. Ein Schuß auf den Bunker. Noch einer. Der Bunker schweigt. Nun die Stellung in der Kaiwand. Nach vier Schuß schweigt auch hier das Feuer. Aus den Waggons wird noch geschossen. Sie sind durch das Geschütz nicht zu fassen. Das müssen andere machen. Schütze W., der Fahrer des Zugpanzers, muß in das Feuer hinaus, um abzufragen, und wird verwundet. Nachts setzen die Pioniere über. Solange muß das Geschütz im feindlichen Feuerbereich stehengelassen werden, um weitere Verluste zu vermeiden. Der zweite Zug zieht in Mulheim unter.

Beide Vorausabteilungen haben die Tagesziele planmäßig erreicht. Juliana-Kanal, Maas und Maas-Schelde-Kanal, drei Wasserläufe, die ideale Verteidigungslinien darstellen, sind bezwungen. Der Feind ist auf der ganzen Linie zurückgedrängt. Wir können zufrieden sein und von den Ergebnissen, die der OKW.-Bericht am nächsten Tage meldet, ein wenig auch auf unser Konto buchen.

So verlief unser erster Kampftag.

Bunkerkanonen am Albert-Kanal

Der 11. Mai kommt mit Sonnenschein und vereinzelt Regenwolken herauf. Gegen Mittag soll die Pontonbrücke über den Maas-Schelde-Kanal fertig sein. Dann geht es weiter, denn von den mit Schlauchbooten übergesetzten Infanteriekompanien und leichten motorisierten Teilen kommt Meldung, daß sie das große Waldgelände durchschritten, Asch genommen haben und sich im Vorgehen auf den Albert-Kanal befinden. Da wird es für uns höchste Zeit, daß wir hinterherkommen, denn beim Übergang über den Albert-Kanal werden wir wohl ein Wörtchen mitzureden haben.

Die Kompanie hat ausgeschlafen. Die fehlende Nachtruhe der Einmarschnacht hat für einen guten und festen Schlaf gesorgt. Jetzt wird schon wieder gewerkelt, an den Geschützen und Fahrzeugen geschafft. Vom Artilleriebeschuß, dessen Spuren die Hauptstraßenzüge von Ducht tragen, blieb sie verschont.

Es ist gegen die Mittagsstunde. Die Kompanie ist aufgefahren. Die Pioniere schlagen eben die letzten Nägel ein, befestigen die letzten Bohlen. Jetzt gibt der Pionierhauptmann den Weg frei. Langsam, mit Schrittgeschwindigkeit rumpeln wir über die Brücke. Links sehen wir noch einmal den erledigten Bunker, das MG.-Nest, rechts die gesprengte Brücke und das zerstörte Wirtshaus. Nun biegen wir auf die Straße nach Asch ein. Auch hier sind überall Pioniere an der Arbeit. Die Straße ist an mehreren Stellen gesprengt worden. In Fahrzeugbreite ist sie schon wiederhergestellt. Wir überholen eine lange bespannte Kolonne. Ab und zu kommen Radmelder von vorn zur Division. Die ist aber — wie wir wissen — auch schon im Umzug zum Albert-Kanal begriffen. Links und rechts der Straße haben wir sandiges Zeidegelände, rechts ist es stark hügelig mit steil abfallenden Abbrüchen. Wenn von da oben nur ein MG. die Straße bestriche ... Es ist aber keins da. Sand und Hügel sind mit Nadelwald bestanden, dazwischen hier und da ein wenig Laub, Birken, Eichen, Vogelbeerbäume, an der Straße grüner Ginster. Von rechts her schreit ein Kuckuck. Ein Verslein fällt mir ein, mit dem wir in der Kinderzeit den Kuckuck befragten:

„Kuckuck, Kuckuck, segg mi doch
Woveel Johre lew icß noch.“

Er rief 62mal. Schnell rechnete ich aus: Das wäre bis zum Jahre 2002. Ach ja, gesund und rüstig als fast hundertjähriger Veteran des Großdeutschen Freiheitskrieges 1939/40 das Jahr 2000 noch erleben zu können, das muß schon herrlich und die Krönung des Erlebens unserer Generation sein. Aber ob der Kuckuck recht hat? Im Leben ist er ja ein höchst unzuverlässiger Geselle.

Da liegt auch schon Asch vor uns mit zwei Kirchtürmen. Auf einem freien Platz an der Straße nach Genck warten wir auf weiteren Befehl. Die Männer vom vierten Geschütz arbeiten wieder emsig an der verbogenen Zugstange ihres Geschützes. Der Chef befiehlt Erkundung der Straße nach Genck und Aufnahme der Verbindung mit Division und Artilleriekommandeur. Leutnant B. ist in Richtung auf den Kanal vorgefahren. Genck ist fast völlig menschenleer. Die Bevölkerung der Orte im Vorfeld des Albert-Kanals ist größtenteils zwangsweise evakuiert und mitgeschleppt worden.

In einem großen Gebäude rechts der Straße hat der Artilleriekommandeur seinen Gefechtsstand aufgeschlagen. Pioniere sprengen soeben Straßensperren. Schon in Gelende mußten einige verminten Stellen der Dorfstraße umgangen werden. Im Rathaus von Genck ist ein Teil des Divisionsstabes eingetroffen. Der Befehl für uns ist schon fertig. Schnell zurück zur Kompanie. Wir sind auf der ganzen Divisionsbreite eingesetzt, um die Bunker am Kanal zu erledigen und der Division den Weg frei zu machen. Ein wunderbarer großer Auftrag. 1. und 3. Zug fahren unter Führung von Leutnant B. in Richtung Sledderloo ab, um mit dem linken Regiment der Division zusammenzuarbeiten, der Chef bleibt zunächst beim 2. Zug, der nach Genck und dann nach Süden zum rechten Regiment der Division vorfährt.

Eine Spitzkurve in Genck. Eine kleine Steigung. Dann sind wir aus dem Städtchen heraus. Rechts in einem Waldstück befindet sich der Regimentsgefechtsstand. Vor uns hallen Schüsse. Aha, endlich sind wir wieder dran. Als der Chef melden und sich über die Aufgaben des Zuges orientieren will, kreuzen belgische Flieger am Himmel. Von allen Seiten schießt die Flak und umrahmt die Flugzeuge mit blaushwarzen Watterbüschchen, bis sie in einer Wolkenwand verschwinden. „Deckung“, schreit der Regimentskommandeur, denn einmal sind Flakgranatsplitter keine der Gesundheit förderlichen Himmelsgeschenke, und es ist nicht wahr,

daß alles Gute von oben kommt, sondern eine böswillige Erfindung, gegen die der Luftschutz vorgehen sollte. Und außerdem ist es ja nicht notwendig, daß die Menschenansammlung, die der Regimentsgefechtsstand nun mal bedingt, gleich aus der Luft erkannt und der feindlichen Artillerie gemeldet wird, die augenblicklich etwas planlos ins Gelände schießt.

Zu Fuß geht es weiter nach vorn. „Hier, diese Stelle der Straße kann vom Feind eingesehen werden“, warnt ein Unteroffizier. Also im Graben weiter. Da sind auch schon Straßenbäume zerfetzt, Granateinschläge mitten in der Straße. Vor uns das Dorf Langerloo. Die Infanteriegeschützkompanie, die mit ihrem schweren Zug neben der Straße in Stellung gegangen ist, hat in einem Hause eine B-Stelle eingerichtet. (Für den unkundigen Leser: Beobachtungsstelle.) Wir haben tatsächlich aus diesem Hause eine fabelhafte Sicht auf die Bunker und Befestigungsanlagen im Hafengelände von Langerloo. Wir brauchen aber eine Geschützstellung mit direkter Schußmöglichkeit. Der Chef hat sie bald gefunden, eine Koppel, die gedeckt zu erreichen ist und von der aus wir fünf Bunker wie auf dem Präsentierteller vor uns haben. Dazu können wir zahlreiche Feldstellungen sehen, die ganze Kilometerbreite Tiefenstellung der Belgier. Fabelhaft! Ein SMG.-Zug, der dort oben liegt, borgt uns schnell mal seinen Entfernungsmesser aus. Der Chef mißt mit dem Zugführer, Leutnant K., die Ziele gleich an. Ich muß zurück, ein Geschütz vorholen.

Die Bunker vorn schießen aus allen Knopflöchern. Die Infanterie liegt in den Straßengräben fest. Jetzt langen sie von drüben über das Hafengelände auch noch mit 4,7-cm-Pak herüber. Gespannt erwartet alles unsere ersten Schüsse. Die Männer hier haben zum Teil schon gestern den Einsatz unserer Geschütze erlebt. Ob der Feind unser In-Stellung-Gehen beobachtet hat?

„Auf den Bunker am weitesten vorn, Entfernung 1200 Meter: Feuer frei!“ Kumm! Der erste Schuß prallt auf die Betonwand, daß es staubt! Die Scharte können wir nicht sehen. Sie liegt seitwärts. „Noch einen drauf!“ Die Betonwand zeigt bereits erhebliche Risse. „Und einen dritten Schuß.“ Der Chef hat selbst beobachtet, ich durfte richten. Auch der dritte Schuß sitzt genau in der Einschlagstelle des ersten. Der Bunker klappt nach beiden Seiten auf. Drei Mann der Besatzung laufen nach hinten übers Feld, schleppen einen vierten mit. Eine Brisanzgranate hinterher. Dann ist nichts mehr zu sehen.

Jeder Soldat hat seinen Waffenstolz. So wird es uns keiner verübeln, wenn wir mächtig stolz auf unsere Waffe sind.

Einen Bunker hat die Infanteriegeschützkompanie gefaßt, ebenso Schützengräben hinter dem Kanal.

Stellungswechsel, zwanzig Meter zurück. Dann haben wir die anderen im Schussfeld. Einer ist als Seltterverkaufshäuschen getarnt. Aber mit unseren guten Gläsern erkennt man ganz genau die Scharten und sogar die Waffen darin. Bunker um Bunker wird so mit gründlicher Genauigkeit vermessen und erledigt. Geschützführer, Richtschütze, B.-Unteroffizier, jeder will mal schießen, weil das Geschütz so großartig trifft.

Wo mag die B.-Stelle der feindlichen Artillerie sein? Wir suchen mit den Gläsern immer wieder das Gelände ab. „Da — dort unten hinter dem Hafengelände in dem zweistöckigen Haus“, meint Leutnant R. Richtig. Und im ersten Stock befindet sich ein MG.-Nest, das mit Sandsäcken geschützt ist. Als gerade die Entfernung gemessen ist, verhüllt eine Staubwolke das ganze Haus. „Sauerei!“ schimpft der Chef. Da hat also der schwere Infanteriegeschützzug schon das Feuer eröffnet. Aber schnell ist eine Einigung erzielt. Wir können im direkten Schuß natürlich noch sicherer treffen. Die Infanteriegeschütze zerhämmern augenblicklich die Grabenbefestigungen um das Haus herum, wir nehmen uns das Haus vor: „Im ersten Stockwerk, das vierte Fenster von links“, befiehlt der Chef. Da liegen nämlich die Sandsäcke. Und richtig: Mitten zwischen den Sandsäcken sitzt der Schuß, reißt die ganze Deckung auseinander und das Fenster heraus. Da setzt sich keiner mehr hin, das steht nun fest. Das Haus wird mit mehreren Schüssen abgetastet und fängt an einer Stelle Feuer. So, das reicht fürs erste.

Erkundungsauftrag. Die Straße führt auf das Verwaltungsgebäude des Kanals zu, das am Hafen 300 Meter vor dem Kanal liegt. In Deckung des Gebäudes stehen die Wagen der Sturmbootkompanie, in den Straßengräben liegt die Spizenkompanie des Bataillons. „Saubere habt's g'schossen mit eurer Bunkerkanone“, rufen die Infanteristen. Aber zwei Bunker sind noch da, die wir von oben nicht sehen konnten, und die schießen noch ein dichtes Strichfeuer über das Hafengelände. Nicht heranzukommen. Die Brücken sind gesprengt. Stoßtrupps versuchen sich vorzuarbeiten, mit kurzen Sprüngen das MG.-feuer zu überwinden. Da faßt sie von vorn links wieder die Pak. Die Sturmboote sind zu kostbar, sie müssen einige hundert Meter zurück und aus

der Feuerzone. „Zuüüü“, kommt es wieder heran, und wie der Blitz liegen wir auf dem Bauch. Direkt vor der Gausecke explodiert die Granate.

Also die Bunker müssen zum Schweigen gebracht werden und die Pat muß weg. In einigen Sprüngen rase ich durch das Feuer mit Meldung zurück zum Chef. Der sieht sich die Geschichte selbst nochmals an. Dann wird ein Geschütz vorgeholt. Die Infanteristen jubeln unseren Männern zu, drücken die Daumen. „Macht's uns Lust, daß wir 'nüberkomm'n.“ Mit Stellung sieht es schlecht aus. „Dann hilft es nichts, dann fahren wir offen auf und schießen in derselben Sekunde auf den gefährlichsten Bunker. Hier muß Luft geschaffen werden!“ Der Kompaniechef hat es befohlen. Da ist auch schon das Geschütz. Leutnant R. weist ein: „So, jetzt hier über die Blumenrabatten und über die Gasse weg. Scharf links halten... Jetzt ist Schussfeld, Entfernung 120 Meter.“ Und zehn Minuten später ist der Weg frei. Nochmals haben zwei Bunker und eine Pat dranglauben müssen. Der moralische Eindruck der gezielten Schüsse ist so groß, daß die Bunkerbesatzungen nach dem ersten Schuß ihre Bunker fluchtartig verlassen. So wirkt die Beschießung der ersten Bunker noch nach.

Die Sturmboote fahren wieder vor, der Infanterieangriff des Regiments kommt wieder in Schwung. Stoßtrupps dringen über den Kanal vor. Noch einmal flammt der Widerstand der Belgier auf. Ein MG.-Bunker, der tief in die Kanalböschung eingelassen ist, meldet sich und bestreicht die Wasserfläche. Nochmals fährt Leutnant R. mit dem dritten Geschütz jetzt bis an den Kanal vor und schießt den Bunker mitten im Feuer aus nächster Nähe zusammen.

Die „Bunkerkanone“ — so haben also heute unsere Bayern unser Geschütz getauft — hat ihre Schuldigkeit getan. Wenn auch das Wort „Bunkerkanone“ bei weitem nicht Möglichkeiten, Aufgaben und Tätigkeit unserer Geschütze erschöpft, uns hat die Anerkennung unserer Bayern und der volkstümliche Name so gefreut, als wenn unsere Geschütze Orden erhalten hätten. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dieser Name in wenigen Stunden, und überall spricht man uns auf die „Bunkerkanone“ an. Am nächsten Tage drückt der Kommandeur der Pioniere, die in einer schönen oberbayerischen Stadt am Inn zu Hause sind, der Kompanie seine Bewunderung aus. Er hatte das Schießen des zweiten Zuges beobachtet.

„Es wird bald dunkel, wir müssen noch zum 1. Zuge“, sagte der Chef.

Ringsherum ist der Himmel dunkelrot. Der Wald am Albert-Kanal zwischen Langerloo und Sledderloo hat Feuer gefangen und brennt lichterloh. Im Dorfe Sledderloo finden wir den 3. Zug, weiter vorn ein Geschütz vom 1. „Wo ist Leutnant B.?" — „Die bringen ihre Gefangenen ein, müssen gleich hier sein." Donnerwetter — wir sehen uns an —, die haben sogar Gefangene gemacht. Es sind die ersten, die wir sehen. Sie kommen in langem Zuge den Heideweg zwischen Wald und Koppeln entlang und werden in der Schule untergebracht. Der Chef verhört sie. Es sind fast lauter Flamen, und sie wollen den Krieg gar nicht. Sie hassen ihn. Sie hassen auch England, das zum zweiten Male flamlands Söhne für seine Interessen bluten lassen wollte.

Wie kam der Zug zu den Gefangenen? Das war so:

Die beiden Züge haben sich im Walde nördlich des Albert-Kanals beim linken Regiment der Division eingefunden, das sich gerade zum Angriff bereitstellt. Es fehlt aber noch die Artillerie, die wir hinter uns auf der Straße gesehen hatten. Aber sie muß nun wohl auch bald da sein. Inzwischen bemerkt Leutnant B., der sich mal aus dem Bodensfenster eines Hauses die Gegend ansah, in einem Gehöft jenseits des Kanals eine größere Truppenansammlung. Direkt zu schießen ist nicht möglich, dazwischen liegt die Böschung des Kanals. Ein Richtkreis zum indirekten Beschuß ist nicht da. Also über den Daumen gepeilt, zwei Korrekturen, der dritte Schuß sitzt genau. Das Gehöft brennt. Noch einige Schüsse hinterher. Der Feind flüchtet Hals über Kopf.

„Na, wenn das so beibleibt", meint Leutnant B., und geht mit seinen Unteroffizieren bäuchlings zum Kanalufer vor, um die Schußmöglichkeiten zu erkunden. Die Unteroffiziere B. und W. liegen in einem Straßengraben. Ganz in der Nähe schießt diesseits des Kanals noch ein belgisches MG. Unteroffizier B. steckt den Kopf über den Grabenrand — zieht ihn schnell wieder ein. „Du, W., weißt du, wo die augenblicklich liegen?" — „Ne, keine Ahnung." — „Halt dich fest. Gegenüber!" Im anderen Straßengraben liegt das MG. Und die beiden haben keine Handgranate da. Also den Karabiner her. Und richtig, es gelingt. Zwei Mann bleiben tot liegen, die anderen flüchten.

Jetzt sind Leutnant B. und seine Unteroffiziere schon weit vor den vordersten Infanteriesicherungen. Und immer noch kein brauchbares Schussfeld. Zum Schluß bleibt nur noch eine Lösung übrig, weil die Bunker einfach in die Kanalböschung hineingebaut sind: Mit dem Geschütz kühn, frech und gottesfürchtig im Sturm auf die Kanalböschung

vor den großen Bunker fahren und sofort schießen. Bedienung auf dem Geschütz. Der erste Schuß muß sitzen. Jetzt kommt es auf jeden Mann, seinen Mut, seine guten Nerven an und auf die Zuverlässigkeit des Materials. Unteroffizier Korte ist sofort bereit, zu fahren. Er hat den gefährlichsten Posten. Die Überraschung gelingt. Alle Männer sind begeistert und verbissen bei der Sache. Das Geschütz hat Panzerkopfgrenaten geladen. Jetzt braust es den Seideweg entlang, nun ist es im feuerbereich der feindlichen MG.s, Paßs und Geschütze. Staub wirbelt auf. Da ist die Böschung. hinauf auf den Rand. Achtzehn Augen suchen den Bunker. Da ist er. Der Zugpanzer schwenkt ein und macht dem Geschütz Platz. Schon fällt der erste Schuß. Durchschlägt die Panzerplatte der Scharte glatt. Eine gewaltige Detonation folgt, ein markerschütternder Schrei. Alle Scharten des Bunkers schweigen.

Wo ist der nächste Bunker? Hier, da, dort. Drei sind noch zu sehen. Auf der Böschung fahrend, werden im MG.- und Paßfeuer auch die drei anderen mit wenigen Schüssen mattgesetzt. Ein belgischer Panzerwagen will wohl die Lage erkunden, erscheint auf der gegenüberliegenden Böschung und eröffnet sofort das Feuer auf die Geschützbedienung. Nach zwei Schüssen unseres Geschützes bleibt er brennend liegen. Ein belgisches 4,7-cm-Paßgeschütz, von kleiner Raupenkarrete gezogen, fährt aus der Stellung hinter dem Kanal auf die Böschung. Ein Schuß, die Karrete steht, die Bedienung flüchtet, nimmt den verwundeten Fahrer mit, dessen Sitz von Granatsplittern völlig aufgerissen ist.

Die Pioniere haben die Überrumpelung ausgenutzt und das erste Sturmboot zu Wasser gebracht. Der Führer unseres 3. Zuges, Feldwebel G., geht mit Unteroffizier B. und dem Schützen A. zuerst hinüber. „Drahtschere her!“ Die gegenüberliegende Kanalböschung ist völlig verdrahtet. Eine Schneise wird in den Draht geschnitten. „Schnell, schnell, denn wenn die uns sehen, schmeißen sie uns Sandgranaten auf den Kopf.“ Die Feldstellungen, die lückenlos sich drei- bis vierfach zehn bis dreihundert Meter vom anderen Ufer entfernt am ganzen Kanal entlang erstrecken, wimmeln noch von Belgiern. Unser Stoßtrupp hat in den Stiefelschäften und im Koppel Sandgranaten, soviel hineingehen. An anderer Stelle setzt Leutnant B. mit seinem B.-Unteroffizier Sch. und seinem erfolgreichen Geschützführer Unteroffizier K. mit einem Sturmboot über den Kanal. Beide Stoßtrupps springen vom Böschungsrand mit einem Satz in den belgischen Graben, Pistole in der Faust, Sandgranaten wurfbereit. Die Überraschung ist groß. Von der

Seite wird der Graben aufgerollt. Die Besatzungen der rückwärtigen Stellungen ergreifen die Flucht. Stoßtrupps der Pioniere und der Infanterie sind blitzschnell gefolgt. Die völlig verduztten Belgier ergeben sich in Scharen, kommen zögernd aus ihren Unterständen und zeigen weiße Taschentücher. In einem zwei Kilometer breiten Abschnitt werden Hunderte von Gewehren, über 50 Maschinengewehre, 10 Paßs und große Mengen Munition gefunden. Das hat gelohnt. Und gegen diese Bewaffnung wurde an einem Nachmittage die „Belgische Maginot-Linie“, wie die Presse in Brüssel die Stellung am Albert-Kanal so gern bezeichnete, im ersten Ansturm zerbrochen und überrannt.

Bewegt drückt der Chef Leutnant B. und den Unteroffizieren die Hand, spricht den Männern seine Anerkennung aus. Am nächsten Tage kann er ihnen die Anerkennung des Generals übermitteln, denn die Kompanie hat — auf der ganzen Divisionsbreite eingesetzt — maßgebenden Anteil an dem großen Tageserfolg. Ohne Berücksichtigung der Gefangenen und der Beute kann der Chef dem Kommandeur als Tagesergebnis der Kompanie am Albert-Kanal als bekämpft und vernichtet melden:

- 1) Bunker mit mehreren Scharten, 3. T. mit Geschützen,
- 2 Paßs,
- 1 Panzerwagen,
- 3 MG.-Stellungen,
- 3 Feldstellungen, 3. T. mit Geschützen.

Wird eine der anderen Kompanien Stolzeres melden können?
Das war der große Tag der Bunkerkanone.

Gefecht um die Gette

Der 12. Mai ist Pfingstsonntag. Wir merken natürlich wenig davon. Für den Soldaten ist dann mal Sonntag, wenn er in Ruhe ist. Die beiden Züge haben, auf einige Wohnhäuser verteilt, in Sledderloo geschlafen. Man muß schon sagen, sehr glimpflich sind die Belgier mit dem Eigentum ihrer geflüchteten Landsleute nicht umgegangen. Sie haben zwar — so scheint es wenigstens — nicht geplündert wie später die Engländer in Mittelbelgien und Flandern, aber sie haben in den Häusern alles durcheinandergeworfen, alle Behältnisse aufgerissen und den Inhalt in den Stuben verstreut. Deutsche Soldaten gehen nun daran, erst einmal wieder Ordnung zu schaffen. Denn in so einem Saustall kann ja kein deutscher Soldat übernachten. Der Chef fährt mit dem Kompanietrupp nochmals zur Division. Wir schlafen dann feudal und mit frischer Bettwäsche im Hause eines Genfer Fabrikanten.

Am nächsten Morgen bringt der Chef als Neuigkeit von der Division die Kunde mit, daß die Belgier sich fluchtartig und nur noch hier und da hinhaltend Widerstand leistend zur Gette-Stellung zurückzögen. Die Infanteristen sind nach heißem Kampftag, nachdem sie nachts die erkämpften Stellungen südlich des Kanals gesichert hatten, im Morgenrauen schon wieder angetreten und befinden sich in zügigem Vormarsch. Unsere Sicherungsaufgabe für den nächtlichen Brückenbau ist damit erledigt. Die Pioniere sind noch eifrig am Werk, als der Chef sich nach Möglichkeiten für unsere Weiterfahrt erkundigt. Aber daran ist noch gar nicht zu denken. Zunächst ist die Brücke zu leicht, nur für die Kolonnenfahrzeuge der Infanterie und andere leichte Fahrzeuge geeignet. Und die müssen hinüber, sonst holen sie ihre Regimenter nicht mehr ein. Wir sind motorisiert und kommen in wenigen Stunden hinterher, wenn sich der Feind irgendwo zu setzen scheint. Ab und zu wird die Brücke gesperrt. Dann arbeiten die Pioniere wieder bienenfließig an ihrer Verstärkung. In den Straßen und Wäldern stauen sich fliegergedeckt lange Kolonnen, die ganze Leeres- und Divisionsartillerie. Die wollen alle hinüber? Na, dann können wir ja lange warten. Uns hat das

Kampffieber gepackt. Wir haben Angst, etwas zu versäumen. Ich soll die Lage an den Nachbarbrücken erkunden. Aber da sieht es genau so aus.

Der Waldbrand, der die ganze Nacht schwelte, hat den Zügelzug am Kanal auf lange und breite Strecken schwarz gefärbt. Es scheint viel Wild umgekommen zu sein, da der Brand an mehreren Stellen zugleich ausbrach.

Der Chef geht mit den Zugführern über die Brücke, um sich die Schußergebnisse von gestern mal von nahe anzusehen. Gefangene sind gerade dabei, tote belgische Soldaten zu beerdigen. Sie tun das kümmerlich, legen sie in den Schützengraben, schippen Erde darauf und legen einen Stahlhelm auf den Zügel. Wie sehen dagegen deutsche Soldatengräber aus! Vor dem ersten Bunker rechts, dem mit den drei Scharten und den dicken Rohren, den das 1. Geschütz mit dem ersten Schuß in die Scharte erledigte, liegt — halb zugedeckt — ein Mann der Besatzung. Er ist so vollständig zersetzt, daß seine Identität wohl kaum noch festgestellt werden kann. Leutnant B. kriecht in den Bunker. Kommt zurück und hält sich die Nase zu: „fürchterlich! Die da drin sind völlig zerissen und an die Wand gequetscht. Die Granate ist im Innern des Bunkers freipiert.“ Die Paß sehen wir, den Panzerwagen, dann die übrigen Bunker. Einer der Bunker auf dem Hafengelände ist eingestürzt. Überall auf der Böschung liegen Waffen umher. Wir sind scharf auf die belgischen FN-Pistolen mit Anschlagkolben. Aber die sind dünn gesät. Wie wir gerade eine Paß besichtigen, die behelfsmäßig als Drehkranz ein Wagenrad erhalten hat, kommt uns der General entgegen. Er hat ebenfalls von der erheblichen Wirkung der Beschießung der Bunker und Stellungen Kenntnis genommen und gratuliert dem Chef.

In diesem Augenblick brausen im Tiefflug einzeln insgesamt vier feindliche Flugzeuge heran. Alles, was nur Waffen hat, schießt auf sie. Gurra, der erste ist getroffen, raucht stark und trudelt dann schräg auf der südlichen Kanalseite, etwa 2000 Meter von uns entfernt, in den Boden. Eine dicke schwarze Rauchsäule verkündet noch nach Stunden sein Ende. Das zweite Flugzeug stürzt im Osten in der Nähe des Kanals brennend in den Wald. Das dritte will offenbar Sledderloo angreifen und streicht ganz niedrig über das Dorf. Wir hören das Sämmern der flieger-MG.s herüber. Plötzlich zieht die Maschine steil in den Himmel hinauf, kippt über und fällt senkrecht wie ein Stein in den Hochwald. Die vierte silberglänzende Maschine hat die Flak er-

wischt. Sie brennt schon in der Luft lichterloh und entschwindet weit hinter unserer Stellung nach unten. Vier Rauchsäulen bezeichnen nun das Ende von vier belgischen und englischen Flugzeugen. Wir sehen auf die Uhr: Der Vorgang hat genau fünf Minuten gedauert. Ja, das hätten die Herren wohl nicht gedacht. Die Pioniere an der Brücke erzählen uns, daß morgens um 6 Uhr schon einmal vier Flugzeuge abgeschossen worden seien.

Wie wir weitergehen, steigt aus dem Graben neben der Kanalböschung plötzlich langsam ein Stöckchen mit einem weißen Taschentuch empor. Ja, was ist denn das? Leutnant B. springt sofort hinzu, wir laufen hinterher und ziehen die Pistolen. Da kommen nacheinander ein Sergeant und neun belgische Infanteristen aus einem Unterstand heraus. Sie haben noch ein MG., Gewehre und Munition genug bei sich, sind offenbar im Abenddunkel bei der Auskämmung des Grabens übersehen worden, aber infolge weiteren Vorgehens unserer Infanterie nicht mehr davongekommen, so daß sie sich jetzt zur Ergebung entschlossen haben. Sie werden entwaffnet und dann zur Pontonbrücke in Marsch gesetzt.

Bei der Rückkehr ins Dorf laufen uns Männer der Kompanie entgegen: Den Flieger bei Sledderloo hat Unteroffizier B. mit einem Flieger-MG. abgeschossen. Es ist schon ein Kommando los, um sich die Absturzstelle anzusehen. So hat die Kompanie — der zweite Zug ist nun auch da — auch heute ein schönes Ergebnis zu verbuchen.

Nachts hören wir immer noch Räderrollen, Quietschen von Achsen, unterdrückte Kommandos. Eine Armee marschiert. Am nächsten Morgen muß ich mit einem Krad nach Eyck, jenseits des Kanals, wo sich der Abteilungsgefechtsstand befindet. Der Weg führt durch die Dorpheide, ein Gebiet mit lauter Einzelgehöften und Koppeln. Wir müssen um viele Ecken und Winkel fahren, bis wir auf der Straße nach Eyck sind. Gut, daß wir eine Beiwagenmaschine haben, mit einem SoloKrad wäre hier gar nicht durchzukommen. Unterwegs sehen wir die Tiefenstellungen der Albert-Kanal-Befestigungslinie. Meist aus abgestochenen Grasnarben, Torf und Holz gebaut, mit meterdicken Deckungen. Das Ganze hervorragend getarnt. Hier sind noch ganze Batterien unverfehrt und Waffen die schwere Menge. Die Gehöfte sind größtenteils beschädigt, aber es sind schon wieder Menschen da. An der Straße liegen verkrampt tote Belgier. Einer hält in der steil gereckten Faust noch eine Handgranate.

Munitionskisten stehen umher, Uniformteile und Ausrüstungsgegenstände bedecken die Straße. Bombentrichter mitten im Stellungsgewirr, nebenan auf der Koppel tote Kühe. Hier haben Stukas gewirkt. Wir sahen sie im übrigen gestern wie heute in dichten Scharen mit ihrem Morgensegel gen Westen fliegen.

An der Straße steht eine Paß unter einem Tarnnetz, mit Torf und abgestochenem Rasen wie die übrigen Stellungen gedeckt. Doch unter dem Tarnnetz bewegt sich etwas. Glas heraus. Dann näher heran. Eine Kuh leckt mit Eifer und Ausdauer das Geschütz ab. Das scheint ihr besonders gut zu schmecken.

Mit einem Marschbefehl kann ich zur Kompanie zurückfahren. Endlich geht es weiter. Noch ein kurzer Kampf um die Vorfahrt an der Brücke, denn jeder hält seine Einheit für die wichtigste. Dann geht es hinüber. Eigentlich ist die Brücke immer noch zu leicht, aber solide deutsche Pionierarbeit hält schon etwas aus. Endlich ist die Kompanie drüben. Wir atmen auf. Nun ist der Weg frei.

Wir kommen noch einmal an den Stätten unseres Wirkens vorbei. Die Männer machen sich gegenseitig aufmerksam und zeigen sich noch einmal die Stellen. „Da auf der Kanalböschung haben wir gestanden.“ — „Da oben am Gang war unsere erste Feuerstellung.“ — „Von da haben wir auf die Selterbude geschossen.“ Die sehen wir jetzt genau, ein achteckiger, ganz schwerer Bunker mit Schirmdach an der gesprengten Kanalbrücke. Links steht eine völlig verbogene Paß. Volltreffer von uns. Sie schoß mit Leuchtspur auf die Bereitstellung der Sturmboote.

Noch einmal blicken die Männer sich um, prägen sich die Landschaft ein, in der ihnen so große Erfolge vergönnt waren. Dann sehen sie nach vorn, denn nun bleibt das Geschehen der letzten Tage wie ein abgeschlossenes Buchkapitel hinter ihnen, und vor ihnen liegen neues Erleben und neuer Kampf.

Der Feind steht an der Gette. Karte heraus. Wie verläuft die Gette-Stellung? Ungefähr von Norden nach Süden mit Tirlémont als Mittelpunkt. Sie stellt den vorletzten Schutzriegel vor Brüssel dar. Und wie weit haben wir es noch? Etwa 60 Kilometer, für uns eine Kleinigkeit, für den Infanteristen, der sie kämpfend marschieren muß, eine gewaltige Leistung. Eigentlich fabelhaft, wie schnell unsere Bayern das geschafft haben.

Alein nun heißt es Abschied nehmen von den Bayern. Wir wollen

die sechs Wochen Zusammenleben mit euch immer zu den schönsten unserer Soldatenzeit zählen, und das Erlebnis Albert-Kanal verbindet uns für alle Zeiten.

Wir sind Geerestruppe, in keiner Division, keinem Korps zu Hause, sozusagen Waisenkinder des Geeres, die heute hierhin verborgt werden, morgen dorthin, wo eben etwas los ist und Verstärkung gebraucht wird. Dadurch kommen wir viel an den Feind, erleben viel, sind immer im Brennpunkt der Geschehnisse, allein, wenn wir gerade irgendwo warm geworden sind, führen uns neue Befehle schon wieder an neuen Ort. Und das ist nun die negative Seite dieses Zustandes: Waisenkindern dankt man schön für ihre Arbeit, ist sehr nett zu ihnen, allein man umgibt sie selten mit der Liebe, mit der man nun einmal eigene Kinder hegt und pfl egt.

Nach dieser elegischen Betrachtung kehren wir auf die Landstraße Diepenbeek—Cortesseem—Looz—Gothem—St. Trond zurück.

Die Orientierung ist etwas kompliziert, weil auf den Karten oft flämische Namen stehen, auf den Ortschildern wallonische und umgekehrt. So stellen wir schließlich, da so viele Wegweiser nach St. Truiden zeigen, das auf keiner Karte vorhanden ist, fest, daß es sich hier um St. Trond handelt, das wie viele andere Orte zwei Namen führt.

In hellen Scharen kommen uns Flüchtlinge entgegen, die von den deutschen Truppen überholt worden waren und nun beruhigt feststellen, daß es sich nicht um Menschenfresser, sondern ganz freundliche und manierliche Leute handelt, mit denen sich gut auskommen läßt. So sind sie dann umgekehrt und wieder auf dem Heimwege. Viele sind zu Fuß, manche auch mit Pferd und Wagen oder Auto unterwegs, beides oft grotesk und wie Wolkenkratzer mit in der Eile sinnlos zusammengekrampften Sachen beladen, die mit dicken Tauen festgeschnürt sind. Die Flüchtlinge sind noch etwas scheu, ziehen tief den Hut und schauen sich furchtsam um, ob nicht hinter ihnen hergeschossen würde. Das ist die Wirkung einer skrupellosen, jahrelang mit allen Mitteln betriebenen Verhetzung.

Am Straßenrande finden wir die Trümmer eines abgeschossenen französischen Flugzeuges, das mitten in die Straße gestürzt war und ein tiefes Loch hineingebohrt hatte. Wenig weiter stehen zurückgelassene belgische Armeefahrzeuge, ein Befehlswagen darunter mit viel Karten und Papieren. Sachkundige Hände haben ihn offenbar schon gründlich untersucht.

In Gothem hat sich das Korps installiert. Die Kompanie stellt sich abseits der Straße bereit. Der Chef geht zum I A. Mir blüht wieder das Glück, vorfahren zu dürfen. Südwestlich St. Trond soll bei einer schlesischen Division auch unser Abteilungsgefechtsstand sich befinden. Eilig brausen wir davon, erlebnishungrig, um recht viel zu sehen. St. Trond haben die Stukas in Behandlung gehabt. Man sieht das an vielen Spuren, völlig zusammengefügten Häusern, die unter sich feindliche Panzer- und MG.-Wagen begraben haben. Denen waren also die Bomben zugebracht. Die Innenstadt ist völlig unversehrt. Die große Straße nach Tirlemont trägt heftige Kampfspuren. Rechts an der Straße liegt Berg-op-Zoom. Erinnerungen an die niederländischen Freiheitskämpfe werden wach. Wo habe ich den Namen eigentlich schon gehört? Richtig, das war, als uns Flamen vor Jahren ihren Kampfgesang aus den niederländischen Freiheitskriegen vorsangen. Getragen und schwer war die Melodie, und immer wieder kehrte die Erinnerung an die belagerte und nie genommene Feste Berg-op-Zoom wieder. Es war aber nicht dieses Dörfchen Berg-op-Zoom, sondern eine Stadt und wichtige Festung an der Schelde.

In Attenhoven muß ich lange warten. In einem großen Obstgarten amtiert unter den Bäumen der I A der Division. Ich kann ihm lange zusehen, wie er kurz, bestimmt, aber verbindlich seine Weisungen gibt. Ein fluges, energisches Gesicht, zwei helle, klarsichtige Augen. Ein Mann ohne Nerven: der deutsche Generalstähler. Eben kommt der General von einer Fahrt zu den vorn eingesetzten Truppen zurück. Man hört wie dumpfes Rollen das Artilleriefeuer. Die Gette-Stellung wird entzweigetrommelt. Goffentlich bleibt für unsere Sturm- und Nahkampfgeschütze noch etwas übrig. Wir wollen doch auch noch schießen. Ab und zu gibt es fliegeralarm, einmal auch einen spannenden Luftkampf, bei dem ein Tommy ins Gras beißen muß. Merkwürdig, daß wir hier nur so selten französische Flieger sehen, dafür außer Belgiern meist Engländer, die ihre Bodenorganisation auf belgischen Plätzen unter der Maske harmlosen Luftverkehrs schon seit Monaten fertig hatten. Schließlich kommt der Abteilungsadjutant zurück. Der Kommandeur befindet sich am östlichen Ortsausgang. Unsere Kompanie soll schnellstens vorgezogen werden. Feindliche Panzer sind im Südwesten von Aufklärungsflugzeugen gesichtet. Das wäre ein Fressen für uns, ein Panzerangriff. Also mit hundert Sachen zurück. Indessen Eile mit Weile. Eine Reifenpanne schafft uns unerwünschten Aufent-

halt. Flaksoldaten helfen bereitwillig und kameradschaftlich bei der Montage.

Es geht vorwärts. Korps- und Artilleriekommandeur bauen gerade ab und verlegen vor, als ich wieder bei der Kompanie eintreffe. Auch wir haben Marschbefehl nach Rumsdorp. In einem Schloß am Südausgang hat der Artilleriekommandeur seinen neuen Gefechtsstand aufgeschlagen. Als der Chef dort gerade zur Besprechung weilt, werden wir an diesem Tage nochmals Zeugen eines großartigen Luftkampfes. Französische Flugzeuge — wir zählen in der Eile acht — kommen aus den Wolken hervor und wollen offenbar unsere Artilleriestellungen bombardieren. Die Flak schießt aus allen Rohren. Plötzlich schweigen die Geschütze. Wie Habichte in einem Taubenschwarm stürzen aus den Wolken mit heulenden Motoren deutsche Jäger hervor. Ein toller Wirbel beginnt, steil ziehen die Jäger hoch, stürzen dann wieder von oben auf ihre Opfer. Man kann kaum noch Freund und Feind unterscheiden. Ein Flugzeug stürzt brennend ab. Dann entzieht eine Wolke uns für Minuten die Sicht. Die Franzosen sind fort. Unsere Jäger sind alle da, schließen dicht auf und fliegen nun Sperre an der Gasse.

Die Kompanie fährt nach Attenhoven hinüber, das restlos verstopft ist, und findet in einem Gutshof Raum für Männer und Fahrzeuge. Wir sollen mit dem linken Infanterieregiment morgens die Gasse-Stellung durchbrechen. Regimentsgefechtsstand bei Neerheysssem. Ich soll sofort herüberfahren, Verbindung aufnehmen und Befehle empfangen.

Die Nacht ist schwarz und mondlos. Wir fahren in Frontnähe ohne Licht — ein schwieriges Fahren und Orientieren in unbekanntem Gelände. Die Ortsdurchfahrten sind winklig und kompliziert, die Abzweigungen schwer zu erkennen. Wegweiser fehlen. Zum Schluß geht es durch Feldwege, die sich alle Augenblicke verzweigen. In den Ortschaften befindet sich kein Mensch. Sie sind ausgestorben. Gespenstisch klappern die Fensterläden im leichten Nachtwind. Mal taucht eine verrückte Kuh aus dem Dunkel auf, Nachtvögel streichen niedrig über die Straße. Wir vernehmen das alles überdeutlich, denn alle unsere Sinne sind gespannt, weil wir im Dunkel die Orientierung nicht verlieren dürfen. In der Ecke links neben uns schlägt eine Nachtigall. Der ganze Horizont im Westen und Südwesten flammt von grellen Blitzen und dumpfem Donnern. Unsere schwere Artillerie schießt die Gasse-Stellung sturmreif. Das mögen wohl allein schon zwanzig Batterien sein, die

wir vom Wege sehen können, der nun über eine Höhe führt. Mündungsfeuer an Mündungsfeuer, dazwischen brennt ein Dorf. Allmählich unterscheiden wir schwere und leichtere Batterien. Der ganz schwere dumpfe Mündungsknall, den man fast körperlich zu spüren vermeint, rührt wohl von den 21-cm-Geschützen her, die wir am Tage sahen. Es ist wie ein glänzendes Ausstattungsfeuerwerk, diese Illumination des Horizonts. Vor uns steigen weiße Leuchtkugeln ins nachtschwarze Firmament. Aha, dort ist die vorderste Linie. Das ist ja nicht mehr weit. Dann folgen rote, und bald darauf tönt auch von vorn verstärktes Artilleriefeuer. Kaum kann man noch die einzelnen Abschüsse voneinander unterscheiden, es geht alles in ein Donnerrollen und Murren über. Die ganze Erde erzittert. In diesem weichen Boden pflanzt sich die Erschütterung kilometerweit fort.

Jetzt dröhnt es auch in der Luft. Flieger! Feindlicher? Die Flak gibt uns die Antwort, tastet mit ihren Scheinwerferfingern das ganze Firmament ab und schießt dann mit grüner und roter Leuchtpur in den Himmel. Das Motordröhnen verebbt, und mit einem Schlage sind die Scheinwerfer wieder aus.

Wir haben den Regimentsstab in einem Gutshof gefunden. Der Adjutant machte gerade den schüchternen Versuch, einmal ein Stündchen zu schlafen. Es ist ja schon lange 1 Uhr durch, um 4 Uhr wird er längst wieder an der Arbeit sein müssen. Aber freundlich und bereitwillig ist er sofort wieder bei der Sache, schickt mich mit dem Ordonnanzoffizier zum Oberst. Dann kann ich mit Karteneinzeichnung und Befehl im Meldblock zurückfahren. Auf halbem Wege steht an der Straße eine Brückenskolonne. Die Männer schlafen auf den Fahrzeugen. Werden wohl am Tage wieder heftig zu tun bekommen, denn Befehle an sie, in Ruhe eine Brücke zu bauen, gibt es gar nicht. Befehle, die sie erreichen, sind immer noch eiliger als am eiligsten. Kein Wunder bei dem Tempo.

Bewundernswertes leisten in diesen Tagen des Vormarsches die Infanteristen. Was nützt ihnen ein Ruhetag, was nützt es ihnen, als Divisionsreserve herausgezogen zu werden. Sie müssen ja doch marschieren, genau so viel wie die anderen, wenn sie den Anschluß nicht verpassen wollen. Den Kragen offen, die Ärmel hochgekrempelt, den Stahlhelm am Koppel, so sehen wir sie in diesen Tagen überall auf den Landstraßen, ohne Ruhe und Rast vorwärtstrebend, immer mit dem eisernen Willen, am Feind zu bleiben, wenn die wunden Füße auch schmerzen und die ganze Fußsohle aus Blasen besteht. Sie verbeißen

tapfer den Schmerz und setzen mechanisch einen Fuß vor den anderen. Aufbleiben, nicht zurückfallen, Vordermann und Nebenmann behalten. Vielleicht darf sich mal einer auf den Gefechtswagen setzen, eine Stunde, vielleicht zwei, dann ist der nächste dran, und es geht wieder in die Marschkolonne zurück.

Jetzt treffen wir auf ein Infanterieregiment, das schon im Nachtdunkel aufgebrochen ist und mit der Spitze an einer Wegkreuzung steht.

Um 3 Uhr morgens sind wir zurück. Der Chef läßt die Kompanie alarmieren. Eine halbe Stunde später sind wir unterwegs. Im ersten Licht der Morgensonne treffen wir in Neerheysssem ein. Die 2. Kompanie ist auch schon da, die 3. soll in der Nähe sein. Ganz großes Aufgebot.

Der Feind soll in der Nacht die Gette-Stellung geräumt haben. Mel-der erzählen es sich beim Divisionsstab. Ob das wahr ist? Das wäre ja ein Mordserfolg der Artillerie. Dann hören wir wieder von Panzern in der linken Flanke, wo irgendwie der Anschluß nicht stimmen soll. Vielleicht die vom Vortage?

Das mit den Panzern scheint richtig zu sein. Denn plötzlich werden wir zum Westausgang von Neerheysssem in Marsch gesetzt und sollen die linke Flanke sichern. Blitzschnell haben die Zugführer günstige Feuerstellungen ausgesucht und die Geschütze in Stellung gebracht. Die Straße nach vorn ist von unseren Pionieren vermint. Im Dorf steht ein französischer Panzer, der von deutschen Stoßtrupps überrascht worden war. Eine Kette ist entzwei, die Besatzung geflüchtet. Im Parke dicht dabei steht ein zweiter. Sonst ist von Panzern weit und breit nichts zu sehen. Ich fahre mit dem Rad — den Minen sorgfältig ausweichend — die Straße nach Jodoigne hinunter, dem Städtchen an der Gette, das mitten im Gefechtsstreifen des Regiments liegt und sein nächstes Ziel ist. Dort, wo sich die Straße von der Höhe nach Jodoigne senkt, liegt der vorderste MG.-Posten. „Wie lange liegst du schon hier, Kamerad?“ — „Seit dem Morgengrauen.“ — „Hast du hier Panzer gesehen?“ — „Ja, es sind auf dem gegenüberliegenden Gang hinter Jodoigne wohl einige verschwunden. Sonst ist es totenstill dort unten. In der Stadt gab es eine große Explosion. Vielleicht haben sie die Gettebrücken gesprengt?“

Also nichts los. Der Feind baut ab. Schon macht sich die Infanterie links und rechts auf den Feldern zum Weitermarsch auf die Gette fertig. Ein Spähtrupp fährt zur Stadt vor. Und links ist der Anschluß nun auch da. Eben kommt ein Feldwebel eines märkischen Radschützenbataillons, das als Spitze einer Panzerdivision in die Lücke geschoben

wurde, und nimmt die Verbindung auf. Keine Angst! Eine Marne-schlacht von 1914 gibt es nicht wieder. Wer gesehen hat, in welcher Tiefe hinter uns Reserve divisionen marschieren, die vielleicht nie in den Kampf kommen, der weiß, daß jede Spekulation auf Lücken in der Front, auf Mangel an Reserven, eine Fehlspekulation ist. Dieses Mal ist alles da.

Die Durchfahrt durch Jodoigne ist infolge der Brückensprengungen etwas kompliziert. Es ist bewundernswert, mit welcher Findigkeit unsere Pioniere sich immer wieder zu helfen wissen. In vielen Windungen geht es durch die Stadt, durch den Park eines Villengrundstückes und über eine Holzbrücke, dann über Kornfelder auf die gegenüberliegende Höhe hinauf. Der Kommandeur besichtigt gerade zwei schwere französische Panzer, die hier in unsere Hände fielen. Weiterfahrt in Richtung Löwen heißt es. Wieder versperrt uns so eine üble Brückensprengung den Weg. Als wir nach einer Umfahrt suchen, kommt der Kommandeur schon mit neuem Befehl: Der Feind setzt sich wieder an der Dyle-Stellung, der stark ausgebauten Befestigungslinie vor Brüssel. Zunächst Marsch über Lathuy nach Rour-Miroir. Das ist die Richtung auf Wavre, nicht auf Löwen. Morgen weiter zur Dyle.

Diesen Weg sind noch keine deutschen Truppen gefahren. Wir sind die ersten. Lathuy ist verlassen. Geflügel, Schweine, Rindvieh laufen herrenlos herum. Die Einwohner müssen schon seit Tagen fort sein. Die Kühe brüllen. Niemand melkt sie und befreit sie von ihrer Qual. Ihre Euter sind prall und rot. Sie haben wohl schon das Milchsieber. Eine Frage erhebt sich, die wir uns im Verlaufe des Krieges noch oft stellten: Wer füttert das ganze Vieh? Wer tränkt es? Wer melkt die Kühe, verwertet die Milch? Sind sich die belgischen und französischen Panikmacher, die die gesamte Zivilbevölkerung mitschleppten in ein fürchterliches Flüchtlingselend, darüber klar geworden, daß sie damit wesentliche Teile ihres eigenen Volksvermögens dem Untergange weiheten? Uns schufen sie keine Schwierigkeiten damit, denn sie enthoben uns der Sorge um die Sicherheit der Etappe, schufen Platz für die Unterbringung unserer Truppen und verbesserten unsere Verpflegungsmöglichkeiten. Denn nun war ja alles herrenlos. So manches Schwein und manches Stück Rindvieh endete in unseren Feldküchen, manches Subn im Kochgeschirr, abgesehen von den Eiern, die uns ein willkommener Genuß waren. Das Vieh zu füttern, zu tränken, zu melken, nein, dazu hatten wir wirklich keine Zeit. Nach uns kommende Verbände

würden sich wohl darum kümmern oder die Ortskommandanturen. Manche natürlich erbarmte das Elend der Kreatur. Immer wieder meinten Bauernsöhne: „Ja, aber man darf doch nicht alles umkommen lassen. Man müßte doch den Boden hacken, das Vieh versorgen.“ So sehr sind diese deutschen Bauernsöhne dem Boden, dem Acker verhaftet, daß ihre erste Sorge nicht ihrer eigenen Person, sondern dem Acker und dem Vieh, ihrer ganzen Lebensarbeit, gilt. Und so gingen sie in ihrer freien Zeit hin, warfen dem Vieh Heu, den Pferden Hafer vor und füllten ihre Tränkeimer. Es würde ihnen kein Mensch danken, gewiß, aber das eigene Gewissen dankte es ihnen und die Kreatur, der sie in ihrer Not halfen.

Wir stoßen auf eins der fahrbaren Panzerhindernisse, die sich — untereinander verbunden und dadurch elastisch — viele Kilometer lang vor allen Stellungen entlangziehen wie unendliche Zäune. Hier ist über die Straße eine Barrikade errichtet mit frischem Erdaufwurf. Ist sie vermint? Es war den Belgiern wohl nicht mehr rechtzeitig gelungen, das Tor einzuhängen. Hinter der Barrikade verlassene Gehöfte. Galt, aus dem Schornstein des einen Hauses quillt Rauch. Vorsichtig quetschen wir uns an der Barrikade vorbei, wo ein schmaler Schlitz ist. Die Bauern beteuern: „Nein, keine Minen. Alles in Ordnung.“ Sie hätten selbst die Barrikade aufgebaut. Gut, dann sollen sie sie auch wieder abbauen. Eine halbe Stunde später treffen wir den Kommandeur. Er steht unter einem Wegweiser: „Nach Namur. Nach Löwen.“ Uns erscheint das ganz gewaltig. Wir werden uns bewußt: So weit sind wir also schon. Das hätten wir gar nicht gedacht.

Wir kommen nach Longueville. Dort sollen wir Quartier beziehen. Die Ortszugänge sind bis auf einen gesprengt, ebenso zahlreiche Straßenkreuze in der Nähe. Und wie sie gesprengt worden sind! Die Trichter sind bis zu zehn Meter tief. Da müssen ja gewaltige Sprengstoffmengen verbraucht worden sein. Von den Bauerngehöften an den Sprengstellen stehen nur noch Ruinen. Vor dem einen sitzt ein betagtes Ehepaar und stiert mit stumpfem Blick in das Chaos. Das Haus steht nicht mehr, die Scheunenwände sind eingefallen, das Dach hat der Luftdruck 30 Meter davongetragen. Auf dem Hof liegt totes Vieh. Die Frau steht auf und macht sich an einem Grabhügel zwischen den Trümmern zu schaffen. Eine kurze Frage an den Mann. „Unser einziges Enkelkind“, sagt der Alte, „man hat uns nicht gewarnt, nachts gesprengt. Es ist tot. Sein Vater fiel 1914, seine Mutter starb vor Gram.“ Schick-

sale! Man könnte viele dicke Bände damit füllen. Diese Leute wollten sicher den Krieg nicht. Sie haben jetzt die Verbrechen und die Fehler ihrer Führung zu büßen. Und diese Führung haben sie mit ausgesucht und mitgewählt.

„Wenn der Vormarschweg für morgen auch so ausfällt . . .“, meint der Kompaniechef. „Fahren Sie doch noch einmal los und sehen Sie sich die Straße, soweit es noch geht, an. Fahren Sie beim Regimentsstab vorbei und teilen Sie nochmals unsere Unterkunft mit.“

Die Ortsausfahrt ist halsbrecherisch. Die Sprengstellen müssen über Böschungen, Felder und Wiesen umgangen werden. Das scheint in der ganzen Gegend so zu sein, denn weiter drüben stapft auch eine lange Infanteriekolonnie quer über den Acker. Links an der Straße liegen große, grausilberne Metallstücke. Das sind doch Flugzeugtrümmer? Richtig, da drüben, einige hundert Meter entfernt, liegt eine Steuerfläche, nicht weit davon ein Tragdeck. Der Motor hat sich tief in den Boden gewühlt. Am Tragdeck erkennen wir noch das Zeichen des Eisernen Kreuzes. Eine deutsche Maschine. Wir fahren sofort hinüber. Sie muß schwer aufgeschlagen sein, und dabei sind wohl die Bomben explodiert. In einem Motorteil finden wir auch das Typenschild mit der Herstellungsnummer. Aber wo ist die Besatzung? Im Saatengrün liegen zwei Mann nebeneinander. Man hat ihnen Stoffetzen über die Gesichter gelegt, die noch eine starke Spannung zeigen. Die Taschen der Uniformen sind ausgeplündert. Das Flugzeug muß schon vor Tagen abgestürzt sein, aber niemand von den Belgiern hat es für nötig befunden, die toten deutschen Flieger zu beerdigen. An den Hosengurten finden wir schließlich die Namen. Es sind zwei Unteroffiziere.

Der Gefechtsstand des Infanterieregiments ist umgezogen, die Straße, soweit sie in der Dämmerung noch zu erkunden war, schmal, aber befahrbar. Auf dem Rückwege sprechen wir in der Nähe der Absturzstelle des Flugzeuges bei der Infanteriegeschützkompanie eines schlesischen Infanterieregiments vor. Hauptmann S. will im Morgengrauen den beiden Unteroffizieren ein deutsches Soldatenbegräbnis geben und Lage des Grabes und des Flugzeuges weitermelden.

Die Kompanie wohnt diese Nacht im Rosenschloß. Wir haben alle Platz darin. Die Fahrzeuge stehen unter den hohen alten Bäumen des Parkes wunderbar fliegergedeckt. Uns stört es auch nicht, als nachts der Tommy Leuchtbomben schmeißt und dann richtige hinterher, daß die Scheinwerfer flammen und die Flak schießt.

Die Kompanie schläft ruhig neuen Kampftagen entgegen. Nur der Schritt des Postens knirscht auf dem Kies des Gartenweges und ein Vogel singt leise im Schlaf eine verlorene Melodie.

Gute Nacht!

Durchbruch durch die Dyle-Stellung

Datum und Wochentag gehen in diesem Kriege nur allzu leicht verloren. Man hat dann große Mühe, sie wieder aus irgendeiner Schublade des Gedächtnisses mit irgendwelchen Hilfsmitteln hervorzukramen. „Heute ist Donnerstag, der 17.“ — „Quatsch, Mittwoch, der 16.“ — „Wieso, am 14. war doch Sonntag.“ — „Heute ist Freitag, der 15.“ — so quirlt das durcheinander, wenn man versucht, das Datum festzustellen. Mit Hilfe eines Taschenkalenders einigen wir uns auf Mittwoch, den 15. Mai. Einer hat ein anderes Hilfsmittel: „Das war doch Freitag, als wir die Schokolade in Holland kauften, nicht? Und Freitag war doch der 10. Mai. Als B. nu den Flieger abschoss, das war doch zwei Tage später. Und den nächsten Tag, da gab es Brühnubeln, nicht, und dann Erbsen. Dann muß also heute Mittwoch sein.“ So kann man es natürlich auch machen. Gegen diese Logik ist nichts einzuwenden, und wem das Große zu kompliziert ist, der hält sich eben an das Kleine.

Wir schreiben also Mittwoch, den 15. Mai. Das ist eigentlich doch erst der sechste Kampftag. Aber uns kommt es vor, als seien wir schon Wochen unterwegs. Was vorher war, liegt schon so weit hinter uns, daß der Horizont der Erinnerung es längst verschluckt hat. Das vielfältige Erleben dieser Tage hat alles aus dem Gedächtnis verdrängt, um Raum zu schaffen für Neues. Wir werden noch viel Raum dafür gebrauchen.

Unsere Marschstraße ist geändert. Morgens hatte ich den Kommandeur zur Straßenerkundung und zum Divisionsgefechtsstand zu begleiten. Dabei fanden wir einen neuen französischen Tankwagen mit mindestens 3000 Liter Sprit. Der kommt uns gerade richtig. Schnell unser taktisches Zeichen angemalt, einen Melder als Wache zurückgelassen. Einige Stunden danach tankten wir ihn auf der Vorbeifahrt leer. Zwei Tage später kommt Gefreiter M. stolz mit dem Wagen angefahren. Der Schirmeister und die Werkstatt haben ihn wieder flottgemacht. Noch fehlt die rechte Tür, die Karosserie ist vorn etwas mitgenommen. Aber M. wird das schon in Ordnung bringen. Er ist ja so ein Tausendkünstler.

An einer Stelle ist unsere Straße gründlich gesprengt, aber ein Umgehungsweg herzustellen. Sonst ist alles in Ordnung. Der Chef fährt mit dem Kompanietrupp vor. Wir hängen Bluse und Koppel an einen Zaun und werden Baurupp. Schleppen Balken, Faschinen und Steine, schippen Erde darauf, schlagen Bäume, roden Zäune aus. Schließlich ist der Graben ausgefüllt, die Umfahrt auch für unsere großen Fahrzeuge breit genug. Der Himmel ist wieder strahlend blau. Wir haben nun schon den sechsten Tag Sonnenschein. „Das ist wie in Polen“, meinen unsere Alten, die auch in Polen dabei waren. Da hat es ja auch nicht gegnet.

Die Straße nach Corroy-le-Grand ist schmal. Und wenn zwei Kolonnen nebeneinander fahren, und es kommt eine entgegen, dann geht das eben nicht. Mit mehr oder weniger Geschrei, je nach Temperament, einigen guten Worten und einem Befehl wird aber Platz geschaffen. Verwundete werden von vorn gebracht. An der Dyle-Stellung sind also schon Kämpfe im Gange.

„Von hinten überholt ja schon wieder eine Kolonne. Da soll doch...“

„Ruhig, sprich nicht zu Ende. Ich sehe rote Aufschläge im ersten Wagen“, sagt Unteroffizier K.

„Das ist doch... klar: Generaloberst von Reichenau, Mensch, unser Armeeführer. Na, wenn der hier vorfährt, sind wir hier richtig. Dann ist etwas los. Wenn wir nur schneller vorankämen.“

Sinter uns fährt die 3. Kompanie. Die 2. ist schon in Stellung. Als wir auf die große Hauptstraße Namur—Wavre—Brüssel einbiegen, die hier etwa parallel zur Dyle-Stellung verläuft, ertönt wieder der Ruf: „Schwere Panzerjäger vor!“ Der Kommandeur kommt gerade von der Division und bestätigt, daß Panzer von Südwesten anfahrend gemeldet worden seien. In aller Eile befiehlt er: „Kehrtmachen, im Westen der Straße mit Front nach Südwesten Feuerstellung. Rechts 3., links 1. Kompanie.“ Wie die wilde Jagd geht es in eine Feldeinfahrt hinein, über den Acker. Abgeprobt. Munitionswagen und Zugpanzer in Deckung. Fahrzeuge beider Kompanien brausen, so wie es ihnen gerade gelang, kehrtzumachen, durcheinander in die Einfahrt. Das muß ja ein heillooses Durcheinander geben. Nach zehn Minuten stehen die Geschütze in Feuerstellung so wie auf dem Truppenübungsplatz, als sei das gestern erst wieder gedrillt worden. „Besser könnte es nicht sein“, sagt der Kommandeur.

Es hat sich alles von selbst entwirrt. So, nun können die Panzer kommen. Sie kommen nicht. Einige Kilometer weiter südlich haben sie aber die Straße überschritten. Stellungswechsel. Die Abteilung bildet nun einen langen Kiegel nach Südwesten. Die 2. Kompanie liegt links von uns, die 3. rechts. Leutnant B. wird mit einem Geschütz ganz links heraus nach Süden vorgeschickt, wo Panzer durchgebrochen sein sollen. Ihm gelingt es, fünf Panzerfahrzeuge abzuschießen. Mehr sind nicht zu finden.

Am Rande von Corbais stehen wir unter Bäumen auf der Straßenseite der großen, schnurgeraden Straße Namur—Wavre—Brüssel. Eigentlich gar nicht mehr so weit von Brüssel . . . Vor uns nach Westen schließt rechts ein Waldstück den Blick ab. Von der linken Waldecke führt ein Weg nach links durch ein Straßendorf. Das muß Alvaux sein. In der Verlängerung schließt La Fosse an. Aus einer Senke dahinter ragen Giebel und Kirchturm von Mont St. Guibert, daneben von Gévillers. Zwischen uns und La Fosse liegt ein flaches Bachtal. Ein Gehölz links von den Häusern von La Fosse verdeckt zum Teil den abfallenden Gang nach Gévillers hinunter.

So sieht der Abschnitt vor uns aus. In diesem Gehölz, immer wieder an anderer Stelle aus dem Grunde tauchend, hat sich ein belgischer MG.-Trupp festgesetzt. Die Ortsränder von La Fosse und Alvaux wimmeln von Soldaten. In den Häusern erkennt man mit bloßem Auge Maschinengewehrnesten, teils mit Sandsäcken in Fensterböhlungen gebaut, teils — besser getarnt — mit schnell geschaffenen Ziegel-lücken als Schießscharten.

Neben und hinter uns, mit dem größten Teile ostwärts der großen Straße, liegt Corbais, ein Bauerndorf. Gügelfetten verhängen kulissenartig hinter uns den Blick.

Wir haben das Scherenfernrohr aufgebaut. Kommandeur und Chef beobachteten eingehend die belgischen Stellungen etwa 3000 Meter vor uns. Wir liegen vor unserer Infanterie und suchen noch nach Panzern. Da kommt es plötzlich heran: „Guiii — rack.“ Schlägt zwanzig Meter vor uns in den Acker. „Pfui, die trachten uns nach dem Leben“, sagt der Kommandeur. Als nächstes folgt eine Salve. Vier Einschläge zugleich. Wir sind wie der Blitz im Straßengraben. Die Splitter fliegen über uns hinweg, einige treffen den Straßenrand. Gefreiter Str., der seit Kriegsbeginn den Chef fährt, nimmt einen in die Hand. „Ganz schön“, meint er. „Der reicht glatt zum

Kopfabjählen. Und ohne Kopf ist man zeitlebens ein Krüppel.“ Die ganze Ballerei gilt also uns. Sie dauert etwa eine halbe Stunde. Dann sieht es die feindliche Batterie vorläufig für genügend an. In dieser halben Stunde allerdings dürfen wir uns nicht viel rühren. Mit dem Befreiten W. springe ich schnell noch mal auf die Böschung, das Scherenfernrohr zu bergen.

Die Chefs der 2. und 3. Kompanie besprechen mit dem Kommandeur ihren Einsatz. Der Adjutant hat ein Haus gegenüber aussindig gemacht, dahinter einen Garten mit Hecke, die unseren Fahrzeugen Sichtschutz von vorn gibt. Auf dem Dachboden des Hauses hat man durch die Lücke eines entfernten Dachziegels eine Panoramansicht auf das ganze Gelände der Dyle-Stellung. Die Hauptsache, der Feind entdeckt uns nicht. Er scheint über gute B-Stellen zu verfügen. Der Acker vor dem Hause ist von französischer Artillerie umgepflügt. Ich zähle achtundzwanzig Einschläge. Aber nur wenige trafen die Straße, keiner das Haus, die meisten liegen zehn bis dreißig Meter zu kurz.

Die 2. Kompanie hat einen Toten und einen Schwerverwundeten, den Toten bei einem Tieffliegerangriff. Diese Heckenspringer geistern hier viel in der Gegend herum und überfallen mit MG. Kolonnen. Da muß die Beobachtung in Ordnung, müssen die flieger-MG. immer schußbereit sein. Und es lohnt. In einer Stunde werden zwei Tiefflieger — sie tragen die rotweißblauen Ringe, Englands Kokarde, am Rumpf — abgeschossen und zerschellen.

Die Geschütze sind jetzt weit vorgezogen, fast bis auf 1000 Meter an den Feind heran. Die MG. sind zur Sicherung voraus eingesetzt. Jetzt muß aber Infanterie her; denn wenn die da drüben auf den Gedanken kommen, etwa angreifen zu wollen, dann gehören noch mehr Maschinengewehre hierher. Links von uns ist eine Lücke entstanden. Belgier und Franzosen haben das erkannt und dort bereits energisch angegriffen. Die 2. Kompanie und die Aufklärungsabteilung haben sich mit allen Kräften bemüht, diesen Einbruch abzdämmen, und es gelingt ihnen auch unter Einsatz aller Kräfte, bis ein neues Infanterieregiment eingeschoben werden kann.

Das rechte Geschütz unseres 2. Zuges steht an einer Ferme, rechts schließt die 3. Kompanie an. Da spritzen hohe Erdfontänen um das Geschütz auf, das eben feindliche MG.-Stellungen am Rande von Mavaur beschießt. Die feindliche Artillerie hat es gefaßt. Verflucht und zugenäht! Gespannt beobachten wir weiter. Da, der Einschlag lag neben

dem Geschütz, dieser direkt davor. Ob man nicht hinüber sollte, um zu helfen? Da fährt das Geschütz, das eben noch das Feuer erwidert hatte, an. Der Zugpanzer ist also noch intakt. Macht einen Bogen, verschwindet im Hohlweg. Der Chef schickt einen Melder zum Zugführer Leutnant K. Der kommt — völlig erdverkrustet — selbst: „Die Splitter flogen gegen Panzer und Schutzschild, als wenn man Händevoll Erbsen dagegenwürfe. Aber passiert ist nichts, nein. Und die MG.-Nester sind prima getroffen.“ Das haben wir gesehen, Holz und Ziegel flogen umher, die Häuser waren ganz verhüllt von den Wolken der Einschläge, zeigten große Löcher, und eines brennt. Aber die B-Stellen . . . Man muß doch die Artillerie blenden können.

Leutnant K. ist zu seinem linken Geschütz hinüber, das ihm nun doch zu weit vorn zu stehen scheint und durch MG. vom Gehölzrande von La Fosse beschossen wird. „Das ist falsch angebrachter Wagemut“, meint er, „und außerdem wird unsere Artillerie bald mit ihrem Konzert beginnen und könnte unser Geschütz treffen.“ Die französische Artillerie schießt schon wieder. „15-cm-Batterien“, sagt der Artillerieleutnant, der seine B-Stelle am Dorfrand hundert Meter hinter dem zweiten Geschütz des 1. Zuges aufgeschlagen hat. Gerade werden die Telefonleitungen verlegt.

„Donnerwetter, jetzt haben sie die 3. Kompanie am Wickel“, entfährt es dem Adjutanten. Ich sitze wieder auf unserer B-Stelle. Es schießen immer zwei Geschütze zugleich, die Einschläge sind etwa fünfzig Meter voneinander entfernt. Der erste Schuß liegt zehn Meter von dem linken Geschütz, das unter einer Baumgruppe steht, der nächste zehn Meter links daneben, der folgende zehn Meter rechts daneben, der vierte zehn Meter dahinter. Das ist ja wie bei den Messerwerfern im Zirkus. Das Geschütz wird eingerahmt. Es folgt die zweite Runde. Sie verläuft genau so. Die Bedienung hat sich am Geschütz eingegraben. Es ist nichts von ihr zu sehen. Jetzt schießen sie in eine Mulde hundert Meter hinter dem Geschütz. Da stehen die Munitionswagen. Na, Mahlzeit, wenn sie da hineintreffen. Sie treffen aber nicht, obwohl alle Einschläge unmittelbar neben den Fahrzeugen liegen. Unser ganzes Haus bebt bedenklich in seinen Grundfesten. Das Feuer springt noch weiter vor. Sie werden doch nicht . . . ? Dann aber 'raus aus dem Haus. Aber nein, jetzt schießen sie wieder auf die Geschützstellung. Wieder ohne Ergebnis. Es ist wie ein Wunder.

Rechts von uns sind die Schlesier mit Spährupps schon bis an die

Dyle heran, links haben wir bisher nur die Divisionsaufklärungsabteilung getroffen. Aber nun stößt die Infanterie von rechts auch nach links herüber. Wir sehen sie am Waldrand mit Maschinengewehren laufen, sich sprungweise vorarbeiten. Rings um sie spritzt die Erde hoch. Feindliche SMG. aus Alvaux vermutlich, durch deren Feuer sie sich hindurcharbeiten müssen.

Das linke Geschütz des 2. Zuges macht nun Ernst mit den B-Stellen und MG.-Nestern. Der Ortsrand von Alvaux und La Fosse wird systematisch zertrümmert, jede Stelle belangt, wo ein Beobachter sein könnte. Das reicht zunächst. Da hat auch schon die Artillerie das Geschütz vor. Die Einschläge liegen gar nicht schlecht, aber heute ruht die Hand des Glückes auf uns. Es passiert nichts. Unser Stellvertreter der Gauleiter hat seine Feuertaufe weg. Eine Granate deckt ihn völlig mit Erde zu. Prustend kriecht er unter der braunen Ackerkrume wieder hervor: „Na, das hat ja noch mal jut jejangen.“

Die B-Stelle ist erkannt. Sie liegt im Kirchturm, der hinter Alvaux aus der Niederung sich erhebt. Das muß wohl der von Mont St. Guibert und daneben der von Sévillers sein. Das Geschütz des 1. Zugs vor dem Dorfrand von Corbais kann sie am besten fassen. Quer über den Acker geht es mit dem Rad zum Geschütz. Genaue Zielsprache. Der erste Schuß deckt das Kirchdach ab, der zweite sitzt in der Turmuhr, der dritte muß wohl vorbeigegangen sein, aber der nächste sitzt in der Turmluke. So, da geht auch keiner mehr hinein.

Die Infanterie hat die Beschießung der Ortsränder ausgenutzt und sich bis an die Orte von links her vorgearbeitet. Jetzt steigt sie in die Senke hinunter, die dahinter liegt. Das MG. links am Buschrande vor Mont St. Guibert schießt auch nicht mehr. Bald künden weiße Leuchtkugeln aus dem Talgrund, daß die Orte genommen sind. Die feindliche Artillerie schweigt.

Es ist 20 Uhr durch. Meine Männer vom Kompanietrupp haben fleißig gearbeitet, Deckungslöcher zum Schlafen für die Nacht gebaut, mit Stroh gepolstert, mit Zeltbahnen abgedeckt. Nur ein bißel eng ist es darin. Aus Corbais haben sie Brot besorgt; denn noch immer fehlt uns der Hauptfeldwebel mit dem Gepäcktröß und der Verpflegung. Aber mit einem Male ist er da, bringt alles mit, was wir brauchen, und Post: die erste Feldpost. Das ist nun wichtiger als Essen und Schlafen. Zuerst wird die Feldpost gelesen. Dem Gefechtströß haben an der Maasbrücke bei Stein feindliche Bomber ordentlich zugesetzt. Die

haben es jetzt auf die für den Nachschub wichtigen Brücken abgesehen. „Schön war das nicht“, meint der Spieß, „das Höllebombenkoncert, und wir mitten drin.“

Um 22 Uhr hören wir wie allabendlich mit unserem Kofferapparat die Abendnachrichten und den OKW.-Bericht. Was wir hören, bewegt uns tief. Schnell, das müssen alle hören, alle wissen. Den Fahrern der Fahrzeuge rufen wir es zu, die auf der Straße vorbeikommen, dem Troß teilen wir es mit, der gedeckt in einer tiefen Mulde neben der Straße steht. Leutnant B., der von seinem erfolgreichen Sonderunternehmen zurück ist, empfangen wir mit der Kunde:

1. Holland hat kapituliert. Die holländische Armee hat sich ergeben.
2. Die Maginot-Linie wurde bei Sedan durchbrochen.
3. Zweihundert feindliche Flugzeuge am 14. Mai abgeschossen, zwei englische Kreuzer und ein Zerstörer versenkt, ein Kreuzer schwer getroffen, ein Handelschiff von 29 000 Tonnen und vier Transporter zerstört.

Der Führer hat einen Tagesbefehl an die Soldaten des holländischen Kriegsschauplatzes erlassen. Und da gehören wir gewissermaßen doch auch dazu, wenn wir auch nur einen Tag in Holland waren.

Unsere Herzen schlagen schneller. Ein stolzes Hochgefühl hat uns erfaßt. Der Kommandeur hat noch eine Flasche Sekt. Die läßt er jetzt dran glauben.

Dann schlafen wir fest und tief. Hören nur im Unterbewußtsein die Abschüsse der Batterien, die sich tausend Meter hinter uns eingebaut haben und gewaltige Mengen von Granaten auf die Dyle-Stellung schleudern, die ganze Nacht hindurch; und werden nicht einmal gewahr, daß gegen 2 Uhr nachts die feindliche Artillerie — der B.-Offizier unserer Artillerie meinte, das seien Franzosen — erneut die Straße und sogar unseren Gartenzaun beschießt. Als der Posten dies melden will, dreht man sich unwillig auf die andere Seite und knurrt im Unterbewußtsein den Ausspruch des Götz von Berlichingen. Auch die Bomben der englischen Flieger ändern daran nichts. Wir sehen morgens nur die Bombentrichter im Feld bei der Flakstellung. Unsere Geschütze haben abends noch Stellungswechsel gemacht und sind nachts in Stellung geblieben.

Am 16. Mai vormittags ist nun klar, daß der Feind hier geschlagen und über die Dyle zurückgeworfen ist. Sanitätsoldaten, die Verwundete von vorn bringen, erzählen von wahren Wundern an Tapferkeit, die sie beim Sturm auf die letzten Stellungen sahen. Die

schlesischen Infanteristen hätten sich selbst übertroffen. Geschütze unserer zweiten Kompanie haben auch im Nahkampf Bewundernswertes geleistet.

Der Feind ist an der Dyle geschlagen, hält sich aber hinter der Dyle zäh, mit der Lasne, die etwa zehn Kilometer westlich der Dyle parallel zu ihr fließt, als Auffanglinie. Das ist die Lage, die der Kommandeur mittags den Kompanien bekanntgibt. Nördlich von uns ist der Widerstand am stärksten, dort soll wohl auch der Hauptstoß erfolgen. Darum werden wir einer niedersächsischen Division unterstellt, und zwar dem linken Regiment, das in einer hübschen Universitätsstadt Niedersachsens zu Hause ist.

Vor Wavre, das unten im Tale beiderseits der Dyle liegt, halten wir auf der Höhenstraße. Erkundung nach Wavre hinein. Die Stadt ist menschenleer. Straße um Straße fahren wir ab, vorsichtig den Bergen von Glasplittern ausweichend, die den Fahrdamm bedecken. In der ganzen Stadt ist kaum eine Scheibe mehr heil. Aber auch sonst sieht sie nicht gerade heiter aus. Sie ist zuerst von deutscher, dann von belgischer und französischer Artillerie lange und ausdauernd beschossen worden. Die Brücken sind gesprengt. Über die Dyle kommt man also nicht hinüber. Auch Stukas und seit heute nacht englische Bomber haben hier gewirkt. Zu allem Überfluß haben die Engländer, die wir nun endlich vor uns haben, ausgiebig geplündert.

Endlich ein lebendes Wesen. Ein alter Mann führt uns in seine Druckerei und zeigt uns, wohl als Alibi, seine Plauener Druckmaschinen. Er hatte gedacht, es ginge ihm ans Leder, und atmet befreit, aber auch enttäuscht auf, als er uns so gar nicht interessiert. Einzelne Straßenzüge jenseits der Dyle brennen.

Der Chef muß zum Regimentskommandeur. Der Regimentsgefechtsstand befindet sich schon jenseits der Dyle. Die 2. und 3. Kompanie bleiben bis morgen früh noch diesseits der Dyle. Wir sollen hinüber und Wavre gegen Angriffe sichern. Der Chef nimmt den 3. Zug gleich mit. Einige Kilometer nördlich der Stadt ist eine Brücke geschlagen. Sie wird ab und zu von Artillerie und Fliegern heimgesucht, aber augenblicklich ist Ruhe. In einer Villa sitzt der Oberst über Karten gebeugt. Vor dem Hause werden gerade die ersten gefangenen Tommies eingebracht, zwanzig Mann. Interessiert schauen wir uns die Burschen mit ihren flachen Tellerstahlhelmen an. Auf die haben wir gerade gewartet. Der Chef liebt sie aus seiner englischen Gefangenschaft heiß und

innig. Da er fließend englisch spricht, verhört er die Burschen. Es sind überwiegend Arbeitslose, einige langdienende Berufssoldaten darunter, die schon in den Kolonien waren. Sehr kriegslüsternd sind sie nicht, aber beutellüsternd, die Herren. Sie haben verschiedene Dinge bei sich, die nicht rechtmäßig erworben sein dürften.

Schnell wird unser Einsatz festgelegt. Die beiden schweren Züge müssen noch nachgeholt werden. Als wir das Haus verlassen, geht draußen das Geballere wieder los. Die feindlichen Batterien werfen einen Hagel von Eisen in die Stadt. Aber schließlich können wir hier nicht stundenlang in Hausfluren stehen und warten, bis das Schießen aufhört. Es muß Verbindung mit den Kompanien der Infanterie westlich Wavre aufgenommen werden. Das ist meine Aufgabe. Nur ungern schickt der Chef Angehörige seiner Kompanie in diese Hölle.

Unteroffizier Ue., der Führer meiner Kradmeldestaffel, fährt mich. Wir brausen los. Um uns kracht Granate auf Granate in die Häuser. Die Luft ist mit Kalk- und Ziegelstaub erfüllt, der die Augen reizt. Mauerwerk, Balken, Fensterrahmen, Möbelfetzen fliegen auf die Straße, die mit Glas übersät ist. Ue. fährt immer in Schlangenlinie, um alledem auszuweichen. Von oben trommelt es auf die Stahlhelme. Es regnet Steine und Holz und Eisen. Immer wieder sprühen Funken im Straßenpflaster: Granatsplitter. Es ist heiß und qualmig in der Straße. Vor uns sind Häuser zur Straßenmitte zusammengerutscht und brennen. Davor lodernde Lastkraftwagen. Sie sind auf Minen gelaufen. Ganz Wavre ist zu allem Überfluß auch noch vermint, und wir müssen höllisch aufpassen, um nicht plötzlich eine unfreiwillige Zimmelfahrt anzutreten. Wir können hier nicht durch, müssen wenden. Wir versuchen es auf einem anderen Wege, noch einmal und abermals. Schließlich glückt es, wir finden einen noch fahrbaren Weg, der wieder an brennenden Häusern entlangführt. Tote belgische Soldaten liegen herum. In einer Toreinfahrt ist ein Pferd von Granatsplittern erschlagen worden. Mit gesenktem Kopf steht sein Stallgenosse dabei und wartet ergeben auf sein Schicksal. Aus einem Parterrefenster sieht eine Frau in das Inferno hinaus . . . Aber sie ist tot, zeigt sich dann. Ein Granatsplitter hat ihr den Hinterkopf zertrümmert. Die Hauswand ist von geronnenem Blut gerötet.

An einer Stelle sind Kleinbahnwagen quer über die Straße gestellt. Man kann aber seitwärts über den Kleinbahndamm ausweichen. Ich bin abgestiegen, um Ue. dieses Umgehen zu erleichtern. Da birzt eine

ganze Lage in den Dächern der anderen Straßenseite, eins, zwei, drei, vier Explosionen, gleich zwei danach im Fahrdamm. Es ist die Gölle losgelassen. Wir nehmen Deckung hinter einer Hauswand. Da schlägt die nächste Granate gerade in dieses Haus. Wir ziehen die Köpfe ein. Verflucht noch mal! Nur weiter! Schnellstens heraus aus der Stadt. Gott sei Dank, da ist schon die Eisenbahnkreuzung. So, nun haben wir es geschafft. Der Feuerorkan liegt hinter uns. Wir sehen uns stumm an, sind von oben bis unten mit Mörtel und Ziegelstaub bedeckt. Aber heil, ganz heil. Gedankenvoll zieht Unteroffizier Ue. ein Splitterchen aus dem Mantel des Vorderreifens. „Das ist alles?“ — „Alles!“

In einer Ausstellung sah ich einmal ein Bild: Eine zerschossene, brennende Straße einer Stadt. Granaten schlagen in die Häuser und in die Straße. Auf dem Fahrdamm hastet eine bespannte Munitionskolonnen nach vorn. Der Fahrer haut auf die Pferde ein, die vor Schweiß triefen. Der Vorderreiter sitzt mit durchgeblutetem Kopfverband tief auf den Pferdenäcken gebückt und reißt sein Sandpferd vor. Jede Sekunde kann ihnen ihr Ende bringen. Aber sie fahren, fahren den Tod. Ich habe damals lange vor diesem packenden Bilde aus den großen Schlachten des Weltkrieges gestanden. Heute haben wir einmal etwas von dem erlebt, was damals Tausende wochen- und monatelang täglich erlebten.

Die Abschnitte für unsere Züge sind schnell vereinbart. Als wir auf der Rückfahrt sind, hört das Feuer mit einem Schlage auf. Eine unheimliche Stille umfängt uns. Man vernimmt nur das Knistern der Brände in den zusammengeschossenen Häusern, ab und zu das Fallen eines Balkens, das Zusammenkrachen eines Dachstuhles oder eines Stockwerkes. Dann stieben die Funken, und noch einmal schlagen die Flammen in roter Lohle steil zum Nachthimmel.

Der 3. Zug ist schnell eingewiesen, der Gefechtsstand der 6. Kompanie des Infanterieregiments erkundet. Auch wir richten dort im Kellergeschoss beschuß- und bombensicher unseren Gefechtsstand ein.

Mit dem Befreiten Bl. geht es nun zurück auf die Höhe vor Wavre. Ich soll die Kompanie abholen und nach Wavre führen. Inzwischen erkundet der Chef mit den Zugführern die Stellungen für die schweren Züge. Es wird mählich im Osten hell, als wir die Geschütze eingewiesen, ein schweres Eisentor abmontiert und die übrigen Fahrzeuge in einem Parke untergestellt haben. Es ist 3 Uhr 30 Minuten. Um 4 Uhr 30 muß spätestens geweckt werden, denn um 5 Uhr tritt das Regiment

zum Vormarsch an. Unsere Sicherung seiner Bereitstellung ist also eine reine Vorsichtsmaßnahme gewesen. Die Männer sinken müde auf die Matratzen, die wir im Keller der Villa fanden. Soll man noch schlafen gehen? „Jedes Stündchen ist kostbar“, sagt Leutnant R., „man weiß nie, wann man wieder dazu kommt.“ Also schlafen wir.

Von Waterloo bis Tournai

Am Morgen des 17. Mai wird uns klar, daß der Feind im Schutze der Nacht abgehauen ist. Sein Trommelfeuer auf Wavre war der Abschiedsgruß, sollte vielleicht den Abzug verschleiern.

Ein selten schöner Maitag kommt herauf. Heute wird es wohl heiß werden. Wir marschieren mit dem I. Bataillon als Spitze. Ob wir im Laufe des Tages noch auf den Feind stoßen werden? Zunächst geht es auf die westlichen Höhen des Dyle-Tales hinauf. Bezaubernd ist von hier der Blick in diese Frühlingslandschaft. Wäre nicht die zerschossene, schwelende Stadt, nichts würde hier außer uns an den Krieg erinnern. Die Befestigungsanlagen liegen im Grün verdeckt und stören die Illusion dieses friedlichen Bildes nicht. Auch dann nicht, als wir — am Rande eines Laubwaldes fahrend, durch dessen junge Blätter grüngolden das Sonnenlicht leuchtet — schließlich einen schweren Bunker an der Straße finden, der kampflos verlassen wurde. Und außerdem zieht sich wieder dieser Panzerabwehrzaun auf Kädern hügelan, hügelab durch die Felder.

Wir kommen nach Aixensart. Die Straße senkt sich hinunter ins Tal der Lasne. Schlösser liegen am Wege mit tiefen Parks und jahrhundertealten Bäumen, unter deren Kronen geheimnisvolle Dämmerung nistet. Hier läßt es sich schon leben. Nach Genval zu steigt die Straße wieder an. Unterwegs begegnen wir den ersten Niegern, belgischen Kongosoldaten. Sie hatten in einem Hause den Abmarsch verschlafen und wurden von deutschen Soldaten unsanft aus ihren Träumen geweckt. Einige Tommies sind auch geschnappt worden.

In den Ortschaften dasselbe Bild wie an allen Tagen zuvor: Sie sind geräumt, die Bevölkerung ist soweit wie möglich mitgenommen. Es sind wenige, die sich dieser organisierten Verschleppung entziehen konnten. Die Häuser sind systematisch geplündert. Von Ohain ab beherrschen rechts vor uns an einem Waldrande vergoldete Türme und Kuppeln das Landschaftsbild. Das muß wohl ein großes Schloß sein, ein Prunkbau. Auf der Karte lesen wir: Chateau d'Argenteuil. Es erhebt sich an einem See am Südrande des großen, parkartigen Wal-

des, der nach Norden bis an das Mauermeer der Großstadt Brüssel reicht.

Dabei stellen wir nun fest, daß wir ja schon in größter Nähe Brüssels uns befinden. Noch heute muß die Hauptstadt fallen; denn wir überflügeln sie bereits. Ob wir den Einmarsch mitmachen? Aber das ist kaum wahrscheinlich, wohl nur möglich, wenn die Stadt verteidigt werden sollte. Ob die Belgier so dumm sind? Ich habe Warschau am Tage des Einmarsches der deutschen Truppen gesehen: Ob den Verteidigern der schönen Stadt Brüssel nicht graust bei dem Gedanken an das Schicksal der polnischen Hauptstadt?

Unser Blick ist geradeaus gerichtet, das heißt an Brüssel vorbei. Was liegt geradeaus vor uns? Waterloo! Und Waterloo wird verteidigt, melden Spähtrupps von vorn. „Dicke Bunkerlinie, Panzerzaun und so schöne Sachen“, erzählt ein Unteroffizier. Das ist eine ausgesprochene Angelegenheit für uns. „Kinder, wir schlagen die neue Schlacht von Waterloo.“ Wie ein Lauffeuer geht das durch die Kompanie.

Wann haute hier Marschall Blücher den Engländer Wellington aus der Pfanne und Napoleon aufs Haupt, daß die Krone endgültig herunterfiel? Das war doch fast auf den Monat genau vor 125 Jahren, am 18. Juni 1815. Also ein Jubiläumsjahr und Grund genug für uns Preußen, in diesem Jahre nach Waterloo zu kommen. Südlich von Waterloo bei Mont St. Jean erhebt sich der Hügel, der das Löwendenkmal zur Erinnerung an jene Schlacht trägt. Nicht weit davon liegt Belle-Alliance, wo sich unter den Schlägen der Preußen in der von Gneisenau befohlenen Verfolgungsschlacht Napoleons Schicksal vollendete. Es ist nicht ohne Reiz, sich den Gang der Weltgeschichte auszumalen, wenn die Preußen trotz ihrer Gewaltmärsche zu spät gekommen wären, das Schlachtenglück sich Napoleon zugeneigt und Wellington umsonst seine Klage hinausgeschrien hätte: „Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen kämen.“ Ob das englische Expeditionskorps unter Zurücklassung der 30 000 Hannoveraner als Deckung dann sich tapfer eingeschiffte und die Niederringung des Korsen den Preußen und Österreichern überlassen hätte? Vielleicht unter Abgabe einer Garantie? Es ist historisches Land, das wir jetzt durchschreiten, Land, auf dem sich vor 125 Jahren das Schicksal Europas entschied.

Ein Rad-MG.-Zug ist zusammengestellt worden, der versuchen soll,

Waterloo und die Bunkerlinie zu umfassen. Auch Kräder unserer Kompanie sind dabei. Eine wunderbare Aufgabe, die mit großem Schneid durchgeführt wird. Die Bunker werden von hinten gefaßt und ausgenommen, Waterloo fällt in deutsche Hand und mit Waterloo eine große Zahl von Gefangenen, meistens Engländer.

Wir können es kaum erwarten, endlich in Waterloo zu sein. Wieder ertönt der Ruf: „Schwere Panzerjäger vor!“ und öffnet uns mit einem Schlage die freie Durchfahrt auf der wieder einmal verstopften Straße. Denn nun haben es plötzlich alle besonders eilig. Vor dem Gasthause, in dem vor 125 Jahren der englische Marschall Wellington wohnte, steht der Regimentskommandeur. Wir sollen sofort an der Straße nach Brüssel vorgehen und gegen von Nordwesten gemeldete Panzer sichern. Goffentlich erwischen wir die Panzer. Vorsichtig pirscht sich die Infanterie mit einzelnen Gruppen an den Straßenrändern entlang gegen den Brüsseler Wald von Soignes zu, dem rechts an der Straße große Reitplätze und Wiesen vorgelagert sind. Der 1. Zug geht rechts von der Straße, der 2. links in Stellung. Von rechts versuchen abgeschnittene englische Panzer bei uns durchzubrechen. Einer läuft auf eine Mine und brennt aus, drei werden von der Besatzung verlassen, die im Walde verschwindet.

Unser 2. Zug feuert. In einem Waldstück bei Zeidenbroek nordwestlich Waterloo sollen 40 englische Panzer stehen. Das Wäldchen wird unter Feuer genommen. Bald darauf ist auf der Straße nach Msembourg eine dichte, lange Staubwolke zu erkennen: Die Panzer hauen ab. Ob welche getroffen sind? Wir hören später, daß fünf Panzer zerschossen aufgefunden worden seien. Leider erlaubt uns die Zeit keine eingehende Erkundung und Besichtigung der Beute. Leutnant K. ist darüber sehr traurig; denn er meint, wir hätten viel mehr getroffen.

Inzwischen bin ich mit einer Krad-MG.-Staffel gegen den Wald von Soignes vorgeschickt worden. Im Walde scheint sich noch einiges herumzutreiben. Ein Krad steht an einer Straßenbiegung plötzlich so Meter vor einem englischen Panzer, der rechts zwischen Büschen hält. Während einer kurzen Überlegung, wie ihm wohl schnellstens beizukommen sei, wendet er und fährt davon, ohne einen Schuß abzugeben. Allgemeine Verblüffung!

Der Wald wird ausgekämmt, hat der Oberst befohlen, und vorher werden verdächtige Stellen am Waldrande unter Feuer genommen.

Der 1. Zug schießt jetzt auf den Waldbrand. Der Chef leitet das Feuer selbst und setzt dann mit einem Geschütz des 2. Zuges links der Straße eine B-Stelle in Brand. Unsere Artillerie hat eingegriffen und streut den Wald ab, während eine Infanteriekompanie gegen den Wald vorfährt.

Flüchtlinge, die einzeln aus Richtung Brüssel zurückkommen, erzählen, daß die Engländer in voller Flucht seien und schnellstens nach Westen davonführen. Sie steckten die belgischen Soldaten an, und die liefen nun auch mit; denn allein könnten sie ja nicht viel ausrichten.

Am nächsten Tage hören wir dann aus dem OXW.-Bericht, daß den Rest der Panzer auch noch das Schicksal ereilt hat. Die Flak hat sie zusammengeschossen, als sie noch einmal im Nachbarabschnitt einen Durchbruch versuchten, um abgeschnittenen englisch-belgischen Truppen den Weg zu öffnen.

Der 2. Zug bleibt bei Waterloo in Stellung, 1. und 3. Zug werden nach Ohain zurückgenommen, um als Sicherung nach Südwesten zur Verfügung zu stehen. Das ist der nüchterne Sachverhalt, der für uns indessen die angenehme Folge hat, daß wir nachts ausschlafen dürfen, wahrscheinlich sogar in einem Bett. Außer uns hat noch eine Aufklärungsabteilung in Ohain Quartier bezogen. Chef, Zugführer und Kompanietrupp wohnen in einem schönen Landhaus mit Park, unsere Männer verteilt auf großen Bauernhöfen. Bevor wir aber uns den Annehmlichkeiten des Lebens hingeben können, harret unser noch eine schwere Arbeit: Die gesamte Einwohnerschaft ist schon seit Tagen fort. Engländer haben in dem großen Bauerndorf gehaust. Sie haben das ganze Dorf völlig verwüstet und ausgeplündert, es in einem Zustande verlassen, der mit Worten kaum zu bezeichnen ist. Kein Haus wurde von ihnen verschont. In einem hatten sie ihre Kompanieschreibstube, draußen steht es noch mit Kreide geschrieben an der Tür. Das Haus wird offenbar von einem jungen Ehepaar mit Kindern bewohnt. Wir treten in das Wohnzimmer. Auf dem Tische steht bergeweis nicht abgewaschenes Geschirr mit Speiseresten. Die Anrichte ist aufgebrochen, die Füllungen der Türen sind eingetreten. Schönes altes Geschirr ist sinnlos zerbrochen. Vor der Anrichte liegen leere Silberkästen für zwölf Bestecke. Das Silber ist gestohlen. Der Schrank mit Tischwäsche ist erbrochen, sein Inhalt im ganzen Zimmer verstreut, mit feinen Damasttüchern wurden offenbar Stiefel gepuzt. Auf dem Fußboden liegen zwischen schmutziger Wäsche, Scherben, Papier, dem verstreuten

Schrankinhalt die zerstörten Wandbilder, Knochen, Eierschalen, Konservbüchsen. In einer Ecke des Zimmers hat jemand auf einem Sessel seine Notdurft getan und die Gardine zur Säuberung benutzt. Der Bezug des Sofas ist mit Messern zerfetzt, mit den Güten des Mannes und der Frau wurde offenbar Fußball gespielt. Sie liegen zerbeult und zertreten unter dem Tisch. Wir treten in das Schlafzimmer und prallen entsetzt zurück. Vor den Nachttischen stehen randvolle Nachtgeschirre, in den Eimer neben dem Waschtisch hat sich jemand erbrochen. Sekt- und Weinflaschen stehen herum. Das breite Bett ist völlig verschmutzt, das Bettzeug mit roher Gewalt eingerissen. Aus der Kommode sind alle Sachen, Frauen- und Kinderwäsche, herausgezerrt und auf den Boden geworfen, mit schmutzigen Stiefeln zertreten. Da liegen Spitzenhemdchen, die offenbar in den Sporen des „englischen Offiziers“ sich verfangen hatten, der nach aufgefundenen Zetteln hier gehaust hat, ein Kapitän Seiner Britischen Majestät, der dem britischen Namen alle Ehre macht: Roh, brutal, ungebildet, dreckig, diebisch, gemein.

So wie in diesem einen Haus sieht es in allen aus. Unsere Männer müssen erst notdürftig Ordnung schaffen, ehe sie einziehen können. Die Bewohner werden ja die helle Freude an ihrem Besitz haben, wenn sie wiederkommen. Alle Zühner sind abgeschlachtet, ebenso ist alles andere Kleinvieh erschlagen, sogar die Kaninchen, die halbverwest in ihren Ställen liegen. Auch viele Kühe sind sinnlos mit Gewehren abgeschossen worden. So handelten Engländer in den Häusern ihrer Bundesgenossen.

Der Besitzer unseres Landhauses muß ein kultivierter Mann sein. Wunder schön ist die große Bibliothek mit einer gemütlichen Kaminecke und den breiten Gartensfenstern. Die Männer vom Kompanietrupp haben erst einmal die Spuren Old Englands beseitigt, aufgeräumt, den Tisch weiß gedeckt, Blumen darauf gestellt, an Stelle der Kochgeschirre gibt es schöne Porzellanteller, Bestecke. In der Küche haben sie Ordnung geschaffen, gekocht und gebraten, und nun tragen sie stolz das Abendessen auf: Suppe, Braten, Gemüse, Kartoffeln, Käse, Kompott. Dazu einen recht trinkbaren Rotwein. Der Raum ist festlich mit Kerzen erleuchtet, durch das Fenster duftet der Flieder herein, eine Spieluhr täuscht uns mit perlendem Glockenklang die besinnliche Zeit vor hundert Jahren vor. Wir fragen uns immer wieder: Ist denn eigentlich wirklich Krieg?

Nachher sitzen wir um den Kamin, das Grammophon spielt Wagner

und dann Bad, gute Platten, fast alle aus Deutschland. Und sprechen von zu Hause und vom Krieg. Dann schlafen wir tief und traumlos in weißbezogenen Betten. Wir haben einiges nachzuholen.

Morgens wecken uns Vogelsang aus dem Garten und die Spieluhr in der Bibliothek. Irgendwer hat ihr Werk in Tätigkeit gesetzt. Wir haben abends Wasser heraufgetragen und können uns nun gründlich abseifen, frisch rasieren, Hose und Rock ausbürsten, die Stiefel putzen. In frischem Glanze und wie verjüngt erscheinen wir am Frühstückstisch. Durch das Fenster steckt das Fohlen mit dem seidig-weichen Fell und den samtnen Nüstern, das wir gestern vereinsamt und halb verdurstet auffanden und in den Garten sperrten, seinen Kopf herein, als wollte es „Guten Morgen“ sagen. Heute, Pferdchen, werden wir dich füttern und tränken. Aber wer es morgen tun wird? Eine ganze Weile schubbert es seinen Kopf gedankenvoll an meiner Schulter.

Wir bleiben heute noch hier, lassen eine Division durch, die unseren Weg kreuzt, und fahren nachts weiter in unseren neuen Marschstreifen. Da werden nun zum ersten Male — solange fehlten Zeit und Sinn dazu — Briefe geschrieben, auf die wohl unsere geruhlsame Umgebung nicht wenig abfärbt. Alle Sachen werden instand gesetzt, ein großes Fahrzeug- und Geschützreinigen hebt an. Nachmittags soll geschlafen werden, damit die Kompanie für die Nacht frisch ist. Aber es sind wohl nur wenige zum Schlafen gekommen. Ich hole aus Waterloo den 2. Zug ab, der dort jetzt überflüssig geworden ist. Die leben aber noch mehr als wir wie im Frieden. Die Wasserleitung ist — o Wunder — in Betrieb. Der ganze Zug hat gebadet. Das elektrische Licht funktioniert, der Radioapparat geht. Gerade ist die Sondermeldung durchgekommen, daß die Festung Antwerpen gefallen ist. Ganz fabelhaft. Und das am 18. Mai, am neunten Kampftag. Im Weltkrieg fiel Antwerpen am 9. Oktober 1914, also im dritten Kriegsmonat. Unterwegs sehen wir die Stelle, an der ein Trupp Engländer tot an der Hauswand lehrend von einem unserer Radmelder gefunden wurde. Sie hatten beim Einschlag einer schweren Granate an der falschen Straßenseite Deckung gesucht und standen noch so, wie die Granatsplitter sie trafen.

Am blauen Himmel hängen weiße Windwölkchen. So recht ein Wetter für Flieger zum Versteckenspielen. Unsere Bomber sind wieder fleißig. Wir zählen in einer Stunde mehr als zweihundert, die mit schwerer Last nach Südwesten fliegen und eine Stunde später leer wieder heimkommen. Wir prüfen jedesmal, ob die einzelnen Staffeln auch

noch vollzählig sind, so wie sie hinflogen. Bisher vermissen wir nur ein Flugzeug, aber das kommt frankgeschossen und mit schepperndem Motorgeräusch zehn Minuten später auch über uns hinweg. Freudig winken wir zu den Kameraden hinauf, die ihre wundete Maschine noch heimzubringen suchen. Einmal stürzen wie Sabichte aus einer Wolke drei englische Jäger auf drei deutsche Bomber herab. Die scheinen noch nichts bemerkt zu haben, bis das linke Kettenflugzeug in steiler Kurve wendet und offenbar höher zu steigen versucht. Nun haben auch die anderen die Gefahr erkannt und suchen günstigere Kampfspositionen zu gewinnen. Die Engländer hängen jetzt zu dritt hinter der linken Maschine und schießen aus allen Maschinengewehren. Die Besatzung wehrt sich tapfer, und schließlich muß einer der Engländer von der Maschine ablassen. Mit schwarzer Rauchfahne verschwindet er nach Westen. „Der hat den Latz voll“, meint Feldwebel S. Aber nun schwankt auch der deutsche Bomber und schießt dann steil dem Boden zu. Im Falle lösen sich zwei Pünktchen von der Maschine. Gleich darauf pendeln zwei weiße Fallschirme ruhig in der Luft. Zwei Mann konnten sich also retten. Jetzt hat der zweite Bomber die Jäger im Visier. Wir können hören, wie er ganze Gurte durch das MG. jagt, schießt, was die Rohre hergeben. Der eine der beiden Engländer kippt nach vornüber und fällt wie ein Stein, sich überschlagend, zu Boden, wo er qualmend verbrennt. Der dritte ist in den Wolken verschwunden und ward nicht mehr gesehen.

Gegen Mitternacht nehmen wir Abschied von unserem Haus. Wir haben alles schön sauber gemacht, das Geschirr ist abgewaschen, die Zimmer sind aufgeräumt mit Ausnahme derer, die wir nicht bewohnen. Der Chef läßt einen Zettel an das Haus heften mit den Worten:

„Achtung!

Englische Truppen haben diese Heimstätte eines Belgiers, also des Angehörigen eines ihnen angeblich befreundeten Volkes, wie so viele hundert Häuser, die wir auf unserem Vormarsche sahen, völlig verwüstet und geplündert. Wir fanden das Haus, das zwei Stunden vorher am Morgen des 17. Mai 1940 noch Engländern als Unterkunft gedient hatte, in einem unbeschreiblichen Zustande vor. Es war völlig verschmutzt. Alle Schränke waren geöffnet oder umgestürzt, ihr Inhalt herausgerissen und durchwühlt, Kunstgegenstände sinnlos zerstört, Wäsche, Kleidung, Bilder, ein Musikapparat usw. gestohlen.

Deutsche Soldaten einer Schwere Panzerjägerabteilung haben das Haus, das ihnen eine Nacht als Quartier diente, gesäubert und soweit wie möglich aufgeräumt. Sie erwarten, daß jeder, der es nach ihnen benutzt, es so verläßt, wie er sein eigenes Heim vorzufinden wünscht und wie die Ehre und das Ansehen des deutschen Soldaten es gebieten.“

Englische Praxis — deutsche Praxis!

Wir marschieren nun in das flämische Volksgebiet Belgiens. Wir kommen zu den Flamen als Freunde, denn uns verbinden Bande des Blutes und der Sprache. Sind sie doch Germanen wie wir, spricht man doch vom Flamländ bis zum Samland den gleichen niederdeutschen Tonfall, die gleiche Mundart, wenn sie auch von Landschaft zu Landschaft nach eigenen Gesetzen sich entwickelt hat. Wir wollen ihnen, die diesen Krieg nicht wollten und sich immer gegen ihn stemmten, weil sie den von 1914 bis 1918 mit der Zerstörung ihrer Städte und Heimstätten, ihrer Kulturschöpfungen und geschichtlichen Denkmäler bezahlten und noch mit vielem anderen mehr, das ihnen lieb und teuer war, wir wollen ihnen diesen Krieg so leicht wie möglich machen.

Wir spüren es auf Schritt und Tritt, wie dieser Menschenschlag uns nähersteht und verwandt ist. Die Dörfer könnten in Holstein stehen und die blonden, hochgewachsenen Menschen dort oder in Westfalen zu Hause sein. So sehr ähnlich sehen sich auch Brauchtum und Tracht.

Bei wundervollem Mondschein fahren wir am Löwenhügel vorbei über Braine-le-Chateau nach Lembeq, wo die Pioniere, findig wie immer, ein Schleusentor des Sennette-Kanals zur Brücke ausgebaut haben. Durch das alte Städtchen Sal — die Flamen nennen es Halle — mit einer wunderbaren gotischen Kirche, dann durch ein Gewirr schmaler Landstraßen, auf denen wir wieder die ersten Soldaten sind — sogar die englische Telephonleitung ist noch unversehrt —, kommen wir nach Hautecroix, sichern einige Stunden weitere Bereitstellungen gegen Überraschungen und lesen der Kompanie, die es sich an ihren Geschützen sonntagsgemütlich gemacht hat und sich — von den Wachen abgesehen — die Sonne auf den Bauch scheinen läßt, den OKW.-Bericht vor, den wir eben aufnahmen. Der hat es nun in sich und zu seiner Erläuterung brauchen wir eine große Karte, die an einem Zugpanzer aufgehängt wird. Also:

1. Westlich Brüssel die Dendre erreicht. Das sind wir.
2. Sambre und Oise überschritten. Le Cateau und St. Quentin in deutscher Hand, die Aisne bei Rethel erreicht, der Südflügel nördlich Laon.

3. Bei Montmedy das Panzerfort 505 genommen.

4. 110 000 Gefangene.

„Mensch, dafür hätten wir 1914 drei Tage schulfrei bekommen“, diese Bemerkung kann ich mir nicht verkneifen, als Feldwebel G. unbewegten Gesichtes auf die Karte starrt. Aber dann kommt auch Leben in ihn. „Donnerwetter, St. Quentin! Das haben wir ja selbst im Weltkrieg nur zeitweise in der Hand gehabt. Laon, Rethel, Le Cateau. Das muß man erst richtig verdauen.“ — Das ist ja auch unwahrscheinlich, da sind wir ja schon auf dem Vormarsch nach Paris. „Komm, zeig noch mal, streiche mal an, wo die einzelnen Orte liegen“, sagt Unteroffizier L.

So nebenbei fällt dabei noch ab, daß Eupen und Malmedy ins Reich zurückgegliedert sind, Reichsminister Dr. Seyß-Inquart zum Reichskommissar für die Niederlande bestellt wurde.

Zwischen Sautcroix und Enghien hat der Feind noch einmal Widerstand geleistet, alle Gehöfte sind zur Verteidigung eingerichtet. In Enghien — an die Herzöge erinnert hier kaum noch etwas — war der Widerstand besonders heftig. Stukas haben ihn drastisch gebrochen. Ganze Straßenzüge liegen in Schutt und Asche. Die Bevölkerung, soweit sie noch anwesend ist, lebt immer noch unter den Nachwirkungen dieses Schocks, Männer und Frauen zittern am ganzen Körper, wenn sie nur Motorgeräusch hören. Auch der Bahnhof ist ziemlich zugerichtet worden. Von den Transportzügen ist keiner mehr entkommen. Wir machen schnell einige Einkäufe. Ich brauche Hosenträger, Rasiercreme, — halt, natürlich für den Chef Filme für seinen Photoapparat. Es sind so allerlei Kleinigkeiten des täglichen Lebens, die schnell besorgt werden sollen. Die flämischen Kaufleute legen alles hin: „Da, nehmt! Wir sind ja froh, daß unser Haus noch steht und wir noch leben.“ Und sind dann maßlos erstaunt, als wir ihnen gutes deutsches Geld auf den Ladentisch legen und bezahlen wollen. „Ja, die Engländer und die Marokkaner nichts bezahlen tun, alles nehmen, nichts bezahlen. Die Engländer mit Peitsche auf Tisch: Geht zu langsam, schneller! Die Marokkaner mit Zähne so, als wollen beißen, und mit breite Messer vor unsere Gesicht. Was sollen wir machen tun. Wir alles geben.“

Der uns das sagt, war drei Jahre in deutscher Gefangenschaft und radebrecht deutsch. Sie schimpfen Mord und Brand auf die Engländer, die flamen.

Der flämische Bauer in Sneyers Marck, bei dem wir in der guten Stube auf weichen Strohbündeln schlafen, ist ganz aus dem Häuschen. Noch gestern haben ihm Engländer die Pistole auf die Brust gesetzt, Marokkaner seine Frau bedroht. Er ist ja so froh, daß nun die deutschen Truppen da sind. Er ist glühender flämischer Nationalist, tut alles für uns, was er kann, und erzählt dabei aus dem Weltkrieg und der flämischen Nationalbewegung.

Morgens fahren wir die schnurgerade Straße von Enghien nach Uth hinunter, um im Vormarsch auf Tournai Anschluß an die Schlesier zu gewinnen, denen wir nun wieder zugeteilt sind. Uth trägt noch die Züge Vaubans, des Festungsbaumeisters Ludwigs XIV., der es nach seinem Schema mit dicken Mauern, Bastionen, Wall und Graben gürte, die Dendre in zwei Armen um die Stadt leitete, sie so zur Insel machend. Unseren Pionieren schuf das jetzt Verdruß, denn die Brücken an der Straße sind alle entzwei. Aber wieder einmal erwiesen sie sich als glänzende Pfadfinder. Mit einer Raffinesse sondergleichen haben sie einen komplizierten Umgehungsweg mit vielen Ecken und Schleifen ausfindig gemacht, der noch befahrbar ist und ihnen vorläufig Brückenbauten erspart. Dieser Weg führt über Parkpromenaden, durch Fabrikhöfe und schmale Außengassen, die bisher ein abseitiges Dasein führten und nun in wenigen Tagen mehr Fahrzeuge zu sehen bekommen als vorher in zwanzig Jahren. Es staubt nur fürchterlich auf dieser Umfahrt, die Gesichter werden grau und dreckverflebt.

Um Uth ist böse gekämpft worden. 1914 hatte es weniger gelitten. Später hatte wohl lange der Chef einer Seeresgruppe hier sein Hauptquartier. An der Straße liegen viele Soldatengräber, deutsche, belgische, englische. Die belgischen und englischen sind bei weitem in der Mehrzahl. Die deutschen sind mit Sorgfalt und Liebe von Kameradenhänden gestaltet und mit Blumen geschmückt, die belgischen schmucklos mit Kreuzen versehen, die englischen nur gelbe bröcklige Sandhaufen, in die Gewehre mit dem Lauf nach unten gesteckt sind. An den Kolben ist die Erkennungsmarke mit einer Nummer genagelt. Nur eine Nummer. Nicht mal ein Name. Uns erscheint das für das heutige England symbolisch.

Französische Tanks stehen neben der Straße, Renaults, sieben Stück.

Einige sind ausgebrannt, die verbrannten Körper der Besatzungen ragen gespenstisch aus den Seitenöffnungen, als hätten die Franzosen im Tode noch versucht, seitwärts auszustiegen. In einer Seitenstraße finden wir eine halbverbrannte Hochzeitskutsche. Ein Zylinderhut liegt auf dem Polster, ein weißer Handschuh am Boden. In die rechte Tür ist ein Teil eines Brautschleiers geklemmt. Blut klebt daran. Was mag hier vorgegangen sein? Welches Drama hat sich hier abgespielt?

Auf dem Bahnhofe Ath wieder große Bombentrichter, zu Bergen von Eisen zusammengeschobene und ausgebrannte Waggons. Es stinkt nach verbranntem Fleisch. Seit dem Vormarsch auf Toledo und den Alkazar werde ich diesen Geruch nicht mehr los, als überall an den Straßen die verbrannten Leichen lagen. Des Rätsels Lösung ist schnell gefunden. Unter einem zusammengestürzten und ausgebrannten Haus ragen Arme, Beine, olivgrüne Uniformfetzen hervor. Hier müssen Tommies gerade im Hause überrascht worden sein.

Wir fahren nun in Richtung Leuze—Tournai weiter. Leuze ist von den Schlesiern eben genommen. In zwei Stunden werden wir bei ihnen sein. Tournai ist stark befestigt und wird wohl zäh verteidigt werden. Diese Informationen bringt der Kommandeur uns mit, der schon wieder vorn war und Lage und Einsatzmöglichkeiten erkundet und geprüft hat. Die Vernichtung aller Werte scheint hier System geworden zu sein. Auf den Bauernhöfen ist jedes lebende Wesen vernichtet, die Pferde sind erschossen, das andere Vieh ist abgestochen. Alle Fahrzeuge, jeder Bauernwagen, sogar Schubkarren, sind mit Benzin übergossen und angesteckt worden. Nicht selten sind auch Gebäude dieser sinnlosen Brandstiftung zum Opfer gefallen. Die Kühner allerdings dürften — wie uns ein Sachverständiger erklärt — den Marokkanern in die Hände gefallen sein, die sie aus religiösen Beweggründen schlachteten. Ich weiß nicht, ob das wahr ist.

Am Nachmittag sind wir in Leuze, das ganz niederdeutsch anmutet. Am westlichen Ortsausgang stellen wir uns bereit. Nachts beginnt der Angriff auf Tournai. Die Artillerie wird ihn mit vielen Batterien einleiten.

Der Chef ist von der Division zurück, die gleich vor Leuze in einem alten Park ihren Gefechtsstand hat. Während wir alarmbereit ruhen, raffelt es auf der Straße Stunde um Stunde vorbei. Ja, gibt es denn soviel Artillerie? Alle Kaliber sind vertreten, vom leichten Infanteriegeschütz bis zur schwersten Haubitze und zum schwersten Mörser. Viele

Ostmärker sind unter den Artilleristen bei den schweren Batterien. Sie knüpfen an die gute Tradition der schweren österreichischen Artillerie des Weltkrieges an. Sie zählt wohl unbestritten zur besten Artillerie der Welt.

Morgen geht es gegen Tournai!

Kampf um Schelde und Lys

„Der Soldat soll nicht spekulieren, sondern seine Pflicht tun, so wie sie ihm befohlen wird“, hatte uns unser Feldwebel einmal gesagt, als wir uns um die Anfangsgründe militärischer Bewegung bemühten und die Möglichkeiten des Einsatzes in bevorstehenden Manövern erörterten. Aber ob man nicht voll und freudig seine Pflicht tun und dabei doch ein bißchen spekulieren kann? Heute denke ich eigentlich anders darüber als damals unser Feldwebel.

Wir liegen vor Tournai an der Schelde. Damit sind wir in das Gebiet der Großschlachten des Weltkrieges gekommen, in dem mit jedem Ortsnamen eine lange Geschichte von deutschem Soldatentum, deutscher Pflichterfüllung, deutscher Tapferkeit und deutscher Zähigkeit verknüpft ist. Jeder Quadratmeter Erde ist hier mit deutschem Blut gedüngt, und es sind gar nicht wenige in der Kompanie, deren Väter hier einst auf dem Vormarsch stürmten oder in zermürbenden Stellungskämpfen um jeden Meter Boden rangen. Es sind auch welche da, die hier auf den Feldenfriedhöfen teure Tote wissen. Über die Gräber der Väter hinweg geht nun der Marschtritt der Söhne, damit sie dort weiterkämpfen und siegen, wo den Vätern nach vierjährigem Ringen das Verhängnis das Schwert aus der Hand schlug.

So hat mancher einen geheimen Wunsch in der Kompanie. „Wenn wir doch über Lille kämen, da hat mein Vater noch im Lazarett gelegen.“ — „Meiner wurde ganz am Schluß hier noch an der Schelde schwer verwundet.“ — „Das Grab meines Vaters liegt bei Armentières. Ich habe ihn gar nicht gekannt. Mutter hat noch ein Bild von der Stelle. Da brauchten wir nur geradeaus über Tournai—Lille auf Armentières zu marschieren.“ Nun, wir haben festgestellt, daß es im Kriege im seltensten Falle geradeaus geht. Meist wird umgruppiert, verschoben, nach links, nach rechts, je nach Lage. Und es ist ja auch viel schöner, nichts voraus zu wissen und auf der Karte mit Zirkel und Kilometerzähler ausrechnen zu können: Morgen sind wir hier, übermorgen da und dann dort. Das Schönste ist und bleibt die Überraschung. Aber die Karte vornehmen und so ein wenig spekulieren: „Wenn wir

nun X nähmen und nach X kämen. Wäre das nicht pfundig? In X soll es nämlich ganz prima sein. Da gibt es zum Beispiel eine Masse Hotels, für jeden Zug eins. Oder nach Z? Das wäre auch nicht schlecht. Da hat mein alter Herr im Weltkrieg gelegen. Ob die Quartiersleute noch leben und noch da sind?“ Solche Spekulationen sind billig und schaffen Vorfreude. Und die ist bekanntlich schöner als die Freude selbst. Sind nicht auch Luftschlösser viel herrlicher als Häuser, die man sich später mit richtigem und sauer erarbeitetem und nicht mit erträumtem Gelde und auch längst nicht so komfortabel baut? Als meine Frau und ich mit dem Gedanken umgingen, ein Haus zu bauen und einzurichten, da haben wir an vielen Tagen und Nächten darüber gesprochen, wie es wohl am schönsten und praktischsten zu gestalten sei. Und immer wieder haben wir dann — ganz ohne Umbaukosten, ohne Baupolizei und den Ärger mit der Baufirma — die Pläne wieder umgestoßen, weil uns plötzlich neue Gesichtspunkte aufgingen, und von den Fundamenten aus neu angefangen. Das ging monatelang. Zum Schlusse wurde aus dem ganzen Hausbau nichts. Aber ist darum die lange Zeit des Überlegens, Planens, der Abwägung aller Möglichkeiten, unnütz verplempert und vergeudet worden? Hat sie uns nicht auch viele glückliche Stunden geschenkt, in denen wir in der Vorfreude mit niemand getauscht hätten? — So will ich daraus die Nutzenwendung ziehen, daß wir uns ruhig auf Marschziele freuen und zum Beispiel uns die Ankunft in Ostende am Meere blumig ausmalen sollen, auch wenn nachher nichts daraus wird. Dann ist es immer noch Zeit, sich wieder auf etwas Neues zu freuen.

Wir haben also festgestellt, daß die französische Grenze gar nicht mehr weit ist und gleich dahinter schon Lille liegt. Mit diesem Namen verbinden sich zahlreiche romantische Vorstellungen aus dem Weltkrieg. Wie oft wurde damals eigentlich Lille genannt. Wahrscheinlich wird es in Wirklichkeit viel unromantischer gewesen sein. Ob wir in den nächsten Tagen schon in Frankreich sind?

Für den Kommandeur, für unseren Kompaniechef und die anderen alten Weltkriegsoffiziere und -soldaten, die hier einst schon einmal unter anderen Umständen kämpften, muß doch das Erleben dieser Tage noch viel mehr als für uns bedeuten. Ob sie, die nach vierjährigem tapferem Ringen den traurigen Rückmarsch mitmachten und den Zusammenbruch all dessen erleben mußten, was ihnen bis dahin Lebensinhalt war, jemals daran geglaubt hatten, noch einmal auf diesem Boden zu stehen, dieses Mal endgültig als Sieger? Hier, wo jeder Stein,

jeder Ucker an die Zeit von damals erianert, wird wohl mancher ihrer Gedanken zurückgehen in die Jahre ihrer Jugend, die sie auf Flanderns und Frankreichs Erde verbrachten, und im Gedenken an viele verweilen, die damals bei ihnen waren und das alles nicht mehr erleben können, weil das Schicksal ihr Leben zum Opfer für Deutschland annahm.

Der Name Tournai — Doornik stand auf flämischen Wegweisern — ist noch aus der Geschichte geläufig, der so wechselvollen Geschichte der Niederlande und Flanderns. Hat die Stadt doch mehr als zwanzigmal im Laufe der Jahrhunderte ihren Herrn gewechselt. Einmal waren es die Grafen von Flandern, dann die von Artois, die Franzosen, die Engländer, die Spanier, die Österreicher, die Niederländer, weltliche und kirchliche Mächte: Ewig war sie ein Spielball der Interessen. In unserem Quartier haben wir ein Buch über Tournai gefunden mit guten Bildern, das uns viel über die Stadt sagt. Wenn es nicht übertreibt, ist die Kathedrale von Tournai der älteste und schönste Bau Belgiens und steht schon über achthundert Jahre, die Stadt selbst ist mehr als zweitausend Jahre alt und voller geschichtlicher Erinnerungen und Denkmäler.

„Der Feind hat sich hinter der Schelde gesetzt und scheint willens, sich hier unter allen Umständen zu halten und zu längerer Verteidigung einzurichten.“ Das ist die Quintessenz einer Lagebeurteilung, die am 21. Mai morgens der Artilleriekommandeur gibt. Ob dem Feinde das gelingt, ist natürlich eine andere Sache. In der Nacht haben wohl 150 Geschütze auf die Scheldestellung getrommelt, und nun erfolgt noch einmal ein Feuerschlag, ehe die Infanterie angreift. Es ist 7 Uhr morgens. Der Chef ist schon in aller Frühe mit dem Kompanietrupp vorgefahren, um die Kompanie sofort vorziehen zu können, sobald sich die Möglichkeit zu einer Bekämpfung feindlicher Stellungen im direkten Schuß ergibt.

Die Häuser an der Straße nach Tournai sind ziemlich zerledert. Die feindliche Artillerie hat insbesondere auf die Straße ganz unregelmäßig Störungsfeuer gelegt. Sie ist mit abgebrochenen Bäumen und Ästen übersät. Rechts ein verbrannter deutscher Lastkraftwagen, wahrscheinlich durch Granate getroffen, daneben ein Grab. Ein Stückchen weiter links ein breites Grab. Wir zählen wohl sechs Stahlhelme auf den Kreuzen. Rechts eine Blutlache. „Die Kanoniere schliefen auf einem Zugkraftwagen der Artillerie“, erzählt uns nachher ein Artillerist, „weil

die Kolonne schon eine Weile stand und wartete. Da ist die Granate über den Zugkraftwagen weggegangen, hat einen Kanonier getroffen, ist explodiert und hat sie alle getötet. Der Zugkraftwagen blieb unbeschädigt." Launen des blinden Zufalls. Arme Kameraden! — Ein Stückchen weiter tote Pferde, von Granatsplittern zerfetzt. Und dann —, ja dann kommt ein Anblick, der grauenvoll ist und von dem wir uns doch nicht losreißen können. Eine Granate ist in eine englische Treibstoff- und Munitionskolonnie geschlagen. Im selben Augenblick sind neun Fahrzeuge explodiert und standen in hellen Flammen. Wir sehen nun das Ergebnis: Die Fahrzeuge sind teils durch die Explosionsgewalt völlig zerrissen, teils durch die Glut des Explosionsbrandes zu wirren Gebilden aus Eisen und Blech zusammengeschmolzen. In die Trümmer verklemmt, ohne die Möglichkeit, sich zu retten, und auf der Straße ringsherum 40 tote Engländer. Sie sind so stark verbrannt, daß es kaum möglich erscheint, die Leichen aus den Autotrümmern zu lösen, in die sie verschmort sind. Manche sind in mehrere Teile zerrissen, zerfallen, zerbrochen, zum Halbkreis gebogen, Arme und Beine von sich streckend, als gehörten sie nicht dazu. Nur an wenigen sind noch Zeichen der Uniform zu sehen, bei den meisten ist sie heruntergebrannt, ohne Spuren am Körper zu lassen, bis die Flamme dann die Körper verzehrte. Nur die Stahlhelme und ein noch erkennbares Nummernschild zeigen, daß es sich um Engländer handelt. Die verbrannte Kolonne sperrt die ganze Straße, die nun dringend gebraucht wird. So sind Pioniere dabei, mit langen Bootshaken und Stangen die ineinander verhakten Fahrzeugtrümmer auseinanderzureißen und die verkohlten Reste der Autos insassen an den Straßenrand zu betten. Sie tun das nicht gern, sondern weil es sein muß, und es ist nur der krampfhaften und mißlungene Versuch, Gemütsregungen mit Gewalt zu unterdrücken, wenigstens für die Zeit der Arbeit, und völlige Gleichgültigkeit und Robustheit der Empfindung vorzutäuschen, wenn einer von ihnen sich zu dem Rufe versteigt: „Gebratene Commies gefällig?"

An der Kirche von Ramecroix ist in einem kleinen Hause der Artilleriekommandeur an der Arbeit. Tournai ist bei den Beschießungen geschont worden, soll beim Angriffsbeginn vernebelt werden, um es auszuschalten. Der Deutsche vernichtet nicht gern Kulturdenkmäler, wenn er es vermeiden kann, und erst recht nicht, wenn es sich um Schöpfungen germanischen Geistes handelt wie in Tournai. Allein, wenn der Feind diese Rücksichtnahme falsch versteht und Tournai zum

Mittelpunkt seines Widerstandes macht? Der Angriff muß weiter vorgetragen werden, und wenn es sich darum handelt, entweder die alte Stadt oder das Leben deutscher Soldaten zu schonen, dann wird die Entscheidung immer zugunsten der deutschen Soldaten ausfallen müssen. Dann ade, schönes Tournai.

Die feindliche Artillerie rührt sich wieder, hat nachts leider auch in Batteriestellungen getroffen. Sie schießt jetzt aber ins Blaue, 200, 300 Meter hinter uns. Also war das doch wohl der Artilleriefieger, den unsere Flak heute morgen herunterholte?

Der Feuerschlag ist vorbei. Noch einmal donnerte es aus mehr als hundert Rohren, bebt die Erde von der Gewalt der Abschüsse. Nun greifen die Schlesier südlich Tournai an. Auf dem anderen Scheldeufer, in Chereq, Calonne und gegenüber von Antoing hat der Feind an Feuerwaffen zusammengezogen, was er überhaupt nur aufstreiben konnte. Die großen Fabriken, die Wohnhäuser an der Schelde, alles, was nur Deckung zu bieten vermag, speien Feuer und Verderben. Hinter jeder Mauer und jedem Trümmerhaufen sitzen sie, schießen aus Ziegellücken, hinter jedem Pfeiler, jedem Fenster, jedem Vorsprung, jeder Böschung hervor. Die feindliche Artillerie trommelt auf das Ostufer der Schelde, legt eine Feuersperre ins Zinterland, die manchmal wie ein Vorhang aus Granatsplintern ist. Und durch diese Gölle stürmen jetzt die Schlesier zum Scheldeufer hinunter, versuchen immer wieder, Schlauchboote zu Wasser zu bringen und das Westufer zu gewinnen. Oft sind die Schlauchboote schon zersetzt, ehe sie ans Ufer gebracht sind. Hier fällt einer und bleibt liegen, dort ruft einer — schwer getroffen — um Hilfe, da kippt einer in die Schelde, wird noch schnell am Kragen gepackt und aufs Ufer gezogen. Mit Todesmut und Todesverachtung versuchen die tapferen Infanteristen, den Angriff über den Fluß zu tragen. Hinter einer schlechten Deckung wartet schon die Brückenkolonne der Pioniere, um schnell Pontons zu Wasser zu bringen, eine Fähre oder eine Brücke zu bauen.

Schon haben einzelne Trupps das andere Ufer erreicht, versuchen dort, weiter in die Stellung der Belgier und Engländer einzudringen und sie mit Handgranaten aufzurollen. Aber die Gegenwirkung ist zu stark. Artillerie muß einspringen und schießt erneut in die Häuser und Fabriken am Uferrand. Dicker, dichter, schwarzer Qualm zeigt, daß sie gut getroffen hat. Für kurze Zeit gibt das Luft, so daß schließlich kleine Brückenköpfe gebildet werden können. Daß gerade heute keine Stukas da sind! Aber die werden wohl eine noch wichtigere Aufgabe haben. Auf

der Straße von Leuze nach Tournai rasen Sanitätswagen hin und her, bringen Verwundete nach hinten. Die Straße liegt von Ramecroix bis vor Tournai unter Feuer, die Fahrt nach vorn ist auch für die Sanitätssoldaten keine Spazierfahrt. Denn das Rote Kreuz an ihren Fahrzeugen, ja, das schützt sie nicht. Darauf geben die Engländer, wie wir feststellen mußten, gar nichts. Wir haben das auch später noch drastisch erfahren.

Der Generalmajor, der das rechte Regiment führt, hat eine B-Stelle der feindlichen Artillerie entdeckt, wahrscheinlich die, meint er, die gerade seinem Regiment einen tollen Feuerzauber hinlegt und die Straße einsieht. Das wäre eine Aufgabe für uns, diese B-Stelle in direktem Schuß zu erledigen, meint der Artilleriekommandeur. Ich soll ein Geschütz nach vorn holen, befiehlt der Chef, und dann zum Regimentsgefechtsstand fahren und mich einweisen lassen. Gott sei Dank, nach vorn. Es ist schon ein stolzes Gefühl, auf unserem Zugpanzer zu stehen, hinter sich unsere schöne schwere Waffe, die schon ein ordentliches Wort mitreden kann und über eine beachtliche Mundfertigkeit verfügt. An den Gräbern fahren wir vorbei, gedankenvoll an den kläglichen Resten der englischen Kolonne. In Deckung an der Straße wird gehalten. Mit dem Geschützführer geht es auf dem Krad zum Regimentsgefechtsstand. Links an der Straße, dort wo auf der Karte das große „B“ steht, muß er sein. Schon kurz vorher fängt uns ein Posten ab. „Das Krad dort in Deckung, schnell zu Fuß vor, dort in den Tunnel.“ Der Tunnel ist ein alter Kalkofen mit dicken Gewölben, die schon einen Beschuß aushalten. Jede Menschenansammlung und jedes Halten von Fahrzeugen vor dem Kalkofen muß natürlich vermieden werden, denn von den Türmen Tournais und den Fabrikschornsteinen in Chereq kann man das Gelände vor dem Kalkofen einsehen. „Der Herr General ist nebenan, Herr Feldwebel.“ — „Ja, sehen Sie zu, was Sie machen können“, sagt der General, „vielleicht ist es mit Ihrer Waffe zu schaffen.“ Ein Major kriecht mit mir auf das bewachsene Dach der Kalkofenruine und zeigt mir die B-Stelle: In einem Schornstein sind über einem Schornsteinfranz mehrere Ziegel entfernt. Dahinter sitzt der Beobachter. Man kann sein Fernglas in der Sonne reflektieren sehen. Für Beschuß von unten durch MG. sitzt er im toten Winkel, die Batterie, die auf der Wiese vor dem Kalkofen in Feuerstellung ist, hat sich vergeblich bemüht, den Schornstein zu treffen, denn das ist wirklich nicht so einfach mit einer Steilfeuerwaffe zu erreichen.

Als wir aus dem Kalkofen treten, schießt die feindliche Artillerie

genau in die Batteriestellung auf der Wiese. Mit ein paar Sprüngen müssen wir hindurch, denn von hier haben wir kein Schussfeld. Der Schornstein steht etwa tausend Meter hinter der Schelde. Bis auf zweitausend Meter müssen wir schon an den Schornstein heran, denn gleich der erste Schuss muß ja sitzen, weil sonst der Feind uns schnell am Wickel haben wird. Links herum geht es nicht, haben wir bald festgestellt. Also rechts herum, erst wieder zur Straße, dann fünfhundert Meter vor und einen Seitenweg nach links herein, der gegen Sicht zum Teil durch eine Secke geschützt ist. Jetzt schlagen Granaten in die Straße, das Haus, hinter dem wir eben Deckung suchten. Es genügt, wenn den Seckenweg einer entlangfährt. Der Geschützführer Unteroffizier K. will sich seine Feuerstellung gern selbst ausuchen und braust mit meinem routinierten Fahrer Gefreiten Bl. ab. Es dauert endlos lange, bis er wiederkommt. Endlich ist er wieder da. Sie mußten auch in Deckung gehen. „In der Secke zwitscherten die Vögelchen“, erzählt K. fit-fit-fit-fit, pffissen die MG.-Garben hindurch. Uns hat inzwischen die Artillerie entschädigt. Granatsplitter haben die Secke genau über dem Erdboden sauber abgefäht, und sind einige Zentimeter über uns im Grabenrand stecken geblieben. Gefreiter K., der bei mir blieb, nimmt einige in die Hand. Zehn, zwanzig Zentimeter lang, schön vielfältig gezackt — es ist nur gut, daß wir den Kopf rechtzeitig herunternahmen und unsere Neugierde bezähmten.

Wir berichten dem Chef: Wie man es auch dreht und wendet, wir müssen mit unseren über drei Meter hohen Zugpanzern und Geschützen immer mindestens tausend Meter ohne Sichtdeckung fahren, ehe wir Schussfeld haben, weil die vielen kleinen Baumgruppen uns viel Schuss- und Stellungsmöglichkeiten nehmen. Durch Baumäste können wir nicht schießen, weil die empfindlichen Zünder dabei explodieren können und unsere eigene Infanterie gefährden. Wir werden von der feindlichen Artillerie schon gefaßt, längst ehe wir in Stellung sind. Außerdem können unsere schweren Fahrzeuge in dem weichen Wiesengelände nicht wenden. Wir kommen aus dem Weg nicht wieder heraus. Und wie entsetzt war der Infanterieleutnant, als wir da vorn auftauchten. Wie sagte er es doch?: „Gier bei mir wolln Se schießen? Könn'n Se dat nich da hinten machen? Sie ziehn uns ja dat ganze Artilleriefeua uff'n Hals. Wir sind froh, dat es jetzt weiter hinten liecht. Wir ham jenuch davon. Nee, nee, also hier könn'n Se nich her.“

„Es ist jammerschade, daß der Einsatz hier nicht zweckmäßig und

nicht zu verantworten ist“, sagt der Chef, nachdem er nochmals alle Möglichkeiten durchdacht hat, „aber wegen einer einzigen B-Stelle setze ich nicht Geschütz und Bedienung unnütz schwerstem Beschuß aus. Da muß der Einsatz schon größer sein und im Verhältnis zum Risiko stehen.“ Dafür kommt unsere zweite Kompanie an diesem Tage links von uns gut zum Schuß und kann der Infanterie kräftig helfen.

Der Grundsatz unserer Führung, Menschen zu schonen, wo es geht, führt dazu, daß nach Erringung der Brückenköpfe über die Schelde der Angriff zunächst abgestoppt wird. „Die fingern das anders herum“, tut Unteroffizier K. seine Meinung kund, „so hinten herum, von rechts oder von links, wie sie es immer gemacht haben“, und beschreibt dabei mit der Hand einen großen Bogen. Damit wird er gar nicht so unrecht haben, denn im Dunkel der Nacht hebt eine umfangreiche Truppenverschiebung an. Divisionen werden herausgezogen, andere übernehmen ihre Stellungen. „Oben bei Audenarde sind sie schon über die Schelde“, erzählt uns ein Ordonnanzoffizier. Na, dann werden sie wohl von oben nach unten drücken und so den Weg freimachen.

Die Artillerie hat nun das Wort. Jetzt wird auch Tournai beschossen, das die Engländer zum Zentrum ihres Widerstandes gemacht haben. Wir sprechen Flüchtlinge aus Tournai, eine Familie. Sie erzählen, daß die Engländer schon am 30. April nach Tournai gekommen und in der Kaserne am Stadtrand untergebracht worden seien. Das wäre also zehn Tage vor dem deutschen Einmarsch nach Belgien gewesen. Am 15. Mai hätten die Engländer begonnen, die Bevölkerung zum Verlassen der Stadt zu zwingen. Sie hätte nur das Notwendigste mitnehmen dürfen. Zuerst waren noch Züge gefahren, dann hätten die deutschen Stukas das Bahnhofsgelände angegriffen, und dann sei es nur noch zu Fuß gegangen, denn selbst Benzin für die Autos hatten die Engländer beschlagnahmt, ebenso die Pferde. 36 000 Menschen hätten ohne Ausnahme die Stadt in Richtung Frankreich verlassen müssen. Er, der Mann, sei mit seiner Familie aber in ein Dorf abseits der Straße bei Leuze zu Verwandten geflüchtet, denn sie kannten die Deutschen noch aus dem Weltkriege her und hätten keine Angst. Da wären dann auch keine Engländer hingekommen. Und nun? Ja, nun warteten sie darauf, daß Tournai frei würde. Aber Tournai brennt. Schwarze Rauchwolken liegen über der Stadt. Der Tommy wird das Feuer kaum löschen. Mit düsteren Blicken starren sie auf die Stadt, die ihre Heimat ist. Wie werden sie ihr Haus vorfinden, ihr Heim, ihre Habe?

Das Geschütz habe ich wieder nach Leuze geschickt. Mit hängenden Köpfen und enttäuscht sind die Männer zurückgefahren.

Wir haben aus dem Chefwagen wie jeden Mittag den Kofferapparat geholt, um den OKW.-Bericht aufzunehmen. Der Akkumulator ist nicht mehr sehr stark, aufladen lassen können wir ihn hier nicht. Aber wenn man das Ohr dicht an den Apparat hält, der jetzt eine Kostbarkeit ist, hört man noch ganz gut. Dieser OKW.-Bericht ist wohl der wichtigste von allen, die wir bisher hörten. Ob er überhaupt noch zu übertreffen ist? Aber in diesem Kriege ist das Unmöglichste möglich, gibt es keine Steigerung, die nicht noch zu übersteigern wäre.

Das Wichtigste: Wir haben an der unteren Somme bei Abbeville die Kanalküste erreicht. Das, was in vier Jahren des Weltkrieges nicht gelang, ist schon am zwölften Kampftag Wirklichkeit geworden. Deutsche Truppen stehen weit südlich Calais an der Kanalküste. Alle nördlich davon operierenden Armeen der Engländer, Franzosen und Belgier sind abgeschnitten. Die 9. französische Armee ist völlig zerschlagen, der Oberbefehlshaber mit dem Armeestab gefangen.

Dann flingen Namen auf, die uns aus zahllosen Heeresberichten des Weltkrieges ein Begriff und dem ganzen deutschen Volk bekannt sind: Arras, Amiens, Laon, Chemin des Dames, Aisne-Oise-Kanal, Kethel. Und das alles ist erreicht, gestürmt, besetzt, genommen.

Unsere große Karte von Frankreich und Belgien enthüllt uns jetzt einen Kriegsplan von unübertrefflicher Kühnheit. Donnerwetter! Darum also kamen die Panzerdivisionen damals weiter nach Süden. Darum lagen die motorisierten Divisionen am Mittelrhein herum. Jetzt geht uns ein Licht auf. Dieses Mal war es also nicht der rechte Flügel, wo die reaktionären feindlichen Generalstäbe wieder unseren Hauptstoß erwarteten, sondern die Mitte, die die Entscheidung brachte. Und darauf waren sie nicht gefaßt. Darum haben wir auch heute keine Stukas hier. Das da im Süden ist jetzt natürlich viel wichtiger. Und außerdem wissen wir, daß das englische Expeditionskorps jetzt mit den Belgiern und Teilen der Franzosen in der Mausefalle sitzt.

Irgendwer hat eine Flasche Sekt gehabt. Die wird auf den Erfolg getrunken. Mir schwant, wir würden noch viele trinken müssen, wenn wir jeden OKW.-Bericht begießen wollten.

Die zur Sicherung nach Süden, wo bei Valenciennes französische Truppenmassen eingeschlossen sind und wo wir nachts viele Leuchtkugeln sahen, in Stellung gebrachten Geschütze werden eingezogen.

Wir kommen nach Norden näher an die Schelde heran. Übermorgen wird unter allen Umständen wohl die Schelde überschritten werden. Das erfahren wir beim Abteilungsstab.

Es geht in den Scheldebogen von Gerinnes. Der Chef fährt mit uns durch eine wunderschöne Gegend, vorbei an herrlichen Landsitzen, Schlössern mit großen Parks, vor, um mit den dort liegenden Kommandostellen Fühlung aufzunehmen. „Das sind ja Schlösser zur Auswahl, so eins als Quartier“, wünscht Gefreiter Str., unser Ritter vom Steuer. In einem wohnt die Division, im anderen ein Regiment, das es morgen früh an uns abtreten wird. Eine große Koppel, mit hohen Bäumen umstanden, gibt einen schönen fliegergedeckten Parkplatz ab. Stroh ist auch da für die, die an den Fahrzeugen schlafen. Im alten Park würde die ganze Abteilung Platz haben. Der Schlossherr ist nach Paris verreist. Die Flamen scheinen ihn nicht zu lieben. Vor uns und der Infanterie waren Tommies da. Das beweisen uns bei scharfsinniger Logik der „Daily Telegraph“ vom 4. bis 14. Mai auf dem Lokus — eine belustigende und zum Verweilen anreizende Beschäftigung, ihn eingehend durchzusehen, bevor er der Bestimmung zugeführt wird, der er allein wert ist —, der Zustand des Weinkellers und vor allem die ausgeplünderten leeren Schränke. Den Dreck, den die Herren der Welt hinterließen, haben unsere Infanteristen schon fortgeräumt. Um 1.30 Uhr morgens muß die Kompanie an der Straße Renair—Tournai abgeholt werden. Schlafengehen lohnt nicht. Unterwegs machen uns englische Leuchtbomben Licht, die schon so zur Nacht gehören, daß wir kaum noch hinschauen. Scheinwerferkegel zucken mit fahrigem Bewegungen über den Himmel. Die Flak schießt ein bißchen. Mit wenig Verspätung ist die Kompanie da, im Morgengrauen eingewiesen — der Mond übergoss die ganze Wiese mit Silber — und zur Ruhe übergegangen. Unter einer Eiche im Park schlafen wir traumlos noch einige Stunden.

Am 22. und 23. Mai ereignet sich für uns nichts Besonderes. Wir sichern den Abschnitt. Die Artillerie schießt die Stellungen jenseits der Schelde bei Pottes zusammen. Die Batterie steht hinter dem Park, vom Schloßturm können wir die Einschläge drüben genau sehen. Dafür antwortet nachts die Artillerie von drüben und langt gefährlich dicht an unseren Parkplatz heran. Flieger schmeißen nachts wieder Bomben. Fünf- oder sechsmal wummert es: Plupp-plupp-plupp-plupp-plupp, immer fünf Bomben hintereinander in schneller Folge. Dann

wackelt manchmal die Erde ein wenig. Den Fasanen in der Remise, die ihnen der Schlossherr anpflanzte, scheint aber die Batterie auf die Nerven zu gehen. Es mag auch der Luftdruck sein. Sie laufen unruhig hin und her. Einige Männer sind dabei, Fasanen zu braten. Wo sie die herhätten? „Mit der Hand gefangen, Herr Feldwebel.“ Wahrscheinlich haben sie ihnen Salz auf den Schwanz gestreut. Die Schonzeit gilt ja hier nicht.

Sicherungsaufgaben sind langweilig, das ermüdende Warten auf einen Feind, der in diesem Kriege nie kommt. Aber es gehört nun auch einmal zu unseren Aufgaben, und wir dürfen ja nicht Krieg auf eigene Faust machen und selbständig Angriffe fahren. Das möchten wir natürlich am liebsten, jeden Morgen, den Gott werden läßt, hineiiiiin!! 'ran, halten, schießen und so weiter, wie das am Albert-Kanal war. Die Erinnerung an diesen Tag verklärt sich immer mehr, je größer der Abstand wird, den wir vom Erlebnis bekommen.

Erkundungsfahrten ins Gelände werden gemacht, um den Abschnitt besser kennenzulernen. Die Infanterie vor uns hat nur Plänkelleien mit dem Feind. Man wartet, auf beiden Seiten. Nachts kommt der Abteilungsstab zu uns, Unteroffizier S. hat ihn mit dem Rad abgeholt. Die 2. und 3. Kompanie haben ein Schloß in unserer Nähe bezogen.

Der Tag bringt uns wieder spannende Luftkämpfe. Am Nachmittag greifen englische Jäger deutsche Bomber an, die von der Küste zurückkommen. Mehrere Gruppen sind schon vorüber und im Hinterland verschwunden. Eine Bombenstaffel folgt jetzt allein. Da stürzen aus der Sonne heraus, die im Südwesten steht, in steilem Fluge Jäger auf sie zu, Engländer, wie wir feststellen können. Ihre Flügel blitzen wie die von Libellen. Gleich werden sie die Staffel erreicht haben. Die fliegt indessen ruhig weiter. Jetzt rattern die Maschinengewehre der Commies. Aber unsere Bomber haben sie längst erwartet und ruhig herankommen lassen. Man sieht jetzt die Leuchtspur ihrer Geschossgarben. Neun Bomber gegen — Augenblick mal — zehn, zwölf, fünfzehn Jäger. Die Jäger sind so dicht an den Bombern vorbeigeschossen, als wollten sie sie rammen, holen nun mit heulenden Motoren auf, ziehen steil in den Himmel, um neue Angriffspositionen zu gewinnen. Aber einer von ihnen schafft es nicht mehr. Irgend etwas bricht plötzlich ab, es scheint, als sei es eine Steuerfläche gewesen, dann fällt der Engländer taumelnd vom Himmel. Die anderen greifen erneut an. Unsere

Bomber halten zusammen wie die Kletten. Wieder schießen die Tommies auf die Bomber zu, diesmal von der Seite. Aber wieder schlägt ihnen ein wütendes Feuer entgegen. Zwei Jäger lassen schon vorher vom Kampf ab und fliegen nach Westen davon. Die anderen zwölf versuchen einen dritten Angriff. Das eine deutsche Flugzeug ist langsamer geworden. Und zum dritten Male scheitert der Überfall. Die Jäger haben sich nach dem zweiten Angriff aus ihrer Angriffsformation gelöst und umschwirren die Bomber wie Moskitos. Es können nur Sekunden dazwischen gewesen sein, da läßt der Jäger, der das Spitzflugzeug angriff, ab, beschreibt langsam und mit müder Bewegung einen Kreis, schießt schräg nach unten, fängt sich noch einmal ab und prallt dann auf die Erde. Eine riesige Staubwolke, dann ist nichts mehr zu sehen. Noch während dies geschah, schlagen aus einem anderen Jäger helle Flammen. Aber noch fliegt er, scheint landen zu wollen, hinter sich einen feurigen Flammenschweif. Jetzt ist er vielleicht noch hundert Meter hoch. Da reißt ihn eine Explosion auseinander.

Neun deutsche Bomber fliegen ruhig ihren Kurs. Neun britische Jäger schleichen sich nach Westen davon. Aber jetzt sind deutsche Jäger da, die wohl die Bomber decken sollten, aber durch Luftkämpfe aufgehalten wurden. Sie kommen aus Feindrichtung, so daß wir sie erst für Engländer halten. Sie scheinen von dem Luftkampf noch etwas gesehen zu haben, denn nun sind sie heran und wie der Teufel hinter den fliehenden Engländern her, die nach allen Richtungen davonschieben. Unsere Jäger tanzen wie silberne Funken übers Firmament, wie Mücken am Sommerabend, so daß wir kaum so schnell mit dem Blick zu folgen vermögen. Der weitere Verlauf des Kampfes entzieht sich unseren Blicken, aber wir haben keinen Zweifel, daß von dieser Jagdstaffel Old Englands die wenigsten Piloten heimgekommen sind.

Tournai ist gefallen, der Scheldeübergang dort frei. Stukas haben nun doch eingegriffen. Feierlich wird die Stadt ja nicht gerade aussehen. Der Kommandeur will mit dem Chef hinfahren. Ich darf mit, weil ich soviel von Tournai erzählt habe. Das Lesen des französischen Buches hat also doch gelohnt. Auf der Bahnhofsbrücke müssen wir erst einmal Draht und Glas wegräumen, die uns den Weg versperren. Mein Gott, wie sieht die Stadt aus. Straßenzug um Straßenzug ist ausgebrannt, nur leere Fensterhöhlen gähnen uns an, soweit nicht die Mauern ganz zusammenfielen. Von der Kirche St. Brice stehen nur noch Mauerreste. In der Kirche gestapelt, finden wir englische Munitionskisten. Als wir

die Brückenstraße zum Scheldekai hinuntergehen — fahren kann man nicht, da Mauertrümmer und Bombentrichter den Weg versperren —, treffen wir auf dem Kai eine junge Flamin. Sie stammelt verwirrte Worte und starrt mit fast erloschenen Augen in das Chaos. Sie wäre zu Bekannten geflüchtet gewesen und müsse nun hinüber auf die andere Scheldeseite, die Eltern warteten mit dem Abendbrot. Wir sehen uns an. Die Brücken sind entzwei. Die Stadt sieht drüben nicht viel anders aus als hier. Ausgebrannt, Haus um Haus. Ob die Eltern noch da und am Leben sind? Uns erscheint es unwahrscheinlich. Aber helfen können wir hier nicht.

In den Straßen, die zur Schelde führen, stehen an vielen Stellen noch ausgebrannte englische Auto Kolonnen. Man kann genau feststellen, wie die Brände von den Fahrzeugen auf die Häuser übergesprungen sind und dann von Haus zu Haus ihr Zerstörungswerk taten. Die explodierende Munition und lodernden Benzintanks taten ein übriges dazu. Die Läden, soweit sie vom Feuer verschont blieben und Feststellungen möglich ließen, sind geplündert bis auf den letzten Rest. Was übrig blieb, ist auf dem Fußboden zerstreut und zertreten. In einem Kolonialwarengeschäft ist der Boden einen halben Meter hoch mit Mehl, Kaffee, Pflaumen, Nudeln, Graupen, Reis, Sichorie, Rosinen, Käse und vielem anderem bedeckt. Man hat alles, was im Laden war, einfach zusammengeschüttet. Wir treffen dann doch noch einige lebende Wesen, Männer, die erzählen, wie die Engländer systematisch von Haus zu Haus gegangen seien und mitgenommen hätten, was ihnen gerade gefiel. Dabei hätten sie keinerlei Rücksicht auf die Wohnungen genommen und vieles einfach brutal zerstört. Die Autos hatten die Engländer angesteckt, damit sie den Deutschen nicht in die Hände fielen, und so die großen Brände verursacht. Auf der Rückfahrt sehen wir, wie Flugzeuge nördlich Tournai — das muß an der Bahn nach Lille sein — Bomben werfen. Plötzlich gibt es eine Riesenerplosion, die bis zu uns herüber hörbar ist. Dann steht eine dichte schwarze, flammende Wolke in der Landschaft. Da scheint ein Öltank oder Ölzug getroffen zu sein.

Die Pioniere haben gleich nach Überwindung der Schelde nördlich von Tournai eine Brücke gebaut. Dahin fahren wir nachts, dann nach Warcoing, wo wir einen eben zurückgekehrten Fabrikbesitzer in der Morgenfrühe stören müssen. Wir brauchen seinen Park als Fliegerdeckung für einige Morgenstunden, bis die Brücke über den Schelde-Roubair-Kanal fertig ist. Aber er kennt das. Hatte schon von 1914

bis 1918 deutsche Einquartierung, sehr nette Herren, wie er versichert. Bis gestern wohnten Engländer in seinem Hause. Zwei belgische Offiziere haben außerdem Kostümwechsel vor seinem Kleiderschrank vorgenommen und ihre Offiziersuniformen gleich mit Militärpaß liegen lassen. Interessant! Sie gehen also schon in Zivil stiften. Die Engländer haben sich benommen wie überall.

Gerade als wir am späten Vormittag dann dabei sind, vorsichtig über die neue Brücke zu fahren, wird wieder einmal Panzeralarm gegeben. Der Kommandeur kommt von vorn und holt uns selbst heran. Wie die wilde Jagd brausen wir los. Entsetzt stieben die Leute auseinander, als wir in vollem Tempo um die Ecken kurven. Es geht nach Belleghem bei Kortrijk. Die hier eingesetzte Division hat mit den vordersten Teilen das Tal der Lys erreicht. Gegen Mittag versuchten in langer Kolonne auf dem jenseitigen Ufer Panzer die Höhe zu gewinnen und abzufahren. Die 3,7-cm-Paß konnte nicht ganz hinlangen. Da dachte man an uns. Wir kommen leider zu spät. Aber wir können dann wenigstens vor Marcke südlich Kortrijk feindliche B-Stellen jenseits des Flusses in den Kirchtürmen von Bisseghem und Niederbeek und Häusern in Wevelghem und Marckebeek mit Sicherheit erledigen und den Übergang der Infanterie über die Lys decken, die 1000 bis 1500 Meter vor unserer Stellung fließt. Den jenseitigen Talhang hinaufzflüchtende Fahrzeuge sind ebenfalls gute Ziele. Über der alten flämischen Stadt Kortrijk — der Name Courtrai ist ihr erst später aufgepfropft worden — liegt eine schwarze Rauchwolke.

Wir sind heute an der französisch-belgischen Grenze entlang immer nach Norden gefahren, haben also eine Schwenkung gemacht. Aber die linke Flanke, die sei offen, nur durch einen Schleier geschützt, und die müßten wir zur weiteren Durchführung dieser Schwenkung nun sichern. Uns ist das nun gar nicht recht, aber da es auch nach vorn nicht wesentlich weiter vorwärtsgehen soll, trifft es uns nicht gar so schwer. Außerdem sehen wir unsere lieben Bayern wieder, die hier mit uns zusammen gegen Lille zu sichern haben. Wir haben ja eine stille Hoffnung dabei, daß Ausfallversuche des Feindes nur nach unserer Richtung gemacht würden. Denn dann hätten wir ihn ja als erste in Empfang zu nehmen. Und das wollten wir schon richtig und gründlich besorgen, da sollte sich jeder auf uns verlassen können.

Abends werden für die ganze Abteilung auf einer Bodenwelle längs der französischen Grenze vor Mouscron, in dem noch der Feind sitzt,

Stellungen erkundet, die den Abschnitt Mouscron—Menin beherrschen. Auf einer Ferme dahinter, bei freundlichen Flamen, quartieren wir uns ein. Da mit Artilleriebeschuß zu rechnen ist, buddeln wir uns schöne Deckungslöcher. Meines liegt an der Rübenmiete, da brauchte ich nicht so tief zu graben. Sinter uns im Grunde steht eine schwere Artillerieabteilung. Die zieht uns sicher noch Artilleriefeuer von drüben auf den Hals. Und so kommt es dann auch in der Nacht. Da segeln die großen Koffer mit Zeulen über uns hinweg, manchmal bedenklich tief, und schlagen einige hundert Meter hinter uns in den Grund. Unsere Artillerie antwortet. Das geht so bis in den Morgen. Was man da macht? Umdrehen, weiterschlafen! Die Nacht vorher sind wir gefahren, also müde. Die Leuchtbomben über Kortrijk stören uns schon gar nicht. Von Bomben hören wir nichts, nur die Flak bellt einmal kurz in die Nacht.

Unsere Flamen haben eine Mordswut auf die Engländer. Die Nachbarn sind auch alle da und berichten, daß die Engländer ihnen das ganze Vieh abgeschossen hätten. Hunderte von Rüben. Wir sahen sie am Tage überall auf den Weiden liegen, fliegenüberdeckt. Und die Pferde hätten die Tommies mitgenommen.

Am Tage — wir schreiben den 25. Mai — gibt es mehrmals den üblichen Fliegeralarm, Artilleriesegen, Bomben, aber nicht bei uns, sonst ist es ruhig. Der Chef will mal sehen, was der Feind macht. 1000 Meter vor uns an der Bahnlinie öffnet uns ein stehender Spähtrupp der Bayern den Weg. Die K.Rolle wird beiseite gezogen, die als Panzerhindernis gedacht ist. Wir sind im Niemandsland. Ob sie etwas gesehen hätten, fragt der Chef die Bayern. Ja, heute nacht Kolonnen aus Mouscron nach Lille zu. Mouscron könne vielleicht geräumt sein. Im Wasserturm saß allerdings morgens noch die feindliche B-Stelle. Unsere 2. Kompanie schoß sie heraus und traf auch sonst noch allerlei Lohnenswertes.

Wir gehen schräg hinüber zur Straße nach Lille. Von einer Anhöhe können wir die Verbindung Mouscron—Lille gut überschauen. Das Vorfeld ist tatsächlich geräumt. Man sollte auch mal nach Mouscron hineinfühlen. 1000 Meter vor uns liegt die französische Grenze, dahinter die weite Ebene des Artois, des französischen Teiles Flanderns, im Vordergrund die Textilstadt Tourcoing, daneben die Schornsteine von Roubaix, am Horizont Lille. Ein französisches Industriezentrum, das uns unzerstört wichtiger ist als zerschossen und ver-

brannt, liegt zum Greifen nahe vor uns. Jetzt wissen wir auch, warum wir Lille nicht von dieser Seite angegriffen haben.

Als wir Leute nach dem Feinde ausfragten, ruhte ein Flame nicht eher, als bis wir ihm versprachen, auf dem Rückwege für einen Augenblick zu ihm zu kommen und ein Glas Bier mit ihm zu trinken. Er sei ja so glücklich, daß wir da sind, und wir seien die ersten Deutschen, die er nun sehe. Auf dem Rückwege betreten wir — etwas zögernd vielleicht — sein Haus. Eine Falle? Nein! Es ist alles ruhig. Die Pistolen haben wir schußbereit zur Hand. Statt Bier gibt es einen ausgezeichneten Rotwein, und als der Hausherr noch einen leisen Zweifel aus unseren Gesichtern liest, trinkt er das erste Glas selbst. Der Bann ist gebrochen. Eine herzliche Unterhaltung folgt. Er trinkt auf das Wohl des Führers, der auch sein Führer sei und sein flämisches Volk in die Freiheit führen solle. Als Freunde scheiden wir.

Als wir zurückkommen und ich noch einmal zum Abteilungsgefechtsstand geschickt werde, hat der Kommandeur gerade einen Befehl für uns. Es geht weiter. Und ein Zug muß noch in der Nacht abfahren, um morgens einen der 3. Kompanie abzulösen, dessen Männer seit 36 Stunden am Geschütz stehen.

Die Flandernschlacht beginnt.

Sturmbock gegen Xpern

Am 25. Mai beginnt für uns der Vorstoß auf Xpern und die Schlacht in Flandern.

Gegen 23 Uhr abends meldet Leutnant B. den 1. Zug dem Chef abfahrbereit. Er muß über die Brücke bei Marcke, und ich soll mit dem Befreiten Bl. vorfahren und ihm schnelle Durchfahrt an der Brücke sichern. Die Wege, an denen die vielen Einzelhöfe liegen, in deren Gebiet sich auch unser Gefechtsstand befindet, sind nicht besonders gut, sandig, oft tief eingeschnitten, schmal, so schmal, daß Lastkraftwagen in den Gohlwegen steckenbleiben und zerfahren. Mit einem SoloRAD und Sozius darauf ist das fahren eine Unmöglichkeit. Wir brechen die Wegeerkundung ab und fahren zurück. Lieber einen Umweg von 20 Kilometern als hier hindurch. Da kommt uns der Zug schon entgegen. „Na, die werden ihre Freude mit dem Wenden haben, da fährt sich die Gälste fest“, meint Bl. Wie sich später zeigte, traf diese Prophezeiung ins Schwarze. Also anders herum. Da kommen wir denn auch auf eine gute Straße. Die Nacht ist pechschwarz. Wolken verhüllen den Mond. Licht dürfen wir nicht machen. Jetzt fahren wir einige Kilometer an der Lys entlang. Und nun können wir auch sehen. Drüben brennen zahlreiche Gehöfte und leuchten bis zu uns herüber. Dazwischen zucken als flammende Blitze die Abschüsse der Artillerie, die jenseits der Lys in Stellung ist. Eine schwere Batterie schießt ihre dumpf orgelnden Koffer über uns hinweg auf die Reise. Die feindliche Artillerie ist auch nicht faul und beschießt das Lysufer und Kortrijk. Leuchtzeichen stehen am Horizont, weiße, rote, grüne, Kugeln und Sterne. Es ist schwer zu sagen, ob das deutsche oder feindliche sind.

Kolonnen geistern durch die Nacht wie dunkle Schemen, tauchen unvermutet aus weißen Nebelschwaden, die in Mannshöhe über die Straße streichen. Irgendwo müßte nach der Karte links ein Feldweg abgehen, auf dem wir abkürzen könnten. Vielleicht ist er für unsere Kolonne fahrbar. Aber dann haben wir ihn in der Dunkelheit doch verfehlt und biegen nun einfach in den Hauptweg nach Marcke ab, einem Dorf südlich von Kortrijk, wo die Brücke über die Lys geschla-

gen worden ist. Der Weg ist gerammelt voll, zwei Kolonnen sind nebeneinander eingefahren, ein Hauptmann bemüht sich gerade, den Knäuel schnellstens wieder zu entwirren und Platz zu machen. Wir melden unser Vorfahrtsrecht an. Die drei Kilometer bis zur Brücke sind aber — wo es möglich ist, in zwei Staffeln nebeneinander — völlig mit Kolonnen belegt. Durchzukommen und vorzufahren, zumal auf frischgeschütteten Dammteilen, deren Kanten die Gefahr des Abrutschens bergen, ist ausgeschlossen. Hier geht es nur streng nach der Reihenfolge des Ankommens. Es ist schon schwer, sich mit dem Solokrad zur Brücke durchzuwinden, und wir freuen uns jetzt, daß wir kein Beiwagenkrad genommen haben. Der Brückenkommandant bedauert. „Sie sehen ja selbst, was los ist.“ Es kann wohl 6 oder 7 Uhr morgens werden, bis wir drankommen, weil zwischendurch immer wieder noch an der Brücke gearbeitet werden muß. Außer uns warten schwere Artillerie, eine Panzerjägerabteilung, eine Aufklärungsabteilung, Nachrichtenkompanien. Alles will nach vorn. „Und da drüben, mit der Spitze an der großen Straße, steht eine ganze Division, die geschlossen durch will“, sagt uns ein Nachrichtenoffizier. Das sind ja gute Aussichten. Aber was hilft es, wir müssen warten. An einer Straßengabelung im Ort hat der Tommy doch eine schwere Bombe mitten in die Hauptstraße gesetzt und gleich zwei Häuser dabei umgelegt. Aber es ist noch Platz für eine Kolonne, die Stelle zu umfahren. Auf die Brücke hat er es abgesehen und sie — wie wir beobachten konnten — schon am Tage heftig (aber ohne Erfolg) mit Bomben bedacht. Gefreiter Bl. wartet an der Hauptstraße, ich an der Straßengabelung im Ort. Aus einem Restaurant, das halb zerstört ist, habe ich mir einen Stuhl geholt. Nun läßt es sich aushalten. Die Nacht ist warm, und der Gummimantel hält viel ab.

Es ist 2 Uhr morgens geworden. Ein alter Feldwebel von einer bespannten Batterie, die an der Straße steht, hat sich zu mir gesellt und erzählt mir von den Flandernschlachten des Weltkrieges in ungeheuer plastischer Weise. Flandern sei sein Schicksal, meint er, denn im Weltkrieg sei er mit seiner Truppe 42 Monate in Flandern gewesen, das sind dreieinhalb Jahre, und nun sei er wieder da. Nie werde er den Oktober 1914 vergessen, als frische Freiwilligenregimenter vor Dirmuiden kämpften und Langemarck stürmten. Sie hätten damals bei Zonnebeke gelegen und Xpern schon vor sich gesehen. Jahrelang habe er dann immer wieder die Stadt vor sich gehabt, manchmal zum Greifen nahe. Jedesmal sei das Bild trostloser gewesen, ihre Schönheit

Stück für Stück in Schutt und Asche gesunken. Aber hingekommen nach Xpern seien sie nie, auch im Sommer 1918 nicht, als sie doch auf dem Kessel gelegen hätten und Xpern von drei Seiten umschlossen war. „Weißt du, Kamerad, und dann die Kämpfe in den Jahren 1916 und 1917. Fuffzehn waren wir ja im Osten, aber dann ging's wieder nach Flandern, direkt vor Wytschaete haben wir dann gelegen, dem berühmten Park von Wytschaete. Das liegt südlich von Xpern. Da haben die Tommies angefangen, zu buddeln, da fing wieder die Sache mit den Stollen- und Minensprengungen an. Einmal, das war wohl so um den Juni 1917 herum, da hat der Tommy bei Wytschaete uns doch einen ganzen Berg weggesprengt. Das Loch muß heute noch da sein. Da wurde ein richtiger See draus. Da sind ganze Kompanien bis auf den letzten Mann geblieben. Von uns waren so im Herbst 1917 noch drei Mann da, die 1916 mit nach Flandern gekommen waren. Alles andere Ersatz. Wir hatten mehr Tote als Verwundete.“ — Der Kamerad schweigt einen Augenblick. „Ja, und dann kam der Sommer 1918. Wir konnten einfach nicht mehr. Die Geschützrohre waren ausgeleiert, die Munition war schlecht. Nur der Geist, der war bei uns noch einigermaßen, aber damit konnte man nicht schießen. Da mußten wir eines Tages vom Kessel runter, aus Messines heraus, dann ging Obelwe verloren, das vor Xpern doch einer unserer wichtigsten Stützpunkte war. Eines Tages hieß es, bei Kortrijk, weiter hinter uns an der Lys, da wäre die Germannstellung fertig. Alles aus Beton. Da kamen wir jetzt hin. Ja, und dann waren wir hier in Marcke, und ich habe vor demselben Haus gegessen, vor dem wir jetzt sitzen, solange das noch ging. Bis wir hier auch abhauen mußten, weil wir einfach keine Munition mehr hatten. Ja, so war das damals in Flandern.“

„Ob man wohl heute noch etwas von der Germannstellung sieht?“ frage ich den Alten. Der streicht nachdenklich seinen Schnurrbart: „Ja, Gräber, Friedhöfe, mit manchem Namen, den ich noch kenne. Sonst habe ich nichts entdecken können.“

Noch als wir so reden, hängen mit einem Male wieder Leuchtbomben am Himmel. Aha, die Tommies suchen die Brücke. Die wird sofort für den Verkehr gesperrt. Ein Radmelder sagt es den Kolonnen durch. Ob sie getroffen sei, denn wir hörten Bombenwürfe. Nein, getroffen sei sie nicht, aber es müsse natürlich jede auffällige Bewegung unterbleiben. Die flak schießt mit Leuchtspur in den Himmel. Aber immer wieder fallen Leuchtbomben aus den Wolken. Man hört dann oben im Dunst

das Dröhnen der Motoren, allein zu sehen ist nichts. Ein Glück, daß so der Tommy auch nichts sieht. Die Panzerjägerabteilung macht kehrt. Ihr dauert das zu lange. So im Vorbeigehen schnappe ich auf, daß um 5 Uhr morgens in Kortrijk die neue Brücke fertig sein soll. Es ist schon 3 Uhr und 30 Minuten. Der Führer einer an der Straße haltenden Kolonne, die bis morgens stehen bleibt, übernimmt es, den Zug anzuhalten, wenn er kommt, und Leutnant B. eine Meldung zu übergeben. Wir brausen ab nach Kortrijk.

Kortrijk . . . Kortrijk . . ., durch irgend etwas ist mir dieser Name doch aus der Geschichte bekannt? Richtig, unser Geschichtsprofessor, der uns im Weltkriege soviel von Flandern erzählte, entwarf uns ein packendes Bild von der Goldenen-Sporen-Schlacht, in der die Weber von Kortrijk, Xpern und Brügge so um das Jahr 1300 die Franzosen mordsmäßig verdroschen und den 1000 hochmütigen Rittern, die sie für immer ins Gras geworfen hatten, ihre goldenen Sporen abnahmen. Goldene Sporen! Das hatte uns damals noch mehr imponiert als diese streitbaren Handwerker der alten flämischen Städte, die in der Geschichte so oft um ihr Germanentum kämpfen mußten.

In dieses Kortrijk fahren wir nun hinein. Es ist noch dunkel, aber die Wolken haben sich gelichtet, und wir können erkennen, daß in den Gäßern, die in Gärten und Parks an der alten Baumallee gebettet sind, wohlhabende Bürger wohnen müssen. Links an der Straße brennt eine Fabrik. Wir rütteln über einen Bahnübergang. Das Bahnhofsgelände ist durch Stukas aufgewühlt. Schienen recken sich, zu bizarrer Form gebogen, in den Himmel. Nun geht es rechts ab, und bald mündet unsere Straße auf den schönen großen Marktplatz, in dessen Mitte — erinnernd an den Campanile, den Glockenturm italienischer Städte — ein schöner alter Turm steht, der Belfried. Am Rathaus vorbei tasten wir uns — da kein Mensch zu sehen ist — weiter durch die Stadt. Endlich ein Posten: Wir sind auf dem richtigen Wege. Ein Stückchen am Ufer der Lys entlang, in der versenkte Lastfähne liegen, dann sind wir an der Brücke. Der Zug darf sofort kommen und passieren. Im Hölletempo geht es zurück. Leutnant B. zeichnet in die Karte ein. Jenseits der Brücke wird er warten. Ich soll sofort wieder vor zur Division, den genauen Verbleib des abzulösenden Zuges feststellen. Der Divisionsstab liegt auf einem Gutshof und ist bereits im Aufbruch begriffen. Weiter vorn sollen wir fragen. Auf den Straßen marschieren die Regimenter. Eine Reservedivision ist neu eingeschoben. Wir hören

neue Regimentsnummern. Der Feind habe gestern nochmal heftig Widerstand geleistet, aber heute morgen ginge es nun vorwärts.

Lange Kolonnen von Gefangenen marschieren zurück. Ihre Gesichter sind bleich. Sie hätten schon drei Tage nicht mehr geschlafen, seien immer nur gelaufen, sagt einer. Von dem gesuchten Zuge keine Spur. Jetzt sind wir schon bei der Marschspitze der linken Kolonne. Ein letzter Versuch: Wir fahren den Verbindungsweg zur rechten Marschstraße hinüber. Und da finden wir den vermißten Zug der 3. Kompanie in Stellung. Dem Oberleutnant v. G. und dem Feldwebel T., Standartenführer in Pommern, sprießt ein erfolgversprechender schwarzer Bart im Gesicht. „Na, unsere Landser sehen nicht besser aus“, sagt T. „Zum Schlafen, Waschen und Rasieren hatten wir keine Zeit, hatten ja auch kein Wasser. Hier hat es zwei Tage lang geraucht. Wir haben im schwersten MG. und Artilleriefeuer gelegen, in die Bereitstellung haben sie hineingeballert und in die Feuerstellung. Der eine Zugpanzer ist vorn durchgeschossen. Kühler kaputt und sonst noch einiges. Die Pioniere haben uns einen großen Zugkraftwagen geborgt, sonst hätten wir festgefessen.“ — „Na, und eure Ergebnisse?“ — „Fabelhaft, Mensch. Prima geschossen, zuletzt da drüben auf das Dorf. Waren immer bei der Infanteriespitze eingesetzt.“ Nun, sie sehen auch danach aus. Oberleutnant v. G. erläutert die Lage und will sich dann beim Regimentskommandeur abmelden. Als wir zurückfahren, kommt uns Leutnant B. schon entgegen. Schnell sagen wir Bescheid. Den Zug soll ich nachschicken.

Die Männer haben sich mit Flamen angefreundet. Das fällt ihnen nicht schwer, denn sie konnten ja schon an den Vortagen feststellen, daß das niederdeutsche Platt, ihre heimatliche Mundart, dem flämischen verwandt und gar nicht unähnlich ist. Und sie sind stolz, nun auch einmal mitreden zu können. Mit den „Parlewuhs“ — damit meint Schütze K. die französisch sprechenden Wallonen — wäre das so schwierig gewesen.

Mittags ist die Kompanie dann auch unterwegs nach Moorseele an der Straße nach Xpern. Als wir im befohlenen Ortsteil gerade fliegerdeckung beziehen wollen, kriegen wir Artilleriefeuer aus der Flanke. Außerdem wundern wir uns, daß mit einem Male Soldaten eines sächsischen Regiments an der Straße in Stellung gehen. „Was ist denn hier los? Wo kommen Sie denn her? Das ist doch gar nicht Ihr Abschnitt?“ — Der Chef spricht einen vorübergehenden Leutnant an. Der erklärt

dann, sie seien rechte Flankendeckung des Korps und durch starke Kräfte des Feindes hier hineingedrückt worden. Da drüben sei der Regimentsgefechtsstand, da wisse man mehr. Befriedigt kommt der Major von dort zurück. Er hat nun Einblick in die taktische Lage dieses Tages und in eine neue kühne Operation: Unser Korps stößt mit leichter Flankendeckung mitten hinein in die in Flandern zusammengepreßten Truppenmassen des Feindes, um sie abermals in mehrere Gruppen aufzuspalten und auseinanderzusprengen. — Allgemeine Richtung Xpern.

Wir marschieren auf Xpern, das den ganzen Weltkrieg über nicht in unsere Hand fiel. Nun, dieses Mal, da sollte es wohl gelingen. Über den blutgetränkten Boden Flanderns würden wir da kommen, auf dem die großen Schlachten des Weltkrieges geschlagen wurden. Viele Namen klingen auf, die wir alle auf der Karte von Xpern herum finden und von denen jeder ein einzigartiges Denkmal deutschen Soldatentums ist, das nun einmal in der Welt kein Gegenstück hat: Gheluwe, Dadizele, Becelaere, Zonnebeker, Passchendaele, Westroosebeke, Langemark, Poelcapelle, Gouthoulst, Birschoote, Zollebeker, Wytschaete, Oostaverne, Kemmel, Messines. Sie kehren so oft in den Schlachtoberichten von „damals“ wieder, und ebenso oft fallen diese Namen an diesem Nachmittag, als der Kommandeur und der Chef Erinnerungen auffrischen an die Zeit, da sie beide in diesem heiligen Land des deutschen Soldaten kämpften.

Es hat angefangen zu regnen. Das Artilleriefeuer aus der Flanke wird jetzt beantwortet. Auch unsere Batterien schießen. Ein Dorf brennt. Wir haben Moorseele verlassen und mit Front zur Flanke Stellung bezogen. Einen Einbruch in die Flanke unseres Korps wollten wir schon abwehren. Da — nun hat die feindliche Artillerie Moorseele gefaßt und legt Störungsfeuer auf den Ort, genau dahin, wo wir mit den Geschützen gestanden hatten. Ein Fesselballon pendelt am Himmel. Feindliche Tiefflieger brausen — plötzlich und mit Heftigkeit beschossen — über die Baumwipfel der Straße. Reiter preschen nach vorn. Wir schauen ihnen lange nach, die einst die Herren des Schlachtfeldes waren. Der Motor hat sie aus dem Sattel geworfen. Aber schön ist dieser Anblick galoppierender Reiter doch, der noch bis in den Weltkrieg hinein die Schlachtenmalerei beherrschte. Kein Wunder! Welches Malerauge sollte auch dieses Bild nicht fesseln?

Der Feind beschießt aus der Flanke nun die Straße, an der unser Gefechtsstand liegt. Hoffentlich passiert der Kompanie nichts. Wir

haben die Fahrzeuge so weit wie möglich auseinandergezogen. Was wohl der 1. Zug machen mag? Die müssen einige Kilometer vor uns sein.

Für die Nacht befiehlt der Chef verstärkte Aufmerksamkeit. Durchbruchversuche des Feindes nach Süden müssen unter allen Umständen verhindert werden. Werden sie auch, denken die Männer bei sich. Ist doch klar, oder ist wer anderer Meinung? Jede verdächtige Beobachtung sei zu melden.

Gefreiter Bl. hat sich heimlich ein Schlafplätzchen im Stall gesucht. Eigentlich hat er recht. Wir sind hundemüde von der durchwachten Nacht. Also her mit einem Bund Stroh. Mit einem Male werde ich an der Schulter gerüttelt. Es ist Unteroffizier Z. „Sieh dir bloß mal den Abendhimmel an.“ Ich muß eine ganze Weile geschlafen haben. Die Artillerie schießt immer noch. Aber der Himmel! Ein Maler müßte da sein, der dieses unerhörte Farbenspiel auf die Leinwand bannt. „Abend vor der Schlacht“ könnte man das Bild dann nennen, denn nur so könnte ein Maler überhaupt die Stimmung eines Schlachtentvorabends darstellen. Die Wolkendecke ist aufgerissen. In tiefem Blau leuchtet der Himmel, gesäumt von schwellenden Wolkentfischen in lichtem Violett mit Rändern in Lila und Gold. Rosenfarbene Wolkentrüben führen hinüber zum Horizont, der in grellem Zinnober flammt. Dort, wo die Sonne im Sinken ist, wandelt es sich in ein fattes Orange, geht dann in ein blutiges Rot über, das Abglanz der Sonne und brennender Häuser und Höfe zugleich ist, und verblaßt in fahlem Gelb. Quer über den Himmel und mitten durch dieses Bild geht ein breiter Regenbogen. Alle, die dieses Bild sehen, sind gebannt und gefangengenommen davon. Eine gute halbe Stunde dauert es, dann löst sich die Erscheinung auf, verschwimmen die Farben und vergehen in einem warmen Lila, das die Nacht heraufgeführt hat.

Die Artillerie macht noch immer keine Pause. Flieger werfen Leuchtbomben. Wir hören dann das Bellen der 2-cm.-Flak, ein paar Bombeneinschläge. Einmal — das muß schon gegen Morgen sein — werden wir unsanft geweckt. Der Chef befiehlt Räumung des Gehöftes, denn die Einschläge liegen nun immer dichter, schließlich noch 100 Meter vom Hause entfernt. In den Deckungslöchern, die wir abends gruben, steht das blanke Wasser. Schließlich schläft das Artilleriefeuer ein. Wir dürfen es auch noch einmal auf eine Stunde. Aber dann kommt ein Melder, und wir müssen nun doch

heraus. Der 2. Zug soll morgens um 6 Uhr abrücken zur linken Division des Korps, die dringend einen schweren Zug angefordert hat. Der Zug bekommt ein Geschütz der 2. Kompanie mit dazu, da ein Zugpanzer von uns reparaturbedürftig ist. Leutnant K. ist zufrieden, denn welcher Zugführer wünscht sich keinen selbständigen Einsatz? Mit dem 3. Zug soll auch etwas los sein, geht das Gerücht. Ein Befehl sei unterwegs. Dann bliebe uns noch die Feldküche übrig. Wir machen faule Witze: „1. Kompanie ohne drei Züge, unterstellt die Feldküchen der 2. und 3. Kompanie, greift den Feind energisch in Richtung Nordwesten an.“ Der 3. Zug bleibt dann aber da.

Seit Kortrijk hat sich das Flüchtlingselend ver Hundertfach. Jetzt flüchten die Menschen in hellen Scharen aus den Kampfgebieten zu uns herüber. Entweder haben sie mehr Vertrauen zu uns, oder die Engländer haben ein Saar in der Suppe gefunden und schicken uns nun die Flüchtlingsmassen, die ihnen die Straßen verstopften, die Unterkünfte nahmen und die Saare vom Kopfe fraßen. Manchmal kann man wirklich kaum vorwärtskommen, weil die hastenden Flüchtlingskolonnen in doppelter Reihe die schon so schmalen Straßen belegen. Mit Fahrzeugen aller Art kommen sie, haben oft groteske Teile der Habe aufgeladen: Einen großen Standspiegel oder Palmenständer oder Flurgarderoben und was es so weiter an nicht gerade lebenswichtigsten Einrichtungsgegenständen gibt. Sie müssen sehr kopflos gewesen sein, als sie die Höfe und Häuser verließen. Auf Leiterwagen, von zwei Ochsen mühsam gezogen, thronen auf der Habe Urgroßmutter, Großmutter, Mutter und Kind, manchmal bis zu 30 Personen. Alte Frauen sind festgebunden, damit sie nicht herunterfallen, werden in Schubkarren gefahren oder in alten Kinderwagen, die mageren Beine im Winkel vorgestreckt. Kinder sind mit Leinen auf die Kühlerhaube von Autos gebunden, auf Gepäckbrücken festgeschnallt und werden bei jeder Erschütterung hochgeschleudert, um dann gegen die Wagenwand zu prallen. Alte Ehepaare, Mütter mit vielen Kindern kommen, schleppen sich mit blutenden Füßen die Straße entlang, die Schuhe in der Sand, die Schultern wund und zerschnitten von schmalen Schnüren, mit denen sie Beutel und Säcke mit dem Nötigsten sich auf den Rücken banden. In ihren Gesichtern spiegeln sich grenzenlose Angst und Verzweiflung. So kommen sie zu Tausenden. Man möchte gern helfen, aus reiner Menschlichkeit, weil der Deutsche so etwas eben nicht mit ansehen kann, und wenn diese Menschen auch hundertmal nur die Sünden ihrer füh-

rung büßen. Allein wir haben keine Zeit dazu und müssen uns zur Häre zwingen. Die Straßen müssen frei gemacht werden, denn davon hängen der Erfolg und das Gelingen der militärischen Operationen ab. Hinter uns sind schon Flüchtlingsammelstellen eingerichtet, die sich der erbarmungswürdigen Elendszüge annehmen. Alle Flüchtlinge mit und ohne Fahrzeug müssen neben die Straße auf den Acker, können dort weiterfahren, weiterwandern oder Feldwege benutzen. Einigen Rententen, die nicht hören wollen und trotz aller Ermahnungen mit ihren Autos immer wieder auf die Straße zurückfahren, müssen schließlich die Zündschlüssel oder Verteilerkappen abgenommen werden.

Alle Scheunentore und Haustüren sind beschrieben. Man hat sie sozusagen als Treffbuch benutzt. Eine junge Flamin schreibt an: „Liebe Eltern, bin in Kolleghem bei Tante Snijder“, eine andere: „Gute Leute haben mich mitgenommen. Ich schreibe Euch später.“ — „Jan Knocke ist mit Familie in Cogyhem.“ — „Mutter haben wir gestern begraben. Müssen fliehen, Richtung Düntkirchen.“ — „Nachbarn, schützt unser Haus, wenn Ihr vor uns zurückkommt. Tränkt das Vieh.“ An vielen Häusern steht „bewoond“, das heißt „bewohnt“. Viele haben ihre Inschriften auch noch in französischer Sprache angebracht, das Wort „Bewohnt“ auch in deutscher Sprache, wohl, um zu dokumentieren, daß das Haus nicht verlassen ist, da leere Häuser natürlich als Quartier oder zur Unterbringung von Befehlsstellen, Gefechtsständen, Verbandplätzen usw. dienen müssen.

Das Dorf Gulleghem hinter uns, in dem Stab und 2. Kompanie liegen, ist nachts beschossen worden. Einige Häuser sind ausgebrannt.

Der Chef fährt mit uns auf die große Hauptstraße Menin—Xpern hinüber zum Artilleriekommandeur, der dort irgendwo sein muß. Heute — wir haben den 27. Mai — scheint wieder die Sonne. In den Gärten blühen Rotdorn, Schlehdorn, Flieder, blaue Glyzinien an schattigen Lauben, und Schneeball, daß es eine helle Pracht ist. Der Fesselballon schwebt wieder prall in der unbewegten Luft. Die feindliche Artillerie hat eine Straße 1000 Meter hinter uns zum Ziel genommen, dann plötzlich die Stellung der Ballonbatterie. Wir machen, daß wir aus dieser Zone herauskommen. Am Wege deutsche Soldatengräber, mit knospenden Rosenstöcken aus einem Garten liebevoll bepflanzt. Wir lesen: „Gefallen am 27. Mai 1940.“ Das wäre heute. So frisch sind diese Gräber noch. Auch Gheluwe, wo wir auf die Straße nach Xpern kommen, trägt Spuren der nächtlichen Artilleriekämpfe. Beim

Artilleriekommandeur erfährt der Chef: Wir werden gegen Xpern eingesetzt. Was wird die Kompanie stolz sein, wenn sie das erfährt.

Als der Rest der Kompanie dann da ist, liegt die Straße unter Beschuß. Wir weichen nach rechts aus und kommen so zum Kriegerfriedhof Nachtegaal. Schweigend stehen wir lange vor den schlichten schwarzen Holzkreuzen, lesen Namen, hohe Regimentsnummern und versuchen uns zu vergegenwärtigen, wie jene lebten, kämpften und starben.

Auf dem Bauernhofe dicht beim Friedhof liegt ein großer Berg altes Eisen. Wir sahen das schon auf vielen Höfen, treten näher und halten dann Granatsplitter in der Hand, Granatsplitter in allen Größen. Sie sind rostbraun, vielleicht würde ein Chemiker die dunkleren Stellen als getrocknetes Blut erkennen. Seitengewehre liegen dazwischen, Gewehr-schlösser, an denen wir — etwas vom Rost zernagt — noch die Gewehrnummer ablesen können. Wer mag das Gewehr getragen haben? Der ganze Acker ist gedüngt mit Eisen und Blut, macht uns der Bauer verständlich, und jedes Jahr pflüge er einige Zentner rostiges Erz aus der Erde. Das gehe nun schon zwanzig Jahre so, und es werde nicht weniger. Als wenn er Eisen gesät hätte statt Korn.

Der O.K.W.-Bericht — die Flamen hören ihn interessiert mit an — meldet heute den Fall von Calais. Nun sitzen wir England an der Gurgel. Zwei Sätze interessieren uns besonders. „In Flandern und im Artois haben unsere Truppen ihre Angriffe fortgesetzt und die eingeschlossenen feindlichen Armeen weiter zusammengedrängt. Besonders nördlich Menin gelang ein tiefer Einbruch in die feindliche Front bis dicht vor Xpern.“ Es berührt doch eigenartig, hier, wenige Kilometer vor Xpern, diese Sätze aus dem Lautsprecher zu vernehmen, gleichermaßen als Quittung aus der Unendlichkeit für erkämpfte Erfolge.

Wir fiebern, nach Xpern zu kommen, heute noch, gleich, wenn es geht. Der Chef schickt mich mit dem Gefreiten Bl. zur Stellungs-erkundung vor. In Gheluveld sieht man nichts mehr, was daran erinnert, wie umkämpft dieses Dorf im Weltkrieg war, außer den riesigen Geldenfriedhöfen, die nun überall an der Straße und allen Nebenstraßen liegen. Die deutschen ganz schlicht, schwarze Holzkreuze, die Gräber mit Rasen und Efeu begrünt, mit Eichen oder Linden dazwischen und Setzen an den Rändern. Die englischen mit weißen Marmortafeln, Bronzeschwertern, Denkmälern, viel Rosen, Sträuchern und lauschigen Setzen. Sie konnten es sich etwas kosten lassen. — Deutschland bezahlt alles. Französische und belgische Friedhöfe sehen wir selten.

Nun kommt Veldhoef. Gleich dahinter muß die Straße einen Knick machen, und dann müssen die Türme von Xpern zu sehen sein. An der Straße wächst junger Wald. Er hat die Blößen, Schrammen, Schründen und Narben, die vier Jahre Krieg dem Boden schlugen, milde verdeckt. Einmal vor Jahren sah ich Schlachtfelder in Frankreich aus dem Flugzeug und erkannte, wie man jede zugeschüttete Stellung, jedes Trichterfeld, jede Mondlandschaft, und mögen sie noch so sorgfältig eingeebnet sein, mag der Pflug zwanzig Jahre neue Furchen gegraben haben, immer noch deutlich auf dem Boden ablesen kann wie Buchstaben aus einer Fibel.

Jetzt sind wir an der Biegung. Da ist der Turm der Martinskathedrale und der der Tuchhalle, beide nach den alten Plänen nach dem Weltkriege wiederaufgebaut. Sie liegen genau in der Achse der Straße. Bis Gooze fahren wir vor, wo der Gang ins Xsertal abfällt. Herrlich ist der Blick von hier auf Xpern und den weiten Talkessel, den drüben links hinter Xpern der Höhenzug des Kemmelberges abschließt. Rechts reicht der Blick hinüber bis nach Langemarck.

Heute morgen stand hier noch die englische Artillerie. Angeblich wollen die Engländer — wie Gefangene aussagen — aus der Verteidigung von Xpern eine Prestigefrage machen, weil sie es den ganzen Weltkrieg über hielten und dort ihr Ehrenmal steht. Wir fanden heute morgen eine Ansichtskarte davon. Sie zeigt ein pompöses Marmortor, in dessen Quadern die Namen von 60 000 Gefallenen eingeschlagen sind. Aber das werden großsprecherische Worte sein, denn diesmal haben wir sie in der Fänge.

Im Schlossparke rechts liegen auf dem Rasen gefallene deutsche Infanteristen. Eben sind die Schlesier unten am Fuße des Ganges angelangt. Jetzt hätten sie noch 2000 Meter bis zur Stadt. Auf dem Eisenbahngleis, das die Straße überquert, stehen Hunderte von Waggons als Sperre. Auf der Straße ist eine Lücke zwischen den Waggons gelassen. Preisfrage: Wird Xpern verteidigt oder nicht? Rechts haben sich Infanteristen schon bis in die Nähe der nördlichen Stadtgrenze herangearbeitet und entschwinden jetzt unseren Blicken. Wir hören keinen Schuß. Mit dem Glase suchen wir den Stadtrand ab. Es ist aber nichts mit Sicherheit zu erkennen. „Fahren Sie doch mal etwas weiter vor“, meint ein Leutnant im Straßengraben. „Mit dem Rad kommen Sie ja schnell weg. Ich passe mit dem MG. auf.“ — „Wollen wir?“ Gefreiter Bl. will. Wer wollte nicht. Nur, was wird der Chef

zu solchen Extratouren sagen? Sie gehören nicht zum Befehl, den ich habe, und er liebt sie gar nicht. Aber nun ist es egal. Wir brausen los bis an das Ortschild von Xpern, den Stadtrand, und setzen damit als erste deutsche Soldaten in diesem Kriege den Fuß auf Xperns Boden. Mit einer Pistole und einem Gewehr kann man Xpern nicht erobern. Wir fahren zurück und melden, daß wir kein Feuer bekamen und die Infanteristen rechts auch nicht. Ob der Tommy wirklich noch hinter den Sandsäcken auf der Straße saß?

Die Antwort auf diese Frage bekamen wir erst einige Stunden später. Xpern war doch noch besetzt. Die Engländer schossen offenbar auf einzelne Deutsche nicht, um ihre Stellungen nicht zu verraten. Dieses alles geschah am 27. Mai mittags. Am 29. Mai wurde Xpern genommen und die Latenkreuzfahne auf der Martinskathedrale gehißt.

Der Chef ist mitgekommen, sich die Feuerstellung bei Zooge anzusehen. „Sehr schön“, meint er, „aber nichts für jetzt. Sie sollen mal sehen, wie schnell uns da die Artillerie von drüben am Wickel hat. Da müssen wir schon bestimmte Ziele haben, einfahren, schießen, abfahren. So ist das Selbstmord.“ Es ist aber die einzige geeignete Stellung weit und breit, alles andere ist zugewachsen. Wir sollen jetzt sowieso mehr von der Straße weg und rechts heraus, sagt der Chef, denn die rechte, nördliche Flanke ist immer noch offen. Ausbruchversuche der eingeschlossenen Belgier sind durchaus möglich. Eine andere Rettung gibt es für sie nicht mehr.

Am Polygonwald finden wir in einer Baumallee den 1. Zug. Leutnant B. ist gerade auf Stellungserkundung. „Nun, was habt ihr erlebt?“ — „Marschspitze der schlesischen Division, rechte flankensicherung. Da war auch allerhand los. Besonders Panzer geisterten da herum und schossen auf Ahnungslose. Von vier Panzern haben wir drei abgeschossen. Die blieben gleich liegen. Den vierten haben wir sicher auch getroffen, konnten aber nicht beobachten, ob er nun irgendwo in einer Mulde liegenblieb oder noch abhaute. Einen schweren Bunker mit Munitionslager haben wir hochgehen lassen. Der ist explodiert und ausgebrannt. MG. in der Flanke und Feldstellungen haben wir mit Brisanzmunition erledigt. Das ist ja unsere alte Spezialität.“ Herzlich gratuliert der Chef Leutnant B., der eben zurückkommt, zu dem schönen Erfolg.

Wir machen Front nach Norden und übernehmen den Abschnitt von Xpern bis zum Polygonwald. Im wuchernden Unterholz des Polygon-

waldes entdecken wir ganze Reihen betonierter deutscher Weltkriegsstellungen. In den Bunkern liegen noch Stahlhelme, Gasmasken, Gewehre, Seitengewehre, eine Meldetasche, die wie Zunder zerfällt, als wir sie anfassen. Es riecht nach Moder. Bewegt stehen wir vor diesen Denkmälern der deutschen Flandernsoldaten des Weltkrieges. „Kannten Sie den Polygonwald nicht?“ fragt der Chef. Vielleicht habe ich den Namen in der Weltkriegsgeschichte einmal gelesen. Ich weiß es nicht. Aber der Chef hat hier gelegen. „Jedem Flandernkämpfer des Weltkrieges sind vor Xpern Polygonwald und Höhe 60 ein Begriff“, sagt er. „Hier ist viel, viel Blut geflossen. Bei Regen versumpft das Gelände so, daß Sie auch zu Fuß kaum noch durchkommen. Das ist dann besonders erfreulich.“ — Hoffentlich regnet es nicht.

Der 1. Zug hat seinen Gefechtsstand in Westhoek und kann sowohl auf Xpern als auch nach Norden schießen. Wir haben bei einem flämischen Bauern am Polygonwald uns niedergelassen, der nichts so haßt wie die Engländer. An unserem Abschnitt schließt sich nach hinten die 2. Kompanie an und sichert gegen Zonnebeke.

Hier kann nichts passieren. Die Schwere Panzerjäger bürgen dafür.

Sieg in Flandern

Im Norden und Westen flackern überall Flammen am Horizont. Dicht an dicht müssen da drüben vom Kimmel bis Birschoote die Batterien stehen, denn das, was wir sehen, ist das Mündungsfeuer ihrer Geschütze. Die einzelnen Abschüsse verschwimmen zu einem einzigen dumpfen Rollen. Viele hundert Schlünde haben sich geöffnet und speien Tod und Verderben. Es ist, als habe der Feind an dieser letzten Verteidigungslinie vor der Küste noch einmal alle Energien und seine ganze Waffenkraft zusammengefaßt, um den deutschen Vormarsch aufzuhalten und das Schicksal zu wenden. In unserem Abschnitt liegt das Artillerief Feuer hauptsächlich vor und hinter unserer Stellung und auf dem Polygonwald und seiner Umgebung, weil dort viele Batterie-Stellungen, Kolonnen und Reserven vermutet werden. Aus den zerfahrenen Feldwegen zum Wald werden sicher die feindlichen Aufklärer einige Schlüsse gezogen haben. Unsere Artillerie ist auch nicht gerade schweigsam. Wir können in der Richtung von Passchendaele, Birschoote und bei Xpern ihre Einschläge sehen. Sie liegen ausgezeichnet. Die Orte sind in Wolken von Kalk und Dreck gehüllt, viele Häuser brennen.

Die ganze Nacht hindurch tobt die Artillerieschlacht. Noch am Abend hat Leutnant B. wieder weit vor seiner Stellung die Lage gepeilt und nach bösen Feinden gesucht, denen er etwas antun könnte. Dabei hat er die B-Stelle der feindlichen Artillerie gefunden, die gerade seinen Abschnitt einsehen kann. Sie sitzt im Kirchturm von St. Jean, vielleicht 2000 Meter vor seiner Zugstellung. Diese Feststellung besiegelt zugleich das Schicksal der B-Stelle; denn Leutnant B. faßelt nicht lange. Der Kirchturm muß daran glauben.

Am dritten Geschütz, dessen Zugpanzer nun wieder in Ordnung ist und das die Nordwestflanke des Polygonwaldes schützt, ist eine lebhafteste Diskussion im Gange. Feldwebel S., der Zugführer des 3. Zuges, ist auch da und hat sich mit seinem Zugtrupp dort eingerichtet. „Ob nicht die Engländer wieder wie 1914 die Seeschleusen von Nieuport sprengen? Dann ersäuft die ganze Gegend in Schlamm und Dreck, in dem jede Bewegung erstickt.“ Unteroffizier Sch., der Geschützführer, meinte

das. Zuzutrauen wäre es ihnen schon, aber damit schnitten sie ja selbst alle Truppen nördlich des Überschwemmungsgebietes zwischen der See und Xpern ab, tun also das, was wir gerade zu tun im Begriffe sind. Jedoch die Geschichte wiederholt sich nicht. Sie gebärt stets Neues und geht meist andere Wege, als wir vorher mit Zirkel und Metermaß nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung festzustellen uns bemühten. Feldwebel Z., der stete Skeptiker, ist optimistischer eingestellt: „Du darfst nicht vergessen, daß wir heute über eine starke Luftwaffe verfügen. Die fliegt auch über Sümpfe, und solange wir Fallschirmjäger und Luftlandetruppen haben, gibt es keinen Stellungskrieg, und wenn sie den ganzen Zement der Welt verbauen.“

Germanns Vögel, wenn die nicht wären! Allein können sie nichts machen, gewiß, wir ohne sie auch nichts. Ob wir heute vor Xpern ständen, wenn sie nicht Tag um Tag unermüdlich ihre Einsätze geflogen hätten? Das glaubt wohl keiner von uns. Was hatte doch damals Feldwebel L. gesagt, der nun nicht mehr bei uns ist: „Wenn Germann alle seine Geschwader fliegen läßt, gehen die Vögel zu Fuß.“

Die Meinungen sind geteilt: Einige haben in der Bauernküche eingeeizt, daß es einem den Atem verschlägt, und sich ihre Strohbande in die Küche geschleppt. Unteroffizier Ue. und ich lieben die frische Luft und haben uns draußen eine Deckung gebaut. Zuerst zählen wir die Granaten der schweren Batterien hinter uns und rechnen aus, wo sie wohl einschlagen werden. Dann wenden wir uns den feindlichen Koffern zu, die ihr Reiseziel im Polygonwald oder dahinter haben. Manchmal hört es sich an, als ob einer versehentlich eine zu heiße Kartoffel in den Mund bekommen hätte, ein schlürfendes Geräusch. „Querschläger“, sagt uns am nächsten Tage ein Fachmann. Allmählich wird auch das zu langweilig, und wir schlafen ein. Um 1 Uhr weckt mich Ue. „Feindliche Bomber.“ Richtig, genau über uns hängen zwei Leuchtfallschirme. „Was sollen wir tun? Den Kopf einziehen? Das hilft ja auch nicht.“ — „Nein“, sagt Ue., „aber Deckung nehmen; denn die flak ballert ganz schön, und einiges kam hier auch schon herunter.“ Da hat er ja recht, aber dazu müßte man aufstehen und die Deckung aufsuchen, die unser Bauer aus Holz, Reisig und Sand für seine Familie gebaut hat. Aufstehen? Extra aufstehen? Das kostet einen Entschluß. Das Ende der Unterhaltung habe ich nicht mehr mit Bewußtsein erlebt. Ich muß mich wohl auf die andere Seite gedreht haben. Morgens erzählt mir Ue. von Bomben, die 100 Meter von uns einschlugen. Viele sehen sich

die Trichter an. „Ganz schön! Na, und seid ihr aufgestanden?“ — „Ne“, sagt Schütze N., der zu der Zeit wachfrei war, „nisch jemerkt.“ Na also! Um 3 Uhr morgens träume ich von der Badeanstalt in Neuß, in der wir so oft waren. Gerade habe ich die Brause aufgedreht. Donnerwetter, ich habe vergessen, mich ausziehen. Das ganze Wasser läuft mir in den Kragen. Da wache ich auf. Es regnet in Strömen. Meine Decke ist schon ganz naß. Pfui Deibel! Ab ins Haus. Der Major hat es doch richtig gemacht. Die schlafen jetzt alle trocken. Die Artillerie schießt immer noch. Die Einschläge liegen unangenehm dicht an unserem Hof. Das ganze Haus wackelt. Das müssen ganz schwere Brocken sein. Die brummen so links von Xpern her, mehr aus Südwesten.

Ein Spähtrupp kommt aus Richtung Zonnebefe zurück. Vor uns liegt keine Infanterie, nur ganz links etwas von einer Aufklärungsabteilung. Wir sind wieder einmal auf uns selbst angewiesen, aber dankbar für dieses Vertrauen. Für alle Fälle haben die Pioniere noch abends eine Minensperre quer durch die Kornfelder vor der Stellung gelegt, um Überraschungen möglichst zu erschweren. „Na, habt ihr was gesehen?“ — „Die liegen immer noch hinter dem Bahndamm und schießen unter den Waggons hindurch.“ Das ist die Bahn von Xpern über Zonnebefe nach Passchendaale, die quer vor unserer Stellung verläuft und auf deren Gleis Tausende von Waggons stehen.

Um 6 Uhr morgens sind wir schon wieder draußen. Es regnet noch immer. Zwei Flugzeuge kommen niedrig über den Wald. Die Erkennungszeichen sind schwer auszumachen. Die Flak gibt einige Schüsse ab. Da werfen sie Leuchtzeichen, ein . . . zwei . . . drei . . . vier rote Sterne. Das sind also Deutsche.

Wir waschen uns gerade am Jaun. Der Regen trommelt unangenehm föhl auf den nackten Rücken. Da raschelt es an der Waldecke im nassen Laub. Langsam schiebt sich ein Kopf mit Stahlhelm aus dem Gebüsch. Kragt angestrengt den Weg hinunter. Ein zweiter Kopf mit Fernglas taucht aus dem Gras hervor. Wieder eifriges Beobachten, Suchen. Beide flüstern miteinander. Der eine verschwindet. Langsam schiebt sich ein MG. aus dem Laub. Der zweite ist wieder da, wispert nach hinten. Nun gleitet er hinter das MG. Das wird ja gefährlich. Wer spielt denn da Indianer? Die schießen doch hoffentlich nicht unsere Sicherungsposten tot? Ein Anruf: „Ist das eigentlich sehr naß, so im Regen auf dem Bauch?“ Drüben jähes Erschrecken: „Wo ist der Feind,

wo ist der Feind?" — „Noch der Feind? Noch einige Kilometer weiter. Was seid ihr denn hier?" „Sicherung der 1ten Division. Sind heute nacht angekommen." Eine Reservedivision mit hoher Hausnummer. Na also zu spähen gibt es hier nichts, aber der Jagdeifer ist zu loben. Sie hatten bisher noch keinen Schuß aus ihrem MG. abgegeben und wollten endlich auch mal an den Feind. Die Division hat sich dann noch tapfer geschlagen, und gelaufen sind sie genau soviel wie alle anderen. Aber so kann das gehen, wenn man zum ersten Male an den Feind will.

Schon am Vorabend waren im Wasserturm und anderen Türmen Xperns feindliche B-Stellen mit Sicherheit ausgemacht worden. Nur von dort aus hatte der Feind ja auch eine Möglichkeit, das Höhen-
gelände vor Xpern einzusehen. Es war vereinbart, daß der 1. Zug morgens um 7 Uhr schlagartig Scheibenschießen nach den Kirchtürmen macht. Der Chef war ja skeptisch; denn die Entfernung ist erheblich für unsere Geschütze, aber die Treffsicherheit ist dennoch erfreulich, stellen wir jetzt bei der Beobachtung fest. Der Kommandeur ist da, und beide sehen gespannt zu. Beide haben nun manche Stelle wieder-
gesehen, die sie noch von damals kennen, nur die große Arena im Polygonwald, die noch in unseren Karten verzeichnet ist, die haben sie nicht mehr gefunden. Man hat sie nicht wiederhergestellt, ebenso wie man viele Orte nicht mehr an derselben Stelle wiederaufbaute, Wege umpflügte und andere neu schuf, manchen Wald nicht wieder aufgeforstet hat, den die Karte noch aufweist, und manchen Wald angepflanzt, der auf der Karte nicht verzeichnet ist. Die Landschaft hat ihr Gesicht verändert. Der Weltkrieg hat ihr ganz neue Züge auf-
geprägt.

Ein Solomelder soll zum 1. Zug fahren. Er bleibt mit seinem Rad elend stecken. Und gestern fuhr sich das doch noch ganz leidlich. Eine Beiwagenmaschine wird auf den Weg gebracht. Ihr geht es nicht besser. Die Wege sind in wenigen Stunden zu einem zähen, knietiefen Brei geworden. Jetzt werde ich mit einem Wagen losgeschickt. Aber selbst mit dem Wagen ist das eine schwierige Fahrerei. Wir rutschen wie auf grüner Seife, stehen mal quer, gleiten zum Grabenrand, drehen uns um. Immer wieder fängt Gefreiter Str. den Wagen ab. Aber schön ist das Fahren nicht. Anderen geht es genau so. Schwer haben es die bespannten Kolonnen, deren Pferde mühsam Meter um Meter ihre Fahrzeuge vorwärts schleppen, obwohl alles, was Sünde hat, in

die lehmigen Speichen greift. Viele Lastkraftwagen haben sich festgefahren. Die Räder haben sich tief in den Schlief gewühlt und die Motoren sind heißgelaufen; die Kühler kochen. Str. fährt vorsichtiger. Der Chef hatte oft genug gepredigt: „Wenig Gas, dritten Gang.“ Das bewährt sich nun wieder.

Jetzt verstanden wir, warum hier im Weltkriege jeder Angriff steckenbleiben mußte. Jetzt erleben wir selbst die Schwierigkeiten, denen bei nassem Wetter die Frontsoldaten in Flandern gegenüberstanden. Und bei diesem Wetter metertief in die Erde gegraben im Dreck liegen, mit zentimeterdicker Lehmschicht auf der Uniform, in Gräben stehen, in denen das Wasser nicht abläuft, mit nassen Sachen, nassen Stiefeln, dabei keine Gelegenheit, die Sachen zu trocknen, das mußten schon üble Situationen hier gewesen sein. Und dann dazu Feindeinwirkung, schweres Feuer auf den Gräben, Munitions- und Verpflegungsmangel. Unser Krieg ist gewiß kein Spaziergang, aber gut ab vor den Helden des Stellungskrieges. Wir empfanden eine tiefe Hochachtung vor ihrer Leistung, nun erst recht, da wir unsere Vorstellungswelt um ein Bild jener Jahre aus der Wirklichkeit bereichern konnten.

Was schon am Abend vorher, als wir die Geheimfiste des 4. belgischen Linienregiments erbeuteten, als Gerücht umlief, ist Tatsache geworden. Die Belgier sind kampfesmäde. Belgische Generale sind bei Passchendaele zu unseren Truppen herübergekommen und haben im Namen des Königs die Kapitulation des belgischen Heeres angeboten. Kein Nachrichtendienst ist besser und schneller als die Frontparole von Mund zu Mund. Nach zwei Stunden weiß es schon das ganze Korps. Einer sagt es dem anderen, Melder nehmen es mit, rufen es unterwegs allen zu, die sie treffen. Die Fernsprecher sagen es von den Divisionen zu den Regimentern und von den Regimentern zu den Bataillonen und Abteilungen durch. Es ist jetzt 8 Uhr morgens. Ob die Nachricht stimmt? Wir schalten den Rundfunk ein. Allein der bringt Unterhaltungsmusik. Wir probieren es um 10 und um 11 Uhr. Wieder ohne Erfolg. Inzwischen hat die feindliche Artillerie wieder aufgedreht. Sie legt ein mörderisches Feuer auf die Straßen und Straßenkreuze. Bomber bepflastern wieder den Polygonwald und treffen mitten in eine Kompanie der ostpreussischen Reservedivision. Am ganzen Himmel, der immer noch grau ist, stehen Staßwölkchen so dicht wie Blumen auf einer Frühlingswiese. Es lohnt denn auch, das zeigen bald wieder

die düsteren Totenfeuer, die wie riesige schwarze Pilze in der Landschaft stehen.

Endlich haben wir Nachricht vom 2. Zug. Unteroffizier Ue. hat ihn an der südlichen Flanke unseres Korps bei Warwijt gefunden. Er muß allerlei mitgemacht haben. Wir hören von abgeschossenen Panzern, Nahkampf, Volltreffern neben den Fahrzeugen, Verwundungen und einem tapferen Fahrer, der einen Munitionswagen aus schwerstem Feuer herausholte. Nun, wir würden ja später den Bericht des Zuges hören.

Der Chef fährt zum Abteilungsstab, der in einem Häuschen bei Gheluvelt residiert, und zur Division. Allein das Nest ist leer. Das Häuschen sah gestern noch ganz manierlich aus. Heute macht es einen etwas mitgenommenen Eindruck. Eine Besichtigung ergibt des Rätsels Lösung. Granaten sind genau vor der Gartentüre eingeschlagen und haben die Zierfront des Hauses erheblich verbogen. Darauf hat der Stab unter Protest die Koffer gepackt, denn nun zieht es fürchterlich in der Bude.

Der General ist gerade zu einem Hofe abseits der Straße gefahren. Wir folgen zu Fuß. Man hat von dem Hofe einen guten Blick in den Kessel zwischen dem Kemmel und der französischen Grenze im Süden. Wir erwarten die von Boulogne und Calais her durchgebrochenen Panzer. Ob die heute schon den Kemmel erreichen? Den hatten eigentlich wir uns reserviert. Vorläufig schießt die englische Artillerie vom Kemmel immer noch in das Tal hinein, auf die Straßen, die zum Yser-Kanal führen. Der Kommandeur ist der Meinung, daß diese gewaltige Kanonade eigentlich kaum noch eine strategische Bedeutung haben könne, denn nach Ausfall der Belgier und dem Durchbruch zur französischen Kanalküste sei das Schicksal der eingeschlossenen Engländer und Franzosen besiegelt. „Die verschießen noch schnell ihre Munition, um uns soviel Schaden wie möglich zuzufügen und uns aufzuhalten, damit sie noch flüchten können“, ergänzt er. Die in der Nacht gefangenen Franzosen haben ja ganz klar ausgesagt, daß die Engländer in Eilmärschen abrückten und den Franzosen die Deckung des Rückzuges überließen. Aber noch wußten diese Franzosen nichts vom deutschen Durchbruch zur Küste, von der Besetzung von Boulogne und Calais, hatten keine Ahnung, daß alle ihre Opfer nutzlos sind und die Engländer nicht, wie sie glauben, zur Somme marschieren, um dort eingesetzt zu werden, sondern zu den Häfen, um schnellstens nach England zu gelangen. Armer betrogener Poilu.

„Germanns Vögel machen wieder Betriebsausflug. Wir haben mindestens 400 gezählt“, erzählt uns nachher Unteroffizier M. Wir hatten nicht so darauf geachtet. Unteroffizier M. — grauhaarig, aber straff — ist einer unserer beiden Weltkriegsveteranen. Er ließ sich einfach nicht nach Hause schicken, als die älteren Jahrgänge entlassen wurden. Er hat sich aus Polen ein schweres Maschinengewehr mitgebracht und ist damit immer tatenfroh.

Um 14 Uhr endlich hören wir den OKW.-Bericht und die Sondermeldung von der Kapitulation der Belgier, danach ein neues Lied, dessen Rhythmus uns ins Blut geht: „Kamerad, wir marschieren im Westen.“ Inzwischen erzählt uns ein Melder von der 2. Kompanie, die gestern Bunker und Barrikaden vor Passchendaele beschloß, daß sie dort schon in hellen Scharen mit weißen Fahnen ankämen. Ihre Fahrzeuge stellten sie einfach auf die Felder. Da standen sie schon zu Hunderten. Das Schießen hat im Norden auch völlig aufgehört. Wir mußten mal schnell hinüber nach Passchendaele, um uns das anzusehen. Goffentlich ist noch kein neuer Einsatzbefehl für uns da. Denn unsere Aufgabe gegen die Belgier im Norden ist ja nun erledigt, die Flankenbedrohung vorbei. „Rundfunk hätten wir damals haben sollen“, seufzt M. „Wir haben ja oft wochenlang nicht gewußt, was los war. Und heute bekommt jeder Soldat täglich einen Lagebericht vorgesetzt. Da geht man doch mit ganz anderem Verständnis für die Lage in den Kampf und weiß, um was es geht.“ Nun, ich muß einschränken: „Wir wollen hoffen, daß recht viele Truppenteile über Empfangsgeräte verfügen. Geschickte Funker können übrigens auch mit dem Tornistergerät den OKW.-Bericht empfangen. Für das Kurzwellenband reichen unsere kleinsten Geräte aus.“

Der Chef hat nichts gegen die Fahrt nach Passchendaele. Wir sollen zusehen, ob wir Kräder für die Kompanie aus der Beute beschaffen können. Wir haben Ausfälle gehabt und können auch sonst mehr gebrauchen.

An der Straße wieder Friedhöfe aus der Weltkriegszeit, auf einem frische Gräber. Neben den unvergeßlichen Soldaten vieler unerbittlicher Schlachten ruhen nun die siegreichen jungen Stürmer des Jahres 1940, Söhne neben Vätern, deren Tod so lange sinnlos schien. Und doch sind die grauen Geere des Weltkrieges die Sieger von heute, denn ihr Opfer gebär das ewige Mythos vom deutschen Frontsoldaten, das jedem jungen Deutschen Vorbild und Verpflichtung wurde und ihn zu den Leistungen anspornte und befähigte, aus denen nun der Sieg er-

blüht. Mitten unter ihnen, die ihr Leben als Baustein für die Straße zum Siege gaben, wuchsen die stahlharten, schlachtengewohnten und willensstarken Kämpfer, die nach dem ersten Abschluß des großen Ringens den Soldatenrock nur scheinbar auszogen, um ihr ganzes Leben einer Aufgabe zu weihen: Nach dem Zusammenbruch des Staates das Volk zu retten. Einer aus ihren Reihen wurde vom Schicksal berufen, das schönste und größte Reich aller Deutschen zu schaffen. Ist nicht diese Tatsache allein schon alle die Opfer wert, die vier blutige Kriegsjahre dem deutschen Volke auferlegten? Nun baut er die Straße des Sieges dort zu Ende, wo jenen der Tod Gewehr und Spaten aus der Hand nahm, wird er zum Testamentsvollstrecker der zwei Millionen, die mit ihrem Leben ihrem Volke sein größtes Zeitalter schenkten. Es sind mancherlei Gedanken, die uns bewegen, wenn wir vor den unendlichen Gräberfeldern stehen, auf denen bis in die ferne Kreuz an Kreuz die Namen der Gefallenen der Nachwelt kündet.

Wir kommen nach Passendaele. Tote Pferde, gefallene Belgier, ausgebrannte Autokolonnen, granatenzerfetzte Häuser, Berge von Waffen, Uniformteile, Stahlhelme, Brotbeutel, Tornister, Feldflaschen, ein wildes Inferno säumt die Marschstraße eines geschlagenen Heeres. So sieht das also aus, die Auflösung aller Ordnung, der Zusammenbruch aller Werte. In der Schule sind die gefangenen Offiziere untergebracht. Sie liegen in den Fenstern und unterhalten sich lebhaft und angeregt. Drüben auf dem Friedhof warten Tausende von Gefangenen auf Abtransport. Inzwischen kommen immer neue Kolonnen von der Front und müssen durchgeschleust werden. Die Soldaten lehnen auf der Friedhofsmauer, schwatzen, lachen, winken herüber und rufen einmal um das andere: „La guerre est finie! Finie pour toujours.“ — „Der Krieg ist zu Ende, zu Ende für immer.“ Na, sehr nahe scheint denen das nicht zu gehen. Aber sie haben tapfer gekämpft, das muß man ihnen lassen. Am Ortseingang stehen auf den Feldern schon Hunderte von Fahrzeugen, türmen sich die Waffen zu Bergen. Die sächsische Division ist hier am Werk. Sie hat das Glück, daß die Übergangsstelle in ihrem Abschnitt liegt, und nutzt es. Sie hat die Fahrzeuge sichergestellt, um einige Bataillone als Vorausabteilungen zu motorisieren, damit es noch schneller geht. An den ersten Kampftagen setzten sich ganze Bataillone auf Fahrräder. Sie hatten alles, was zwei Räder hatte und so ähnlich wie ein Fahrrad ausah, ausgekämmt, und waren sehr stolz auf ihre Stahlroßausrüstung. Aber es wächst der Mensch mit seinen

Möglichkeiten. Nun mußten es Autos sein. Warum auch nicht. Die Sachsen weigerten sich standhaft, auch nur eine Radspeiche abzugeben. Erst als der Chef mit Oberleutnant v. A., dem Führer der 2. Kompanie, viele Kilometer zurück zum Divisionsstab fuhr, treten sie uns die gewünschte Anzahl von Rädern ab. Am nächsten Morgen nahmen wir an einer Nebenstraße indessen die Entwaffnung selbst vor und fuhren an Fahrzeugen heim, was wir brauchten. Wenn man mehr bekommen kann, braucht man auch mehr. Das bewahrheitete sich auch hier. Außerdem hatte der Deuteparkplatz der Sachsen einen Hinterausgang, den sie noch nicht gesehen hatten, mit lebhaftem Verkehr. So schuf auch hier wieder das Schicksal selbst den gerechten Ausgleich.

Ein eindrucksvolles Erlebnis hatten wir noch an diesem Abend. Wir zählten wohl an zehntausend Gefangene, die fast eine Stunde lang in unabsehbarem Zuge an uns vorbeidefiliierten, ein geschlagenes Heer. Es war genau wie damals in der grauen Morgendämmerung eines letzten Septembertages vor Warschau, als das eingeschlossene Heer aus der Stadt in die Gefangenschaft zog, jeder mit dem, was er noch hatte. Buntgewürfelt kommen sie daher, mit und ohne Mantel, im Zivilrock, mit Stiefeln, Schuhen, Pantoffeln, Gummischuhen, auf Strümpfen, barfuß, mit Stahlhelm, Mütze, Filzhut oder einem geknoteten Taschentuch als Kopfbedeckung, mit und ohne Leibriemen, mit Brotbeuteln, Tornistern, Rucksäcken, Markttaschen, Koffern, Säcken, Paketen, Päckchen, teils mit umgehängter, teils ohne Decke, beladen mit irgendwelchen gleichgültigen oder lächerlichen Dingen, die ihnen wichtig und des Mitnehmens wert erschienen. So ziehen sie dahin, lachend, schwatzend, einen Laib Brot unter dem Arm, immer wieder das eine Wort uns zurufend: „Fini“ — Aus! Demoralisiert und zerbrochen unter der Wucht der deutschen Schläge wollen sie heim, nichts als heim. Furchtsam blicken sie zum Himmel, als eine deutsche Jagdstaffel über der Ortschaft kreist, ziehen den Kopf ein, und manche beginnen zu zittern. Sie können — zu Nervenbündeln geworden — seit den Stukaangriffen, die ihre Stellungen zerhackten und von ganzen Kompanien nur blutige Fragmente übrigließen, kein Motorengedröhn mehr hören. — Es sind viele mit Fahrrädern dabei, kleinen Handkarren, Kinderwagen, in denen sie ihre Habe hüten, dazwischen auch einige Lastkraftwagen, die man ihnen für Fußkranke beließ. Und von einem ertönt, o Ironie — wir wollen es kaum glauben —, das Englandlied.

Wir haben unseren Hof geräumt, um nicht ganz im Sumpf zu ver-

sinken, und sind ein paar tausend Meter weitergezogen. Südlich Xpern sollen sie schon über den Xser-Kanal sein, dann muß es ja morgen früh wieder vorwärtsgehen. In der Nacht schießt aber noch unentwegt die feindliche Artillerie.

Morgens ist der 1. Zug wieder vor Xpern eingesetzt. Noch einmal stemmt sich der Feind unserem Vormarsch entgegen. Schwerstes Feuer liegt auf der Stellung. Die Infanterie hat erhebliche Verluste, besonders an Offizieren. Aber der Angriffsgeist der Truppen zerbricht den Widerstand. Über Wytschaete und Messines hinweg stürmen sie den Kemmel, schlagen zusammen, was sich ihnen noch in den Weg stellt. Morgens um 8 Uhr ist Xpern gefallen. Um 13 Uhr hißt eine Kompanie unserer Division auf dem Kemmel die Sakentkreuzfahne. Alle Straßen tragen die Spuren kopfloser englischer Flucht. Die Franzosen kamen nicht mehr davon. Sie wurden zwischen den stürmenden Flanderndivisionen und den H - und Panzerverbänden, die ihnen entgegenkamen, zerquetscht. Wir sehen ihre Reste, als wir am Nachmittag auf einem Gutshof am Kemmel zur Ruhe übergeben, schaurige Menetekel: Zerstörte Fahrzeuge, zerfetzte Waffen und zerrissene Menschenleiber.

Als wir gegen den Kemmel vorrücken, sind die Felder bei Trois vor dem Xser-Kanal mit Toten bedeckt. Panzerwagen und Panzerspähwagen stehen zerschossen auf den Feldern herum. Aus den Lüften ragen gespenstisch die verkohlten Reste der Besatzungen. Über die linke Straßenböschung recken sich zwei Leiber in englischer Uniform. Vor ihnen liegen Gewehre im Anschlag. Aber die Köpfe, die Köpfe fehlen. Die sind einfach fort.

Eine Enttäuschung bleibt uns nicht erspart, als wir die gesprengte Brücke über den Xser-Kanal umgehen: Das soll der berühmte Xser-Kanal sein? Diese versumpfte Rinne, die von Schilf überwuchert und zudem noch halb verschüttet ist? Man hat den Kanal südlich Xpern so liegen lassen, wie er am Schlusse des Weltkrieges eben aussah. Er war ja nicht lebenswichtig. Um den Kanal trägt die Erde viele Narben aus jener Zeit.

Am nächsten Tage soll ich den 2. Zug wieder heranholen. Das ist nicht so einfach, aber schließlich haben wir uns zu der Division durchgefragt, der er zugeteilt ist. Der Zug liegt irgendwo in Nordfrankreich hinter Bailleul. Die Suche nach ihm schenkt uns den unerhörten Eindruck des Schlachtfeldes von Bailleul. Wir finden ihn schließlich bei Berthen an der belgisch-französischen Grenze im Südwesten von Xpern auf einem

Berge mit Sicht bis Dünkirchen, das sich durch riesige schwarze Brandwolken vom Horizont abzeichnet. Die Männer sind angefüllt mit Erleben bis obenhin und glücklich, daß nun Kameraden da sind, denen sie ihr übergelassenes Herz ausschütten können. Fünf, sechs sprudeln zugleich heraus, jeder will zuerst reden. Neue Fahrzeuge haben sie auch und manches dazu, was den Neid Besitzloser erregen könnte.

Leutnant K. erzählt vom Schicksal seines Zuges. Zunächst von den Versuchen, durch schwerstes Artilleriefeuer von Menin auf Warwijf oder Wervicq, wie es die Franzosen nennen, zu gelangen, von den Schleichwegen, auf denen das schließlich glückte. Wir sprechen dann über Wervicq. Der Name ist mir irgendwie geläufig. Richtig! Als wir noch am Westwall lagen, lasen mehrere von uns in des Führers Buch „Mein Kampf“ noch einmal sein Kriegserlebnis. Da kommt der Führer auch auf die Flandernschlacht von 1918 zu sprechen und auf den langsamen Rückzug. Es war am 13. Oktober 1918, als des Führers Truppe auf einem Hügel bei Warwijf ein mehrstündiges Trommelfeuer mit englischen Gasgranaten über sich ergehen lassen mußte. Es handelte sich um das damals noch neue Gelbkreuzgas, gegen das es noch kein wirksames Mittel gab. Die ganze Nacht hindurch dauerte das Trommelfeuer. Schon gegen Mitternacht hielt es furchtbare Ernte. Gegen Morgen erfaßte auch den Führer der Schmerz von Viertelstunde zu Viertelstunde ärger, und um 7 Uhr früh stolperte und schwankte er mit brennenden Augen zurück, seine letzte Meldung im Kriege noch mitnehmend. Der Führer schilderte dann weiter, wie seine Augen zu glühenden Kohlen sich verwandelten und es dunkel um ihn wurde. Von Warwijf kam er in das Lazarett zu Pasewalk, wo er die Revolution erlebte und beschloß, Politiker zu werden.

Darüber sprechen Leutnant K. und ich, denn er war an einer wahrhaft geschichtlichen und bedeutungsvollen Stelle eingesetzt. Über eins sind wir uns aber wieder einmal klar: Nur keine Vergleiche ziehen. Der Führer hat es uns ja so leicht gemacht. Leutnant K. berichtet nun weiter vom Munitionswagen des Schützen M., dem eine Granate den Kühler zerschlug, die Karosserie zerfetzte und der doch nicht explodierte. Vom Schützen H., der den Wagen in aller Ruhe für den verwundeten M. aus dem Artilleriefeuer schleppte. Vom Melder E., dem ein Granatsplitter den Tank seines Krades aufriß. Vom Einsatz bei Comines am Aser-Kanal an der belgisch-französischen Grenze, wo sie zuerst vier Panzer und dann viele MG. zusammenschossen und das

schwere Feuer der Engländer tiefe, empfindliche Lücken in die Reihen der deutschen Infanterie riß. Er erzählt, wie neben ihnen nacheinander der Kommandeur, der Adjutant, der Ordonnanzoffizier eines Bataillons fielen, dazu Chef und Kompanieoffizier der MG.-Kompanie. Wie die Infanteristen dennoch immer wieder stürmten und das Feld schließlich bedeckt war von gefallenem deutschen und englischen Soldaten. Wie die Granaten hageldicht um das eine Geschütz einschlugen und es beschädigten. Wie die Paß mit Leuchtspur auf das Geschütz schoß und sie nun begriffen, warum die Gefangenen solche Angst vor der Leuchtspur hatten und immer von den „Leichenfingern“ sprachen. Von den Pionieren, die dem Zuge eine Brücke über den Kanal bauen wollten und denen die Artillerie die Brücke immer wieder zerschoss. Vom Durchbruch über den Kanal, der nach schweren Opfern doch gelang, und vom stürmischen Vormarsch als Infanteriespitze über Messines und Neuve Eglise bis Berthen. Von der zweiten Nachmittagsstunde am 29. Mai, als der Zug auf die von Abbeville durchgestoßene 44. Totenkopfdivision stieß, und der überschäumenden Siegesfreude über die gelungene Vereinigung. „Das war wohl der schönste Augenblick des Krieges“, kennzeichnete Leutnant K. diese Stunde. Das haben wir ihm gern geglaubt und gespannt zugehört, als er am Abend des 30. Mai seinen Bericht dem Chef wiederholte.

Von dem Schlachtfeld von Bailleul aber, über das der Zug kam und das auch wir sahen, erzählt das nächste Kapitel.

Vom Winde verweht

Weit über den Kemmel hinaus geht der Stoß unserer Infanterie noch an diesem Tage. Poperinghe, im Weltkrieg Hauptetappenort der englischen Truppen, wird genommen. Immer enger schließt sich der Ring um das englische Expeditionskorps und die abgeschnittenen Teile der französischen Armee. Wir können bald feststellen, daß auch noch Tausende von Belgiern, die bei der Kapitulation des belgischen Heeres sich im Operationsbereich der Engländer und Franzosen befanden, in diesem Kessel festgehalten und zum Weiterkämpfen gezwungen werden, ja daß man sie sogar ohne Nachricht von den Geschehnissen ließ. Immer verzweifelter wird der Widerstand der Engländer und Franzosen, immer stürmischer setzen ihnen unsere Truppen nach.

Wir liegen vom 29. Mai abends ab am Kemmel in Bereitschaft und hoffen immer noch auf Ostende oder Dünkirchen. Manche Division ist schon herausgezogen und wartet in ihren Quartieren auf neue Aufgaben, weil nun der Raum für die Masse der deutschen Truppen bereits zu eng wird. Tag und Nacht hören wir das dumpfe Dröhnen der gewaltigen Kanonaden von Cassel her, von St. Omer und Dünkirchen. Es liegt ja alles gar nicht so weit. Die Artillerie zerschlägt jeden Widerstandsherd, der noch gefunden wird. Dazwischen trägt die Luft den Schall der Bombenexplosionen heran, von denen wir Hunderte in schneller Folge zählen. Das ist ja auch kein Wunder, denn fast pausenlos fliegen die Geschwader über uns hinweg, oft wohl drei oder vier Einsätze am Tage. Wir möchten ja nicht an der Stelle der Engländer sein. Nein! Das Zählen der Flugzeuge haben wir längst aufgegeben. Selten verirrt sich am Tage ein englischer Aufklärer oder Jäger zu uns, der natürlich sofort warm begrüßt wird. Nachts haben es die Engländer auf die großen Straßen abgesehen, auf denen sie Munitionskolonnen und Nachschub vermuten, so die Straße von Kortrijk über Ypern zur See. Sie werfen Leuchtfallschirme und hinterher Bomben auf friedliche Dörfer, Viehhöfe oder Bürgerhäuser in Ypern. Manchmal zittert unser ganzes Bauernhaus von der Gewalt der Einschläge. Allein es bleibt

stehen. Wir horchen dann ein wenig hinaus und schlafen schließlich weiter. Was sollten wir auch sonst tun?

Uns freut die Nachricht, daß nun auch Lille genommen ist, und zwar ohne große Zerstörungen in der Stadt.

Natürlich bewegt uns die Frage, was nun aus uns wird. Zum Endkampf um Dünkirchen werden wir nicht mehr herangezogen, das ist klar. Die tollsten Parolen gehen um. Wir werden nach England übergesetzt, meinen die einen. Damit ist die ganze Kompanie einverstanden. Das haben wir uns schon immer gewünscht. Dann findet die große Parade also in London statt, von Charing Cross, Englands Regierungsstraße, die White Hall, entlang bis zur Westminsterbrücke. An der Ecke der Downing Street, in der Chamberlain und Churchill hausten, könnte man die Tribüne für den Führer bauen.

Die Pessimisten sprechen von Verwendung als Küstenschutz. Da wäre dann ja auch die damals gewünschte Badegelegenheit vorhanden. So hatten wir uns das natürlich nicht gedacht. Da ist uns die dritte Lösung schon sympathischer: Wir kommen zur Südfront, Richtung Paris. Wir haben nun die Auswahl.

Am 31. Mai hören wir im OKW.-Bericht den Satz: „Die Masse der deutschen Divisionen im Artois und Flandern ist für neue Aufgaben frei geworden.“ Die würden denn schon nicht auf sich warten lassen, meinen wir. Auf jeden Fall bereiten wir uns gehörig darauf vor. Der Chef läßt Waffen und Fahrzeuge gründlich überholen, damit wir wieder unbeschränkt einsatzbereit sind. Außerdem nutzen wir die Zeit, die aufgelaufene Brieffschuld abzutragen, den vielen zu danken, die uns schrieben und deren Post wir jetzt erst richtig und mit Verstand lesen können. Eine Schipperkolonne wird gebildet, um die vielen rotbunten Rübe einzugraben, die die Engländer sinnlos abschossen. Dann wird Xpern besichtigt, worauf wir schon lange gespannt waren.

Wir Deutschen sind die geborenen Romantiker, und wenn wir uns in dieser Zeit schwuren, nie wieder in romantische Anwandlungen zu verfallen und dem kühlen Verstande den Vorzug zu geben: Wir ertappten uns dennoch immer wieder dabei, daß wir von der Schönheit fremder Städte schwärmten und vergaßen, daß sie mit gutem deutschem Reparationsgelde viel schöner aus den Trümmerstätten des Weltkrieges erstanden, als sie jemals gewesen waren. Daß wir vor Bauwerken ehrfürchtig standen, nicht weil sie schöner waren als die daheim — nichts ist schöner als die deutsche Heimat —, sondern weil die Feuer-

walze des Krieges einst über sie hinweggerast war und ihren Namen in unserem Bewußtsein verklärt hatte.

Und so geschah es, daß wir nach Xpern hinein mit einem ganz eigenartigen Gefühl gingen. Wir hatten nun draußen vor Xpern die endlose Weite der Totenfelder geschaut, viele, viele Geldenfriedhöfe mit mehreren hunderttausend Kreuzen und Tafeln: Die schlichten deutschen mit den schwarzen Holzkreuzen und dem grünen Rasen, und die marmornen Prachtfriedhöfe der Engländer, dazu die vielen Regimentsdenkmäler, von denen die Engländer an jedes Straßkreuz, auf jede Bodenwelle eins gesetzt haben, nicht immer mit sehr taktvollen und feinfühligem Aufschriften. Deutsche Denkmäler hatten wir keine gesehen, weil eine belgische Regierung ihre Errichtung nicht erlaubt hatte. Wir brauchten sie nicht, denn das hehrste Denkmal deutscher Waffentaten und soldatischen Ruhms hatten sich unsere Väter und Brüder, die in Flandern kämpften, selbst in unseren Herzen gesetzt. So vermißten wir die Obelisken auch nicht, die etwa vom Todesmut deutscher Soldaten hätten künden können. Die deutschen Weltkriegskämpfer haben sie nicht nötig, denn es weiß ohnehin jeder in der Welt von ihrem unsterblichen Ruhm.

Als wir an jenem 27. Mai gegen Xpern vorfühlten, waren wir an eine Stelle gekommen, die ein englisches Schild „Hell Fire Corner“ nennt, die Höllefeuerncke, und an der ein Gedenkstein in drei Zungen meldet, daß hier der „Eindringling“ zum Stehen gebracht worden sei. Wir hatten damals keine Zeit, uns der Bedeutung dieses Mals bewußt zu werden. Zwei Tage später sahen wir es auf dem Marsche zum Remmel wieder, und ich empfand nun den Schauer nach, daß wir mit den Schritten, die uns über diese Stelle hinaustrugen, in ein Land stießen, das noch keines deutschen Soldaten Fuß vordem berührte, und eine Stadt unser geworden war, die den Kämpfern des großen Krieges immer verschlossen blieb. Ist es ein Wunder, daß Xpern, das vier Jahre lang den deutschen Truppen zum Greifen nahe lag, uns voller Romantik erschien?

Wir gingen dann durch Xperns Gassen und über den Großen Markt und meinten, diese Stadt könnte ebensogut als mittlere Provinzstadt in Ostfriesland stehen oder in Holstein. In einem Schaufenster war ein anklagendes Bild ausgestellt, das Xpern von 1918, ein trauriges, trostloses Ruinenfeld. Uns war es, als ob in dieser Ausstellung eine Absicht läge, allein wir fühlten uns durch diesen Nadelstich nicht getroffen.

Unders kann nun einmal eine Stadt nicht aussehen, die in der Feuerzone liegt. Wer die Schuld an der Zerstörung Xperns ergründen will, muß schon weiter ausholen. Die deutschen Veröffentlichungen über die Schuld am Weltkriege sind für ihn lohnendes und aufschlußreiches Studienmaterial.

Wir stellen jedenfalls fest, daß in Xpern kaum noch etwas an den Weltkrieg erinnert. Niemand sieht den Häusern am Großen Markt mit den Stufengiebeln an, ob sie 20 oder 400 Jahre alt sind. Wer nicht weiß, daß die Martinskathedrale einst einen stumpfen Turm hatte, merkt kaum, daß an ihr gebaut worden ist. Nur die geschwärzten Ruinen der einen Hälfte der berühmten Tuchhallen, die offenbar mit Sorgfalt konserviert wurden wie die von Pompeji, um den Fremdenverkehr zu beleben, sind das einzige Zeichen von Zerstörung. Die paar Granaten zählen nicht, die in diesen Tagen in die Stadt fielen und die Fronten einiger Häuser aufrißen. Die Kirchtürme und der Turm der Tuchhallen zeigen einige Volltreffer an den Lufen. Saubere Masarbeit unserer Geschütze, stellen wir nicht ohne Stolz fest. Das war, als wir die englischen Artilleriebeobachter aus den Türmen herauschoßen. In der Martinskathedrale baumelt aus dem Turm noch melancholisch der blaue Draht herunter, der die B-Stelle mit den Batterien verband, und die Turmtreppe im Belfried ist vom geronnenen Blut eines Artilleriebeobachters überkrustet.

Kopfschüttelnd blicken wir zur Krönung des säulengetragenen, mit weißem Marmor ausgeschlagenen englischen Triumphbogens empor, der in Form eines riesigen Stadttores die Straße nach Kortrijk wohl 40 Meter lang überwölbt. Ein echtes Zeugnis englischen Geistes, brutal und ohne jede Rücksicht auf den Baucharakter der Stadt und der Straße wie eine pomphaftes Zwingsburg mitten in den alten Wall gesetzt, wohl, damit die Einwohner jeden Tag und jede Stunde an die Dankbarkeit erinnert würden, die sie England „schulden“. In die Quadern hat man die Namen von 60 000 englischen Gefallenen geschlagen. Wir lesen, daß Mohammed Ali, Singh, Pandshu, Owamba, Xru-Xru, Wong-tai-Wang und andere englische Volksgenossen aus dem Urwald, der Wüste, den Reisfeldern Chinas oder aus Indiens Gefilden hier ihr Blut „für die Rettung der europäischen Kultur“ vergossen. Man könnte wetten, daß noch keiner von ihnen im Leben je die Worte „europäische Kultur“ gehört oder begriffen hätte. Vielleicht nahmen sie an, das sei etwas zu essen.

Wir unterhalten uns lange und ausgiebig mit Xperner Bürgern. Aus ihren Gesprächen lodert unbezähmbar der Haß auf England. England, das zum zweiten Male in einem Vierteljahrhundert ihre Stadt der Vernichtung preisgeben wollte. Sie berichten von den heftigen Auseinandersetzungen des Bürgermeisters mit den Engländern, die die Stadt räumen lassen wollten, um — wie sie großspurig erklärt hätten — „jeden Stein zur Festung zu machen“. Xperns Bürger wären aber dem Aufrufe des Bürgermeisters gefolgt, der an allen Ecken fleht, und dageblieben, um ihre Stadt zu retten, jeder in seinem Hause, wo er hingehört. Man hätte alle 15 000 Einwohner einzeln binden und wegfahren müssen, hätte man die Stadt räumen wollen, betont ein Pater, den wir auf dem Marktplatz sprechen. Lieber wollten sie unter den Trümmern ihrer Häuser sterben, als sie nochmals verlassen.

Das sind sehr klare und deutliche Willenskundgebungen, gegen die auch die Engländer nichts auszurichten vermochten. Sie haben sich dann in der üblichen Weise schadlos gehalten: Geplündert und gestohlen, was sie konnten. Die Inhaber von Geschäften, in denen wir einkauften, sind sehr verwundert, daß wir alles bar bezahlen. Das haben wir übrigens schon öfter erlebt. Die Engländer hätten mit der Peitsche auf den Tisch geschlagen, besonders in den letzten Tagen, und nie einen Penny herausgerückt.

Unsere Musiker geben das erste Platzkonzert, das je ein Musikzug der deutschen Wehrmacht auf dem Xperner Marktplatz veranstaltet hat. Eine historische Premiere. Und unser Kommandeur wohnt in dem Schlosse, das während des Weltkrieges lange das englische Hauptquartier beherbergte und in dem Marschall Haigh residierte. Solche historischen Reminiszenzen machen dem Soldaten Freude. Das war schon so, als wir ausgerechnet nach Waterloo kamen.

Am 29. Mai abends war das Schicksal der bei Bailleul eingeschlossenen englischen Divisionen und französischen Truppen besiegelt. Ein Teil von ihnen kam wohl noch zu Fuß davon, aber nur unter Hinterlassung sämtlicher Fahrzeuge und der ganzen Ausrüstung. Sie waren zwischen die Puffer der linken Divisionen unseres Korps und der aus Richtung Abbeville entgegenkommenden //Totenkopfdivision und der Panzerkräfte geraten und zermalmt worden. Unser 2. Zug war dabei gewesen und hatte als Infanteriespitze diese Vernichtungsschlacht und das Zusammentreffen mit den Kameraden von der ande-

ren Jangenhälfte miterlebt. Und nun, wenige Stunden danach, als gerade die letzten Schüsse verhallten, der letzte Widerstand zerflatterte, sollte ich hinfahren und irgendwo den 2. Zug suchen und zur Kompanie führen. Ich darf dem Kriegsgott dankbar sein für diesen Auftrag des Kompaniechefs. Denn er schenkte mir das Erlebnis eines der unerhörtesten Bilder dieses Krieges.

Schon am Kimmel begann es. Dort zeichneten sich die ersten Eindrücke kopfloser Flucht des Feindes überdeutlich an der Straße ab. Überall verbrannte oder einfach stehengelassene Fahrzeuge. Auf einige 100 Meter verstreut die Geschütze einer schweren englischen Batterie, vielleicht jener, die uns vom Kimmel her beschossen hatte. Das müssen 20,5-cm-Geschütze sein, vielleicht sogar noch schwerere. Die Bedienungen haben sie einfach stehenlassen. Munitionsstapel liegen an der Straße, Granatkörbe, Kartuschen, ganze Berge von Gewehren, Ausrüstungsgegenstände aller Art. Im Gebüsch sieht es aus, als ob man etwa eine Fahrzeugkolonne einfach umgestülpt und ausgeschüttet hätte. Es liegt wahrhaftig der Kamm in der Butter. Es scheint ein höherer Stab gewesen zu sein, der sich hier des Ballastes der Zivilisation entledigte. Da liegen feinste Extra-Uniformen, Sockenschläger, Jagdgewehre, Angelruten, Gummistiefel, Feldbetten, Polster, Badewannen. Dazwischen die tausend Kleinigkeiten des täglichen Lebens. Einige der Engländer scheinen tatsächlich auch geistigen Genüssen gehuldigt zu haben. Zwischen billigen Broschüren, französischen Romanen mit obszönen Bildern, englischen Ausbildungsvorschriften und einer Goethe-Ausgabe, deren Vorhandensein bei den Plutokraten uns sehr verwundert, finden wir, aufgeschlagen und vom Tau durchnäßt, die englische Ausgabe eines Buches, das auch in Deutschland nicht ohne Erfolg war und dessen Titel uns symbolisch für das Erleben dieses Tages erscheint: „Gone with the wind“ — „Vom Winde verweht.“

Wenn man oben auf dem Kimmel steht, weiß man, warum wir im Jahre 1917 soviel daran setzten, ihn zu gewinnen, und die Engländer und Franzosen Sekatomben von Menschen opferten, ihn zurückzuerobern. Ein kahler, granatenzerpflügter Hügel muß er damals gewesen sein. Heute hat die mildtätige Natur einen grünen Schleier über ihn gebreitet, und junger Wald deckt seine Wunden. Die Luft schmeckt nach Salz. Sie kommt von der See, die wir am Horizont als schmalen, funkelnden Reif glitzern sehen. Davor geben Pappeln und

Weiden, Dörfer und Geßen der Landschaft ihr Gepräge. Wir versuchen uns auszumalen, wie das damals hier ausgesehen haben mag. Ein wenig wissen wir es aus dem Päckchen Ansichtskarten, das wir — es war für den Nervenkitzel sensationshungriger Amerikanerinnen berechnet, die das alles „very nice“ fanden, „wirklich nett“ — in Xpern erstanden hatten. Auf der Weiterfahrt kommen wir durch Dörfer, deren jedes 1918 eine kahle Stätte voll rußiger Ziegel war, und die heute blitzblank und ohne Spuren den zweiten Krieg überstanden: Dranoutre und Locre. Von Locre führt die Straße nach Süden direkt auf Bailleul zu. „Douane“ — „Zoll“ — steht an der Straße. Aber das Zollhaus ist leer. Augenblicklich wird ein anderer Zoll erhoben, und die Marken sind aus Stahl. Die belgisch-französische Grenze ist nicht zu übersehen. Das Straßenpflaster wird schlechter. Kurz vor Bailleul liegt links an der Straße ein weitläufiger Gebäudekomplex, auf den Dächern mit dem Roten Kreuz bezeichnet. „Ein Irrenhaus“, sagt uns in Bailleul später ein französischer Flüchtling, und setzt hinzu: „Wie ganz Frankreich.“ An diesem Irrenhaus beginnt das, was man die Vernichtungsschlacht bei Bailleul nennen könnte. Zunächst stoßen wir auf eine lange französische Fahrzeugkolonne, die in Richtung Xpern fahren wollte, aber nun als erste den Flanderntruppen vor die Gewehre geriet. Ein paar Schüsse sind in die Kühler der Fahrzeuge gegangen. Da ließen die Fahrer die Fahrzeuge und brachten ihr bißchen Leben in Sicherheit. Es soll mühsam gewesen sein, sie später aus den Zellen der Irrenanstalt wieder auszulesen. Dann kommt Bailleul, wo sich die Masse der von Gazebrouck und Lille flüchtenden Divisionen auf engstem Raume zusammenzupressen begann. Hier haben die Stukas fürchterliche Arbeit geleistet. Riesige Sprengtrichter — in einem liegt ein Omnibus — sperren die Straßentreuzungen. Ganze Häuserzeilen sind wie von einem Riesen zusammengeschlagen und umgeblasen. Den Marktplatz säumen schwelende, gespenstische Ruinen. In der Straße nach St. Jans Cappel muß eine gespannte Kolonne gestanden haben, als mit nervenzerrüttendem Orgelton die grauen Leiber der Stukas vom Himmel sich stürzten und wie die Fäuste eines rächenden Gottes in wildem, wirrem Wirbel hintrommelten, wo sie gerade trafen. Wie ein Tornado muß mit glühendem Odem diese Vernichtung herniedergesaut sein, wie ein überirdisches Unwetter, wie ein Weltuntergang. Was übrigblieb, ist ein wüster Gausen toter Materie. Ziegel und Holz, Erde und

Fleisch sind zerfetzt, zerrissen, emporgeschleudert und schaurig vermengt, schier kaum noch zu trennen. Über diese Straße der Vernichtung haben Panzer in eiliger Verfolgung mahlend einen Weg gewühlt und tote Pferde und Menschen zerpreßt, zerfahren und zerdrückt. Seit Stunden scheint jetzt die Sonne darauf, beleuchtet, was von Ding und Mensch und Tier noch übrigblieb. Wir halten auf Hunderte von Metern den Atem an, denn der Geruch ist nicht zu ertragen und schlimmer als Gas.

„Mit Mann und Roß und Wagen
hat sie der Herr geschlagen.“

Der Führer wandte dieses Dichterwort auf die Vernichtung und Auslöschung der polnischen Armee in der Schlacht im Weichselbogen an. Es paßte wie kein besseres auch hier. Fahrzeug an Fahrzeug reiht sich nun auf der Straße, auf den Feldern stehen sie zu Hunderten herum, liegen in den Straßengräben, die Räder zum Himmel gekehrt, verstopfen alle Seitenwege, sind auf den Höfen zusammengeschoben, ineinander verkeilt und verklemmt, gegen Mauern gejagt, in deren Trümmern sie splitternd hängenblieben, Abgründe hinuntergestürzt oder in den Sand der Gänge gewühlt. Hier und da wurden sie angesteckt, dann verbrannten ganze Kolonnen zu schauerlichen Gerippen aus Stahl und Blech, und die Dörfer gingen in Flammen auf. Dazwischen Geschütze, viele Batterien, MG.-Fahrzeuge, Karreten mit Pakgeschützen, Panzer, kleine Renaults, große von 30 Tonnen und mehr.

Diese Straße des Todes ist unheimlich. St. Jans Cappel, Berthen, Boeschepe, Mont de Cats, es ist alles voll von Lastautos, Personewagen, Funkwagen, Mannschaftswagen, Krasträdern. Das mögen an die 40 Kilometer Fahrzeuge sein, rechnen wir aus. Ein überwältigendes, packendes Bild, das wie kein anderes die Größe des Sieges sinnbildlicht.

Als die Engländer und Franzosen die deutsche Faust über sich spürten und alle Wege versperrt, die Brücken vernichtet fanden, die ihnen noch einen Ausweg geöffnet hätten, da rissen sie in eiligster, kopfloser Flucht mit zitternden Händen aus den Fahrzeugen, was ihnen wichtig und des Mitnehmens wert erschien, solange sie es überhaupt noch tragen konnten. So sind die Straßen und Felder übersät von einem grotesken Querschnitt durch die Habe des britisch-französischen Heeres.

Wir haben lange und interessiert darin herumgestochert und lohnende und kostbare Beute gemacht. Und Beute machen beim kämpfenden Gegner, welcher Soldat täte dies nicht gern? Wir haben ganz neue Lastwagen mitgenommen, Konserven, Feldbetten, Gummistiefel, Sporthemden, Gummimäntel, Biskuits, Schokolade, Zucker, Zigaretten, Whisky, Gin und so manches mehr, was uns fürderhin gut zustatten kam. Wir wurden indessen den Verdacht nicht los, daß die Kriegsführung des englischen Expeditionskorps nicht zuletzt an dem Komfort fränkte, mit dem es auf den Kontinent gekommen war, an dem schwerfälligen Troß, den schon die kleinste Einheit dadurch mitschleppen mußte. Es war alles da, gewiß, aber es war zuviel da, und der Chef hatte, als die Kompanie am Tage darauf das Schlachtfeld besichtigte, alle Hände voll zu tun, um dem Übel zu steuern, das dem Feinde zum Verhängnis wurde, dem sinnlosen Mitschleppen aller Dinge, die für den Augenblick die Begehrlichkeit reizten und den Blick für ihre Notwendigkeit trübten. Im Wagen eines Divisionskommandeurs fanden wir blaue Briefbogen, die das Bild des Triumphbogens in Paris zeigen mit dem Briefkopf „British Expeditionary Force“ (Britisches Expeditionskorps) und der Ortsangabe „Somewhere in France“ (Irgendwo in Frankreich). Dieses Wort „Irgendwo in Frankreich“ hatte die Poilus den ganzen Winter geärgert, als sie in Schnee und Eis an den Bunkern der Maginot-Linie lagen, während die Engländer „irgendwo in Frankreich“ sich mit französischen Mädchen amüsierten. Und noch etwas finden Kameraden, was wir schon lange suchten: Eine Schallplatte mit dem schönen Liede: „Wir wollen unsere Wäsche an der Siegfriedlinie aufhängen.“

Wir gingen fünf Minuten über das Feld, und ich schrieb auf, was mein Kamerad mir zurief: Landkarten, Dosen, Tinte, Benzinkanister, Nudeln, MG.-Munition, Biskuits, Autoreifen, Zelte, Akkumulatoren, Unterhosen, Kesse, Schreibmaschinen, Eßbestecks, Marmelade, Damenwäsche, Arbeitsanzüge, Würfelzucker, Kämme, Butterfässer, Mügen, Maschinengewehre, Zigaretten, Funkgeräte, Riemen, Tischtücher, Verbandzeug, Kaffee, Öl, Korkenzieher, Uniformröcke, Gewehre, Stahlhelme, Seitengewehre, Sporen, Kaffeemühlen, Wickelgamaschen, Angelruten, Schuhkrem, Bürsten, Pullover, Seife, Haarwasser, Schokolade, Lemden, Backpflaumen, Hockeyschläger, Krikettbälle, Operationsbestecks, Spielkarten, Benzinherd, Galschuhe, Tennisschläger, Feldbetten, Puzlappen, Schaufeln, Gasmäntel, Fernsprengerät,

Kartuschen, Abakianzüge, Badewannen, Feldflaschen, weiße Bohnen, Knöpfe, Konservendosen, Saarschneidemaschinen, Seizkissen, Hautöl, Reis, Anädebrot, Corned beef, Rundfunkröhren, Gasmasken, Gummimatrizen, Kopfkissen, Lokuspapier in rauen Mengen, Wolldecken, Zeltbahnen, Kochgeschirre, Teemaschinen, Taschenlampen, Speisesalz, Klappstühle, Kartenbretter, Schreibpapier, Waschtische, Stiefel, Schlipse, Tabakspfeifen, Dudelsäcke, Karbid, Kakao, Einlegesohlen, Reißnägeln, Strümpfe, Hosenträger, kondensierte Milch, Taschenmesser, Umlegekragen, Leibriemen, Pistolentaschen, Patronensäcke, MG.-Gurte, Thermometer, Dauerwurst. Wir hätten diese Liste ohne Mühe noch beliebig verlängern können.

Wir fahren nun in das Dorf Berthen. Hier ist die gierige Flamme züngelnd von Haus zu Haus gesprungen. In die zusammengeballte Masse des Feindes, der in der Kirche einen provisorischen Befehlsstand hatte — auf dem Altar liegen noch die brandigen Reste von Landkarten — sind die Stukas hineingefahren. Die Kirche ist eine rauchende Ruine, der Friedhof ist bis in die Tiefe aufgewühlt. Autos sind steil gegen die Wände gehoben, gegen Dächer geschleudert worden. Ein Totengerippe grinst aus den Dachsparren einer Scheune. In die Gräber, aus denen die Urgewalt des Sprengstoffs die weißen Knochen riß, schleuderte sie, was von denen übrig blieb, die hinter Grabsteinen Schutz suchten. Auf einem Gebirge von Eisen und Erde steht neben der Kirche ein MG. mit fliegervöfler. Eine Hand ist um den Abzug verkrampft. Der Arm steckt bis zum Ellenbogen in olivgrünem Stoff. Dann hört er auf. Den Schützen hat eine furchtbare Kraft in Atome zerfetzt. In der Kirche liegt ein Stiefel. Es ist noch ein Bein darin. Aus den Trümmern eines Hauses reckt sich hilfesuchend eine schwarzverkohlte Hand empor. Zerschossene Panzer stehen am Straßekreuz. Hier tobte die Hölle.

Wir biegen ab und fahren in Serpentinien hinauf zum Mont de Cats, auf dem ein Kloster der Trappisten steht, der Schweigemönche. Wenn sie so lange gesprochen haben sollten — die Hölle von Bailleul müßte ihnen die Sprache verschlagen haben. Auch hier oben ist das Bild dasselbe: Fahrzeuge und Material. Tote liegen herum, die zu begraben noch niemand Zeit fand. Zivilisten plündern die Fahrzeuge aus, wohl Einwohner aus den nächsten Orten. Ein zweijähriges Mädchen sitzt auf einem toten Engländer und spielt mit den Gändchen in seinem Gesicht herum. Herrgott, diese Gefühllosigkeit treibt mir das Blut ins Gesicht. Die ins Plündern vertiefte Mutter versteht sicher kein Deutsch,

als ich sie anbrüllte: „Verfluchtes Frauenzimmer, nimm doch das Kind da weg!“ Sie schaut hin, sagt: „Oh, lala“, packt das Kind, daß es aufschreit, und setzt es zwei Meter daneben. —

Im Norden ballen sich pechschwarze Wolken am Horizont, aus denen immer wieder blitzende Funken schlagen. Das muß das brennende Dünenkirchlein sein, die Funken sind wohl die Abschüsse unserer Artillerie, denn wir sehen sie in ganz regelmäßigen Abständen, nur hören können wir hier oben nichts.

Der 2. Zug hält auf einer Höhe gar nicht weit von dieser Stelle Wache. Er half mit — das wurde schon berichtet —, dem Feinde dieses grausige Ende zu bereiten. Als herrlichsten Augenblick schildert Leutnant K. die zweite Mittagsstunde des 29. Mai, als von vorn plötzlich MG.-Feuer zu hören war — („Nanu, das ist doch unser MG. 34?“ meinte Unteroffizier P.) —, feldgraue Stahlhelme sichtbar wurden und dann in einer Staubwolke eine Fahrzeugkolonne heranbrauste und hielt: Männer der Waffen-4, den Totenkopf auf dem Spiegel, braungebrannt, verstaubt, manche mit Verbänden, aber alle unheimlich froh und stolz, mit glücklichen Gesichtern: Schneidige Draufgänger, die es nun geschafft hatten. Es war schon ein Grund zu einem großen Freuen und Gändeschütteln, zu einem Fragen nach dem Woher und Wohin, wie das auch sonst zwischen Soldaten üblich ist.

Am Abend standen die Männer der Waffen-4 vor dem Rathaus von Bailleul zu einer Feierstunde im Rechteck angetreten. Der Musikzug spielte gerade den Nibelungenmarsch. Da wurde die Erinnerung wach an den Reichsparteitag, an den Fahneneinmarsch in die Kongreßhalle und den großen Zapfenstreich im Nürnberger 4-Lager. Diese packende und eindrucksvolle soldatistische Feier in der Dämmerstunde in dem noch immer brennenden und qualmenden Bailleul wird mir ewig unvergessen bleiben.

Auf der Rückfahrt kommen wir an einer französischen Flakbatterie vorbei. Die Geschützrohre sind steil gegen den Himmel gerichtet und oben aufgeblättert wie Blumen, die ihren Kelch darbieten. Die Franzosen haben die Rohre verkeilt und durch je einen Schuß gesprengt. So erblühten diese Blumen aus Stahl, ein seltsamer und merkwürdiger Anblick.

Am 1. Juni hören wir plötzlich, der Führer sei in Xpern. Wo ist das nächste Fahrzeug? Wir wollen einen LKW. fertig machen und hin-fahren. Aber wir schaffen es nicht mehr. Der Führer ist schon ab-

gefahren. Kameraden haben ihn noch gesehen. In welcher Richtung? Wie ein Blitz kommt mir eine Erinnerung. Heinrich Hoffmann, der Reichsbildberichterstatler, brachte vor Jahren eine Mappe heraus: Sieben Aquarelle und Zeichnungen des Führers aus dem Weltkrieg. Und darunter war das Kloster von Messines. Gewiß, der Führer hatte ja lange in Flandern gelegen, hier unter dem Kemmel, gar nicht weit von uns, in Messines, vielleicht, daß der Führer dorthin gefahren ist. In diesem Augenblicke kommt Unteroffizier B. zurück. Er hat den Führer in Menin abfliegen sehen. Schade!

Aber nach Messines sind wir dann trotzdem gefahren, nach Wyt-schaete, Sollebeke, Warneton und Comines. Allein das Kloster von Messines zeigt heute nichts mehr von dem, was damals der Führer mit Farben festhielt. Dafür genießen wir den herrlichen Weitblick in das Artois nach Süden, der sich uns hier auf dem Höhenzuge bietet. Abends sitzen wir unter alten Bäumen im Kreise und singen ein Soldatenlied von 1914:

„Kam'rad, die Trompete ruft,
heute heißt es wandern.
Morgen scheint die Sonne uns
in Polen oder Flandern.“

Auch für uns heißt es wandern. Wir haben einen neuen Befehl. Und am 3. Juni nachmittags geht es los. Uns bleiben noch zwei Stunden zum Fertigmachen. Dann ist der Bauernhof geräumt, sind die Spuren unseres Aufenthaltes getilgt.

Wir marschieren nach Frankreich hinein . . .!

March zur Somme

Das Rätselraten, wohin es nun geht, scheint entschieden zu sein. Wir sind einer anderen Armee unterstellt und marschieren heute nachmittag noch bis in die Gegend zwischen Calais und Dünkirchen. Die Quartiermacher sind schon voraus. Das kann nur eins bedeuten: Wir sollen nach England. Die Kompanien sind in einer Bombenstimmung. Der Kommandeur ist schon vorgefahren, der Chef führt wieder die Abteilung. Wir sehen uns Poperinghe genau an, eine hübsche alte Stadt, biegen nun nach Südwesten ein, Richtung Steenvorde—St. Omer. Wir suchen nach Kampfspuren, aber die sind hier ganz selten zu sehen. Dann kommt die französische Grenze. Die Straße verläuft einige Kilometer auf der Grenze entlang, die Häuser links gehören zu Frankreich, die rechts zu Belgien. Kurz vor Steenvorde finden wir einen Bunker und Feldstellungen, einige Gräber deutscher Soldaten und eine lange Reihe von Kreuzen mit französischen Stahlhelmen. Steenvorde, ein flämisches Städtchen in Frankreich, ist wohl mit Artillerie beschossen worden. Aber die Zerstörungen sind nicht schlimm. An der Stadtgrenze kommt uns plötzlich ein Beiwagenrad mit einem lebhaft winkenden Offizier entgegen. Der Chef hebt die Signalscheibe und läßt halten. Der Leutnant meldet, die Abteilung solle bleiben, wo er sie gerade fände, wir bekämen einen neuen Marschbefehl.

So sind wir wieder so schlau wie zuvor. Wir nutzen den Aufenthalt zu einem kleinen Plausch mit Einwohnern. Wir wollen ein paar Flaschen Bier oder Selter kaufen, allein es ist nichts mehr vorhanden. Dafür werden wir ins Hinterzimmer zu einer Flasche Rotwein geladen, die sich trinken läßt. Außerdem kann man im Hinterzimmer besser und offener reden, denn es scheint hier einer dem anderen nicht über den Weg zu trauen. Die Flamen versichern uns einmal um das andere, daß sie keine Franzosen seien, sondern Germanen, und daß sie heimwollten in ein großes freies Flandern, zu dem auch ihre Heimat einmal gehört habe. Lange Kolonnen abgerissener und abgehärmter Gefangener, wohl über tausend Mann, werden von zehn Soldaten vorbeigeführt. Mehr sind nicht nötig, um diese menschlichen Wracks zu bewachen.

Um 20 Uhr ist der neue Befehl da. Wir marschieren zurück über Xpern nach Menin und weiter über Lille—Douai zur Somme. Eine ganz neue Lage für uns. Fall 3 ist eingetreten. Wir müssen uns gedanklich umstellen. Also, es geht auf Paris, das zeigt uns ein Blick auf die Karte. „Denn erstens kommt es anders, und zweitens, als man denkt“, zitiert Unteroffizier S. Und Denken ist Glückssache beim Soldaten. Ein Offizier wird zum Kommandeur geschickt, um ihm den neuen Befehl zu überbringen und die Quartiermacher zurückzuholen. „Der wird ja auch Augen machen“, meint der Chef, und fährt dann für den Kommandeur vor nach Halluin, der französischen Grenzstadt nördlich Lille, wo eine größere Marschkolonne zusammengestellt wird und wir uns melden sollen. Die Abteilung folgt im üblichen Marschtempo nach.

So passieren wir noch einmal Xpern und die große Straße über Gheluvelt nach Menin, die große Etappenstraße aus vier Jahren Flandernkrieg, über die Hunderttausende deutscher Soldaten zur Front marschierten. Wie viele von ihnen kehrten nie mehr, wie viele bleich und blutend aus Trommelfeuer und Materialschlacht auf Tragbahren zurück! Die Franzosen haben der großen Etappenstraße von Bar le Duc nach Verdun den Namen gegeben „La voie sacrée“ — „Die heilige Straße“. Lorbeerumkränzte Stahlhelme aus Bronze krönen die Meilensteine dieses Weges, auf dem Regiment um Regiment in den unersättlichen Schlund der Schlacht zog, und nur klägliche zerschundene Reste einstiger Divisionen sich zurückschleppten in die Ruhelager hinter der Front. Eine eindrucksvolle Ehrung des Weltkriegsoldaten. Auch diese Straße nach Xpern ist eine heilige Straße, an der jeder Stein von Kampf und Opfer kündet und von unüberwindlicher Tapferkeit deutscher Soldaten.

In Menin herrscht schon wieder reges Leben. Geschäfte sind noch geöffnet, aus Gaststätten tönt Gesang, Mädchen in hellen Kleidern — ja, gibt es denn das auch! — promenieren untergehaßt auf dem Damm und hüpfen lichernd beiseite, als wir mit lauter Supe Durchfahrt heischen. Um so größer ist der Kontrast, als wir über die Grenze fahren, die mitten in der Stadt verläuft, denn Menin und Halluin bilden eine geschlossene Ortslage. Halluin ist finster und tot. Die Kolläden sind heruntergelassen, die Häuser verrammelt. Kreideinschriften zeigen wieder an, in welcher Richtung die Einwohner geflüchtet sind.

Die lange Kolonne des Nebelregiments steht schon da. Es würde zu spät für sie werden, wollte sie unser Eintreffen abwarten. Der Chef

vereinbart, daß die Abteilung selbständig folgt. Wir treffen auch Feldwebel G., den Führer des 3. Zuges, wieder, der seit einigen Tagen mit den leichten Geschützen zum Generalkommando kommandiert war. Es ist schon lange dunkel. Und noch immer warten wir auf die Spitze der Abteilung. Die Nacht ist pechschwarz, man sieht kaum die Hand vor den Augen. Welche Anstrengung für die Fahrer, besonders die in den Zugpanzern, die nur den schmalen Sehschlitze zum Ausblick haben. Endlich sind sie da. Eine Kompanie ist in der Dunkelheit abgerissen, wahrscheinlich falsch abgebogen. Und unser zweites Geschütz — meldet Leutnant B. — ist bei der Umleitung um Xpern am Xser-Kanal abgerutscht und sich seitwärts überschlagend mit dem Zugpanzer in das versumpfte Kanalbett gefallen. Einige Schützen sind schwer verletzt. Eine schöne Bescherung!

Die Fahrer haben noch viele Stunden am Steuer vor sich. Darum befiehlt der Chef eine Ruhepause auf den Fahrzeugen. Es soll alles die zwei Stunden bis zum Morgengrauen schlafen. Wir fahren schnell zurück zu dem verunglückten Geschütz. Das sieht böse aus. Zugpanzer und Geschütz haben einen Salto gemacht und stehen nun auf Raupen und Rädern im Sumpf. Da wird ja allerhand verbogen und zerbrochen sein, daran zweifelt wohl keiner von uns. Die Besatzung hat ein Mordsglück gehabt, daß niemand unter die Ranten des Zugpanzers fiel und zerquetscht wurde. Drei Mann haben aber immerhin üble Verletzungen davongetragen. Auf der Böschung liegt, teilweise blutdurchtränkt, die ganze Habe der Geschützbedienung. Sorgfältig wird alles geborgen, der Tommy sorgt lebenswürdigerweise mit einigen Leuchtfallschirmen für Licht. Die Munition wird abgeladen, dann arbeiten Unteroffizier A. vom 1. Geschütz und Unteroffizier B., der Geschützführer des 2., dem vor Xpern sein Geschütz über den Fuß fuhr und der vorläufig d.u. beim Troß mitfährt, an der Kupplung zwischen Zugpanzer und Geschütz. Nach langer Mühe gelingt es. Das Geschütz ist frei. Der Zugpanzer vom 1. Geschütz zieht es mit Zugseil und Spill heraus. Eine Achse ist verbogen. Der Zugpanzer muß bei Tageslicht herausgeholt werden. Schütze G. läßt den Motor an. Siehe da, er läuft. Na, dann kann ja noch alles gut werden. Der Chef besucht die Verletzten im Lazarett ... hoffentlich sind keine komplizierten inneren Verletzungen da, dann kommen alle drei durch. Unteroffizier G., der Schirrmeister, bringt ein Kunststück fertig: Nach zwei Tagen sind Zugpanzer und Geschütz repariert wieder bei der Kompanie.

Eine Decke über den Kopf gezogen — das wärmt am besten — schlafen wir noch ein Weilchen im Wagen. Es ist saukalt. Als der Himmel im Osten sich rosig färbt, geht es weiter. In einem schönen Schloß an der Straße hat ein Baubataillon sich eingerichtet, das die neue Brücke über die Lys schlug. Links von uns die Schornsteinwälder von Tourcoing und Roubaix, vorn die Türme von Lille, das die Flamen Kysfel nennen, denn es ist ja eine alte flämische Stadt. Die Forts von Lille und die Befestigungen an der Straße zeugen von harten Kämpfen, die hier noch auszusechten waren.

In Lille treffen wir bei der Straßenerkundung und -abspernung auf überraschend viele Leute, die leidlich deutsch sprechen. Es sind Polen, stellt sich heraus, die hier in der Industrie Arbeit fanden. Sonst enttäuscht uns Lille: eine Industriestadt ohne eigenes Gesicht.

Gleich hinter Lille müssen wir eine Weile halten, weil Kolonnen vor uns die Straße versperren. Links liegt der große Flugplatz. Unsere Luftwaffe hat ihn bereits übernommen, die Bombentrichter auf dem Rollfeld sind schon zugeschüttet, einige Gassen wiederhergerichtet. Es herrscht lebhafter Betrieb auf dem Platze. Wir unterhalten uns eine Weile mit den Männern und erfahren, daß gestern — am 3. Juni — 900 deutsche Flugzeuge Paris angegriffen hätten. Sie wären dabei gewesen, und einer berichtet von diesem unerhörten Erlebnis: „Da ging aber den Parisern der Gut hoch. Wir sind gar nicht hoch geflogen, die französische Flak mußte überhaupt nicht, wo sie zuerst hinschießen sollte, da hat sie denn zum Schluß gar nicht mehr geschossen, und die Jäger kamen auch nicht hoch. Da beim Eiffelturm an der Seine in die große Fabrik, da sind so Stücker fuffzig Eier 'reingelegt worden, und auch sonst war allerlei los. Von uns ist alles heil nach Hause gekommen.“ Und heute, so versichern die Kameraden, ginge es bald wieder los. Wir wünschen Gals- und Beinbruch.

Auf der Straße nach Douai kreuzt in unabsehbarer Kolonne eine Division unseren Weg, die von Calais her kommt und wohl an die Aisne verlegt wird. Hinter ihr folgt eine zweite, macht uns der Ablauf-offizier gleich aufmerksam. Abstoppen kann man sie nicht, sonst geht der Anschluß verloren. Wir einigen uns auf ratenweises Durchschleusen. Das klappt denn auch ganz schön, und bald sind wir wieder beisammen. Der Kommandeur hat uns eingeholt, sich Bericht erstatten lassen und ist schon wieder nach vorn zu der Armee, der wir unterstellt sind. Vor Douai — wir erinnern uns des Namens und vieler anderer,

die wir nun lesen, aus dem Weltkrieg — ist eine lange, enge Umleitung angezeigt. Schleusen- und Brückensprengungen, dazu eine Überschwemmung, aber kein Hindernis für deutsche Soldaten. Am Marktplatz von Douai sehen wir zum ersten Male seit Lille wieder die Fingerabdrücke des Kriegsgottes. Häuserreihen sind von oben bis unten aufgerissen und ausgebrannt. Auch hier sind Plätze und Straßen wieder mit Flüchtlingskolonnen verstopft. Das ganze Land ist unterwegs. Eine Völkerwanderung unvorstellbaren Ausmaßes hat eingesetzt, gegen die zahlenmäßig die Züge der Germanenstämme in der nachrömischen Zeit zu bedeutungslosen Reisegeellschaften schrumpfen. Millionen und aber Millionen bevölkern die Landstraßen, Belgien und Frankreich wandern aus. In diesem Gebiet ballen sich die Flüchtlingsströme aus Belgien mit denen des französischen Grenzgebietes auf engem Raume zusammen, weil ihnen der plötzliche Vorstoß unserer Panzer- und motorisierten Divisionen zur See den Weg nach Südfrankreich abschnitt. Die Flüchtlinge sind ausgehungert, betteln um ein Stückchen Brot, einen Schlag Essen aus der Feldküche. Sie wissen kaum noch, woher sie kamen, und nicht, wohin sie wollen. Was werden sie vorfinden, wenn sie wieder einmal daheim sind? Einen von ihren Bundesgenossen geplünderten Hof und verhungertes Vieh? Dann hatten sie Glück. Oder einen schwelenden Trümmerhaufen?

An Cambrai geht unser Weg vorbei zur Somme, zunächst bis in die Gegend von Bapaume. Was sagt uns nicht alles das Wort Somme. Drei Worte haben sich aus der Fülle des Geschehens in den großen Schlachten des Weltkrieges im Westen unverrückbar in unsere Herzen und Hirne gegraben: Flandern, Somme, Verdun. Sie repräsentieren uns die größten Heldentaten deutscher Soldaten in der Geschichte, das erbittertste und zäheste Ringen um jeden Meter Boden, das die Welt je erlebt hat. Und diesen heiligen Boden sollten wir nun betreten, nach Flandern den der Somme, um auch hier nach fünfundzwanzig Jahren Krieg — denn der Krieg der Westmächte gegen Deutschland hörte ja nie auf — die letzte Schlacht zu schlagen und über die Gräber der Gefallenen die Fahne des Sieges zu tragen. Dreimal rangen hier deutsche Armeen um die Entscheidung, 1914, 1916 und 1918, und die Sommeschlacht von 1916, in der fünf Monate lang jeder Meter Boden hundertmal von Granaten umgepflügt und vom Eisenhagel zerfiebt wurde, wird sicher in der Geschichte ohne Beispiel bleiben.

Wir überholen ein niedersächsisches Infanterieregiment. Rote um

Rotte sehen wir uns an, Gesicht um Gesicht: Das ist das ewige Gesicht des deutschen Frontkämpfers, das uns eine ganze Welt verkörpert. Eine unsichtbare Brücke führt vom Damals zum Heute. Es ist, als wären sie nie fortgewesen, die Soldaten von einst, und nun aus ihren Unterständen und Höhlen gekommen, um wieder anzutreten, so wie sie damals wieder und wieder in das Toben der Hölle sich stürzten, als sei es das Gesetz ihres Lebens.

Rechts geht eine Straße nach Arras. Wir kommen wieder an Feldensfriedhöfen vorbei. Am Himmel verspricht auch nicht ein Wölkchen Schatten. Die Luft steht flimmernd still über der Straße. Nicht einmal der Fahrwind säckelt Kühlung. Jetzt in der Badehose fahren dürfen. Eine Brückensprengung zwingt uns zu kurzem Umweg. Wir segnen die Brückensprenger. Wir müssen durch eine hohe Baumallee zwischen zwei Seen hindurch. Endlich Schatten, endlich Kühlung. Es ist Mittagszeit. Der Chef läßt hier Rast machen und Essen ausgeben. Wir haben noch eine anständige Fahrstrecke vor uns, und die Fahrer sitzen nun bald 24 Stunden am Steuer. Jetzt ein erfrischendes Bad nehmen zu dürfen, das ist der Wunschtraum der Kompanie. Dazu reicht die Zeit nicht, aber sie reicht zum Nachholen der Morgenwäsche und zum Abwaschen der dicken Staubschicht, die auf unseren Gesichtern liegt. Der Erfolg ist theoretisch; denn nach einer halben Stunde sehen wir aus wie zuvor.

Kurz vor Cambrai biegen wir zur großen Straße Cambrai—Bapaume ab. Wir fahren an einem Kanal entlang, dessen Brücken sämtlich gesprengt sind. Allein, das stört niemand, denn sie werden gar nicht gebraucht. Die Feldpolizei hat gute Arbeit geleistet. „Kollbahn Ost—West“ steht an der Straße. „Einbahnstraße, Halten verboten.“ Zur Beschleunigung des Verkehrs hat man hier Durchgangsstraßen geschaffen, auf denen der Verkehr in Fluß bleiben muß. Hier hat eine ~~44~~ Division gekämpft; wir sehen es an den Gräbern neben der Straße. Merkwürdig, daß wir heute auch nicht einen einzigen feindlichen Glieder zu Gesicht bekamen.

Die Nähe der Front kündigt sich an. Wir merken es an der Maschierung der Truppen. „Und heute nacht geht es los“, das ist das Gespräch von Truppe zu Truppe. Ich treffe Bekannte aus Berlin. Das ist nun heute schon das drittemal. Der Kommandeur traf seinen alten Kommandeur. Die Welt ist doch ein großes Dorf.

In Germies endet zunächst unser Marsch, und wir machen Quartier.

Hier lag der Führer im Oktober 1916, als er in der großen Sommeschlacht verwundet wurde, im Lazarett. Das Haus weiß keiner von den Einwohnern mehr, in dem das Lazarett war, denn sie waren damals fortgeschafft worden, und 1917 wurde Hermies in der Cambraischlacht völlig zerstört.

Wir haben umsonst Quartier gemacht. Es geht noch einmal weiter bis in ein Dorf bei Bapaume. Die Panzer treten schon an. In endlos scheinender Kolonne fahren sie in die Dämmerung hinaus, auf Peronne zu.

Der Chef muß nach Combles zwischen Bapaume und Peronne zu dem Panzerkorps, zu dem wir nun gehören. Er ist heute besonders gepackt; denn das Schicksal hat ihn in dieselbe Gegend geführt, in der er die dritte Sommeschlacht im Jahre 1918 erlebte. Hier kennt er Weg und Steg, jeder Stein spricht zu ihm und ruft Erinnerungen wach an unerhört harte Wochen und Monate; an Menschen, die um ihn waren und die hier blieben und auf den Geldenfriedhöfen schlafen, sofern man ihre Reste jemals wiederfand und sie nicht von Granaten in Atome zerrissen wurden; an Dinge, die ihm damals Heimat waren, denn in den Trichter- und Trümmersfeldern fühlte der Frontsoldat sich ja zu Hause, sie waren sein Lebenselement geworden. Hier deckte er mit seiner Kompanie beim bitteren Ende den Rückzug des Regiments, hier fielen die Kameraden, die freiwillig bei ihm geblieben waren, bis eine Granate auch ihm den Leib zersetzte und er im englischen Feldlazarett wieder das Bewußtsein erlangte. Er spricht nicht viel und nicht gern von seinen Kriegserlebnissen, aber einmal erzählte er davon, und wir haben mit angehaltenem Atem zugehört, und ein Hauch jener Zeit wehte auch uns an.

Die Orientierung ist in der Dunkelheit nicht leicht. Ich beleuchte mit der Taschenlampe ein Ortschild. Sailly-Saillisel lese ich. Wo habe ich den Namen schon gehört? Richtig, das war ein alter Feldwebel eines märkischen Artillerieregiments, der von der Geschützstellung bei Sailly-Saillisel fesselnd erzählt hatte, von den großen Artillerieschlachten, Flugzeug- und Panzerangriffen. Und immer wieder kehrte in diesem Bericht, der ein einziges Hohelied auf die Leistung der deutschen Artillerie in den Sommeschlachten war, der Ortsname Sailly-Saillisel.

Von fern hören wir Geschützdonner. Ein Flieger streift über den Nachthimmel. Lange nach Mitternacht sind wir wieder bei der Kom-

panie. Im Stroh einer Scheune finden wir ein weiches Plätzchen für die Nacht. Morgens weckt uns das unregelmäßige Geschlurfe von vielen Füßen auf dem Straßenpflaster, das kein Ende nehmen will. Ein Blick auf die Straße löst das Rätsel. Gefangene werden zurückgeführt. Es sind die von Calais, erzählen die wenigen Posten, die den Zug begleiten. Stundenlang von der frühesten Stunde an strömen sie vorbei: Franzosen, Senegalneger, Tontinesen, Marokkaner, Fremdenlegionäre, von denen mehrere — pfui Deibel! — Deutsche sind, Engländer, Australier, Malaien. Manche haben Zivil übergezogen oder die Uniform von Straßenbahnern an. Auch rote Hosen sind nicht selten, obwohl man die Kestposten aus alter Zeit billig an die Polen abgestoßen hatte, deren Reservisten wir — o Wunder — in roten Hosen antrafen. Zwischen dem Olivgrün der neuen französischen Felduniform sieht man viel noch das helle Horizontblau der Poiluröcke aus dem Weltkrieg. Überhaupt die Uniformfrage bei den Franzosen. Berühmt ist ja ihre Ausstattung nicht. Die meisten haben nicht einmal Röcke, nur Hosen und Mäntel, und sind so gezwungen, bei der großen Hitze im langen Mantel zu laufen. Das Schuhwerk ist so bunt und vielfältig, daß es Gott erbarm'. Und ausgerechnet Männer und Frauen dieses Volkes redeten dauernd vom deutschen Ersatz, faßten unsere Stiefel an, ob sie nicht aus Pappe seien, und die Röcke, ob sie sich nicht im Regen auflösten, und werden wohl auch probiert haben, ob die Panzer wirklich aus Sperrholz und Blech gemacht waren, ehe diese selbst eine verblüffende Probe ihrer Haltbarkeit gaben. So rächt sich bitter eine Propaganda, die den Gegner dauernd herabsetzte und lächerlich zu machen bemüht war; denn sie gaukelte dem eigenen Volke ein ganz falsches Bild des fremden vor, führte zur Unterschätzung seiner Möglichkeiten und damit zur Vernachlässigung der eigenen Rüstung und Ausrüstung.

Bei Bapaume lesen wir zum ersten Male am Wegweiser: „Nach Paris.“ Dann sind wir also genau auf der richtigen Straße. Zunächst sollen wir bis kurz vor Peronne fahren, dann nach Westen zu einer 16-Tonnen-Brücke bei Biaches und dort über die Somme.

Wir sehen uns die Karte an. Die deutsche Front verläuft an diesem Morgen von der Sommemündung ins Meer bei Abbeville immer an der Somme entlang nach Südosten bis Amiens, dann nach Osten bis Peronne, von dort nach Süden bis Ham, verläßt dann das Tal der Somme, um über Laon zur Aisne nach Osten sich fortzusetzen. Zwischen

Amiens, Peronne und Gam bildet die Somme also einen Bogen nach Norden, und im Scheitelpunkt dieses Bogens, dort, wo die Somme aus der Richtung Süd—Nord in die Richtung Ost—West einschwenkt, liegt Peronne, unser Einsatzpunkt. Stößt man in gerader Linie nach Süden, so stößt man auf Compiègne und auf Paris.

Zunächst sehen wir Wald neben der Straße. Es ist schüchterner junger Wald. Die Stämme sind noch nicht fest und noch nicht hoch. Dazwischen stehen zerfetzte Stümpfe von Eichen und Linden mit schwarzen kahlen Astarmen. Aber unten aus den faulenden alten Stämmen schlagen viele junge Keiser und werden eines Tages den Kriegsveteranen von 1914/18 überwuchert haben. Jede deckt weite Trichterfelder zu, zwischen denen noch so, wie sie verlassen wurden, die zerfallenen Unterstände liegen. Der Fuß stößt an Stahlhelme, die scheppernd beiseite fliegen, tritt auf Seitengewehre, Gewehrkolben, Granatsplitter, von denen man in zehn Minuten mehrere Zentner sammeln kann. Hier hat der Krieg eine Ruhestatt gefunden und sein Gesicht bewahrt. Ein alter Frontsoldat ist stundenlang durch das Gelände gestreift, hat seinen alten Unterstand wiedergefunden und sein Seitengewehr, das er nach seinem Abtransport bei seiner Verwundung vermißte. „Schaun S“, sagte er, als er von seinem Wiedersehen berichtet, „i hab’ halt gar nimmer an das Seit’ng’wehr denkt, das is schon gar so lang her. Aber mei Nummer, die hab’ i im Schloß kennt, die hab’ i g’wußt. Und wie i do in mein Häusel mi umschau, do scheppert’s on mein’ Fuß, i heb’ an Seit’ng’wehr af, und do les’ i di Nummer 8317. Des wo a pfeilgroad mei Nummer. Schön schaut’s gar nimmer aus, aber a Ondenk’n ist’s schon. Des nimm i hoam für mein’ Buam.“

In Bouchavesnes steht auf mächtigem Podest der unritterlichste Marschall Frankreichs, dem ein unverdienter Sieg in den Schoß fiel und der sich darob gottähnlich dünkte, Herr Joch. Das deutsche Volk wird ihm niemals sein Benehmen in Compiègne verzeihen, aber sein Denkmal, das ließen die deutschen Soldaten unversehrt stehen. Sie waren ritterlicher als er.

Ein sauberes Dorf, dieses Bouchavesnes, mit reichen Gärten. Einmal sah das anders hier aus. Einer der deutschen Dichter, die den Weltkrieg als Soldaten durchkämpften, einer der besten vielleicht, Rudolf G. Binding, erwähnt in einem seiner Kriegsgedichte Bouchavesnes:

„Der Erde liebes Angesicht
hat man aus ihrem Leib herausgerissen.

Irre Sonne wandelt wie blind nach ihm umher,
 ‚Dies war Bouchavesnes‘,
 sagt traurig ein kleines Holzschild
 am Boden angepfloßt.
 Es ist, als ob es uns narren wollte.
 Aber die Karte lügt nicht.
 Hier war ein Dorf, blühend und groß.
 Brunnen plauderten laut.
 Linden standen im Kreis.
 Kinder spielten am Abend und beteten zur Nacht.
 Menschen lachten und weinten.
 Straßen reichten einander die Hand.
 Gäuser scharten sich freundlich um Türme,
 und über Dächern hob sich der Rauch.
 ‚Dies war Bouchavesnes.‘ —“

Die Wüste dieses Schlachtfeldes hatte den Dichter tief gepackt. Könnte er doch heute mit uns noch einmal durch dieses Land fahren und erleben, wie aus Tod und Vernichtung ewig neues Leben spriest und das Ende des einen die Geburtsstunde des anderen wird, daß es keinen Anfang gibt und kein Ende. Heute steht Bouchavesnes wie einst, und das ist vielleicht ein Beispiel und ein Symbol für vieles, was der Krieg an Gedanken über Werden und Vergehen weckt.

Am alten Somme-Kanal ist die Brücke gesprengt. Das alte Kanalbett ist ausgetrocknet und zerwühlt. Man hat den Kanal nicht wieder in Ordnung gebracht, sondern ihn inmitten des Schlachtfeldes so gelassen, wie er 1918 lag.

Der Chef weist nun nach Westen hinüber, umreißt mit einer Armbewegung jene Stelle, die für ihn 1918 schicksalhaft wurde.

Die französische Artillerie schießt nach Peronne hinein. Schwarze Rauchsäulen in der Stadt zeugen von Bränden. Aber unsere Brücke unter den Bäumen des Somme-Tales haben die französischen Aufklärer nicht gefunden. Auf dem Kanaldamm fahren wir ein Stückchen am Kanal entlang. Es geht uns wie mit dem Rser-Kanal. Dieses idyllische Flüsschen ist also die berühmte Somme. Jetzt schwimmen Seerosen auf dem Wasser, Weiden neigen sich an den Ufern, Pappeln, Erlen und Birken hüllen das ganze Tal in kühlen Schatten. Sie müssen schnell emporgeschossen sein, denn vor 20 Jahren wuchs auf dieser zerfressenen, schwefel- und eisengedüngten, ausgebrannten und ausgelaugten Erde

kein Grashälmlchen mehr. Es würde auch nie mehr eins wachsen, hatte man geglaubt. Allein die Natur ist gütiger und barmherziger. Sie schenkt dem Sommetal wieder die bräutliche Schönheit, in der es nun vor uns liegt.

Die Somme ist überschritten. Der Chef fährt zum Divisionsstab, der an einem Zohlweg hinter einem Kornfeld seinen Gefechtsstand hat. Die Kompanie bezieht in Viaches Bereitstellung. Leutnant B. hat sie nachgeführt. Neugierig schauen wir nach Süden, von wo die Brocken der feindlichen Artillerie, wenn sie nicht gerade sinnlos Peronne beschießt, ab und zu die Kornfelder vor uns aufwühlen. Schaden richtet sie nicht an.

Morgens hat der Angriff auf die Weygand-Linie auch vor diesem Brückenkopf eingesetzt, den die hessisch-badische Division vor acht Tagen gewann. Im Befehlswagen diktiert der I A der Division den neuen Befehl für uns. In einer Stunde werden wir wieder marschieren — zu neuen Taten.

Stoßtrupp gegen die Weygand-Linie

Auf der Dorfau von Biaches hat eine Sanitätskolonne ihren Verbandplatz aufgeschlagen. Sie hat reichlich zu tun, und immer wieder werden von vorn neue Transporte gebracht. Auf Stühlen sitzen die Landser mit durchgebluteten Kopf- oder Armverbänden und warten, bis sie herankommen. Ab und zu fahren die „Sankas“, das sind die Sanitätskraftwagen, Schwerverwundete zurück ins Feldlazarett. Es scheint also vorn allerlei los zu sein. Die Gessen und Badener sind auf ein besonders raffiniert angelegtes Stück der französischen Verteidigungslinie gestoßen. Sie haben schon vor einer Woche als Ausgangspunkt des weiteren Angriffes diesen Brückenkopf über die Somme genommen, aber südlich einer großen Landstraße, die von Osten nach Westen durch den Abschnitt verläuft, haben sich die Franzosen erneut und unter viel günstigeren Geländebedingungen eingegraben und festgesetzt.

Wir haben nun im Rücken und links die Somme, rechts eine andere Division. Aus dem Somme-Tal, in dem in unserem Rücken Biaches liegt, steigt das Gelände zu einem fahlen Plateau an, das nur links etwas wellig ist. Dort links liegt auch das Schloßchen La Maisonette mit Park, aus dem die französische Artillerie heute morgen den Divisionsstab herausgeschossen hat, der nun am abfallenden Gang vor Biaches seinen Gefechtsstand errichtete. Hinter dem Schloßchen führt eine im ersten Teil eingeschnittene und daher nicht einzusehende Straße nach vorn über Barleux zum Dorfe Villers-Carbonel, das an der Kreuzung der schon genannten Ost—West-Straße mit der etwa Nord—Süd verlaufenden Straße Lille—Peronne—Paris liegt. Bei Brie stößt die Ost—West-Straße an die Somme. Südlich dieser Straße sitzen die Franzosen. Das Gelände ist von Mulden und Bachläufen durchzogen und von vielen kleinen Waldstücken und Buschgruppen durchsetzt. Diese Waldstücke haben sich die Franzosen zur Verteidigung hergerichtet. Sie bilden ein Gewirr von Unterständen und Feldstellungen. Die splitter sicheren Deckungen sind untereinander verbunden und mit Maschinengewehren gespickt, die hervorragendes Schussfeld haben.

Besonders im linken Abschnitt ist schwer an die Waldstücke heranzukommen, sie sind zu kleinen Forts geworden. Mit Artillerie ist auch nicht viel zu machen, denn sie kann mit Wirkung nur die Waldränder beschießen. Dann ziehen sich die Verteidiger für einige Zeit 30 Meter zurück. Wenn das Feuer aufhört oder vorverlegt wird, weil die eigene Infanterie vorgehen will, sind sie wieder da und bringen MG.s, Granatwerfer und Paß erneut in Stellung. In der Tiefe sind die Waldstücke schlecht zu fassen, dazu sind sie zu klein. Und dann explodieren die Granaten schon in den Wipfeln. Die unten haben aber gute Deckung vor dem Splitterregen von oben. Diese Stellungen sind eigentlich besser als Bunker, denn bei denen wissen wir wenigstens, wo die Scharte liegt, und können sie mit einigen Schüssen erledigen.

Durch den teilweise gedeckten Weg fahren wir vor nach Villers-Carbonel. Die Franzosen hatten den Zohlweg, ehe er unser wurde, als Grabenstellung ausgebaut und auch für einigen Komfort gesorgt. Es stehen noch Tische und Stühle da, sogar einige Sessel, ein Klavier, das sie weiß Gott wo geklaut und hierhergefahren haben, Geschirr, Waschschüsseln, auch Decken und Zeltbahnen liegen herum und Stahlhelme mit den Buchstaben FR (Republique française). Villers-Carbonel ist völlig zerstört und ausgebrannt. In die Ziegelei neben der Ortschaft pfeffert die französische Artillerie dicke Brocken. Das täte sie schon seit Tagen mit einem Fleiß, der in keinem Verhältnis zum Erfolg steht, sagt der Kommandeur der Panzerjägerabteilung und hält die Ziegelei für den geeigneten Bereitstellungsraum für unsere Kompanie. Es gibt hier auch wirklich nichts Besseres. Der Ziegelofen mit seinen meterdicken Mauern ist bombensicher, aber was wird aus den Fahrzeugen?

Wir haben zunächst lange gesucht, bis wir den Gefechtsstand fanden. Es ist nicht ganz geheuer im Dorfe, und die meisten ziehen das Eingraben im freien Felde dem Aufenthalt in diesen qualmenden Dorf-ruinen vor, die immer noch das beliebteste Ziel der französischen Artillerie bilden. In den Trümmern liegen noch tote Zivilisten, sie liegen wohl schon seit einer Woche da und sind bei der Hitze nicht schöner geworden und ganz schwarz. Allein, wer mag sich schon mit ihnen beschäftigen, noch dazu unter französischem Beschuß?

Vorsichtig pirschen wir uns zu den vordersten Häusern des Dorfes vor. Der Feind kann hier jede Bewegung erkennen. Der Chef will sich nun einmal das Gelände ansehen und wünscht das große Glas. Er

meint, es ließe sich im ersten Augenblick schwer ein Urtheil fällen. Von Villers-Carbonel führt — ein Stückchen eingeschnitten und durch eine leichte Biegung gedeckt — die große Straße Lille—Paris weiter nach Süden und durch den linken offenen Geländeteil hindurch zunächst nach Mazancourt, das wir vor uns sehen und das stark besetzt zu sein scheint. In den rechten Abschnitt führen Feldwege durch Mulden, Schlenken, Waldstücke, Buschgruppen zum Dorfe Fresnes, das sich unmittelbar an den Westrand von Mazancourt anlehnt. Vor diesen Dörfern liegt die Infanterie fest. Jede ihrer Bewegungen löst sofort starkes Feuer aus.

Der Regimentsgefechtsstand befindet sich hundert Meter vom Dorf-
ausgang in einem Hohlwege. „Welche Nummer hat das Regiment?“
fragt der Chef. Hört die Antwort und sieht mich einen Augenblick lang
betroffen und gedankenvoll an. Es ist sein altes Weltkriegsregiment,
in der alten Garnison jung erstanden, aber stolz auf seine ruhmreiche
Tradition als hessisches Leibregiment und dem einstigen eng verbun-
den. Ein rätselhaftes Geschick hat esgefügt, daß er hier an der Somme
auf dem gleichen Boden, in den sie sich damals verkrallt und verbissen
hatten, um ihn zu halten und zu behaupten, und den sie hielten, solange
noch einer von ihnen die Waffe führen konnte, daß er auf diesem
gleichen Boden sein altes Regiment wieder trifft und mit seiner Kom-
panie nun diesem Regiment ebendort die Bresche brechen und den Sieg
sichern helfen kann, wo er einst den Rückzug decken mußte. Hier schenkt
wahrhaft das Schicksal einem alten Frontsoldaten wohlverdiente
Genugthuung und macht ihn zum Testamentsvollstrecker seiner Kame-
raden und zum Vollender ihrer Taten. Über ihre Gräber geht nun der
Marschtritt der Bataillone vorwärts, und in ihren Häuften halten die
jungen Soldaten — sie nahmen ihn hier aus den Händen der unsicht-
baren grauen Kolonnen, mit denen er in die Gräber sank — den Sieg!

Mit vor innerer Bewegung heiserer Stimme meldet der Chef Oberst
Vö., wird zum Sitzen auf der Böschung eingeladen und sagt, er habe
auch einmal diese Nummer auf den Schulterstücken getragen und hier
an der Somme mit dem Regiment gekämpft. Die Offiziere sehen sich
an. Auch sie rührt einen Augenblick diese Merkwürdigkeit des Schick-
sals an. Ja, gewiß, hier ist das Regiment gewesen, das ist in der Regi-
mentsgeschichte zu lesen, die daheim in der Offiziersbücherei steht.

Die Kompanie wird also nach Villers-Carbonel vorgezogen. Ich soll
sie holen. Das Artillerief Feuer schweigt augenblicklich. Da sparen wir

uns den Umweg und fahren geradewegs über die freie Fläche, durch das nächste Dorf Barleux und dann nach Villers-Carbonel in die Ziegelei. Gegen Fliegersicht sind wir dort getarnt, und was die französische Artillerie anlangt, so hoffen wir auf unseren guten Stern.

Bald sind denn auch richtig die ersten französischen Flieger da. Die 2-cm.-Flak schießt mit Leuchtspur ganz vorzüglich. Den Jungens macht das sichtlich Spaß. Die sägen den Franzosen mit ihren Schnellfeuergeschützen glatt die Tragflächen ab. Während wir das denken, geschieht es auch schon. Bei einem Franzosen bricht irgend etwas ab, in schrägem Gleitfluge versucht er nach Westen auf den Boden zu kommen, schlägt auf und verschwindet in einer schwarzen Rauchwolke.

Wir haben unseren Kompaniegefechtsstand nördlich des Dorfes auf dem Acker eingerichtet, wo schon die leichten Panzerjäger sich eingegraben haben. Der Boden ist verdammt hart und das Graben des Deckungsloches eine saure Arbeit. Es wird schön mit Stroh ausgepolstert und dann wird Probeliegen gemacht. Es ist noch viel zu eng, man kann sich kaum umdrehen. Wenn das im Grabe auch so eng ist . . . ? Also wird weitergebuddelt, um das Loch ein kleiner Bord freigeschippt, damit der Sand nicht hineinrieselt, Decke und Zeltbahn hinein und das Bett ist fertig.

Vorerst fährt der Chef mit Oberstleutnant M. zum Nachbarregiment. Da, wo wir von der Straße auf den Acker abbiegen müssen, liegen viele tote Pferde. Und dort an der Böschung? Drei tote deutsche Soldaten, darunter ein Feldwebel. Eine Granate ist mitten in eine MG.-Kompanie geschlagen. Ein Unteroffizier derselben Kompanie steht dabei. Die Kompanie ist eingesezt, er hat niemand, um die Kameraden zu begraben. „Mein Gott, da werden sich doch Freiwillige von anderen Truppenteilen finden.“ Und sie finden sich auch. Der junge Unteroffizier spricht leise und liebevoll zu den Toten. „Gestern haben sie dich noch verulkt und zu dir gesagt, die Futtermeister stürben zu Hause im Bett an Herzverfettung. Heute bist du der erste, der ins Gras beißen muß.“ Er schließt dem gefallenem Feldwebel die Augen, die jener noch schreckhaft offen hatte, nimmt die Geldbörse und was er sonst bei sich trug aus der Uniform und knotet es in ein Taschentuch. Dann tut er dasselbe bei den anderen, fährt ihnen zart über das Haar, setzt ihnen die Mützen zurecht, wohl, um ihnen irgend etwas Liebes zu tun, als ob das noch hülfte. Dann legt er sie gerade an die Böschung und schaut nach einem Grabplatz aus. Alles das geschieht mit einer leisen und behut-

samen Selbstverständlichkeit, als tue er es für die Mütter der Toten oder ihre Frauen.

Im jungen Korn und im Grase neben uns liegen Soldaten und scheinen zu schlafen. Ich will einen anrufen, da sehe ich, daß ihm ein schmaler Blutstrom von der Schläfe über das Gesicht rann. Kopfschuß! Auch weiter vorn liegen wieder Tote. Das Regiment hat gestürmt, aber auch Verluste gehabt.

Die Artillerie hat nun doch noch die Ruinen des Dorfes beschossen, aber die Ziegelei geschont. Nachts wache ich auf. Es ist ja so hell, schon Tag? Ein Leuchtfallschirm hängt genau über mir. Die Scheinwerfer spielen, die Flak schießt in unregelmäßigen Abständen Feuerstöße in den Himmel, der von Motorengebrumm dröhnt. Dann wackelt die Erde, mir fällt Sand auf den Kopf. Das waren Bomben, sicher den Sommerbrücken zugehacht, aber schlecht gezielt. Die fielen gar nicht weit von uns. In der Richtung von Peronne ist der Himmel rot. In der Stadt brennt noch irgend etwas. Der Fliegerspuk ist vorbei. Über uns leuchten die ewigen Sterne. Um 4 Uhr morgens wiederholt sich der Fliegerbesuch. Ich bin zu faul, hinauszusehen, ob die Flak etwas trifft. Da befiehlt der Chef: „Aufstehen!“ Ich hätte so gern noch einige Kunden geschlafen. Die letzte Nacht war so kurz, die vorletzte fiel ganz aus. Aber er hat ja auch nicht länger geschlafen.

Die Nacht gab Zeit, den Ansturm der Erlebnisse der letzten Tage noch einmal vorbeiziehen zu lassen, bei manchen länger zu verweilen, sie durchzudenken und zu sichten. Der Abend hatte mir eine kurze Gelegenheit gegeben, mich in die Karte zu versenken. Da hatten plötzlich alle die Ortsnamen Leben bekommen, die Straßenstriche hatten nun ein Gesicht, die schwarzen Punktsammlungen, die die Lage eines Dorfes bezeichnen sollten, wurden zu Häusern, Wegen, Plätzen, Gärten. Mit klopfendem Herzen hatte ich im Winter noch einmal das größte Geldenlied der deutschen Geschichte gelesen, neben dem alle anderen Geldensagen zu matten Schemen verblaffen, die Beschreibung der Taten des deutschen Weltkriegeheeres durch den begnadeten Historiker Professor Hermann Stegemann. Bis ins Innerste gepackt hatte ich fiebernd Seite um Seite aufgeschlagen und mit wachsender Erschütterung den titanenhaften Geldenkampf gegen erdrückendste Übermacht nacherlebt. Dabei hatte sich so mancher Abschnitt, mancher Ortsname für immer haften dem Gedächtnis eingeprägt. Und in diesen Tagen nun führte mich das Schicksal als deutschen Soldaten in das Gebiet der Somme.

schlachten, deren Darstellung wohl der Höhepunkt in Stegemanns Schilderung ist.

Wie war das doch: Gestern waren wir die Sehne entlanggefahren, die die Grundlinie der Sommeschlachten der Jahre 1916 und 1918 darstellt, die Straße Bapaume—Peronne. Fünf Monate dauerte die Sommeschlacht des Jahres 1916. Wenige Wochen, nachdem sie angefangen hatte, war das Land zu einer schwefelgrauen Wüste geworden, in der jedes Leben erstarb. Jeder Fuß breit Erde war mit Blut gedüngt, der Acker eine Kraterlandschaft, in der Dorfstätten und Straßen keine Spur hinterlassen hatten. Mit einer Erbitterung ohne Beispiel hatten Hunderttausende um jedes Dorf in diesem Gebiete gerungen, um jeden Trichter, jeden Ziegelhaufen, waren Zehntausende verblutet um tausend Meter Boden.

Am Tage davor führte unser Marsch durch das Gebiet der Tankschlacht von Cambrai im November 1917. Wir lasen Ortsnamen, die jedem Frontsoldaten der Sommeschlachten in Fleisch und Blut übergegangen waren: Marquion, Moevres, Flesquieres, Saurincourt, Bourslon, Ribécourt, Fontaine. Unsere Weltkriegsoffiziere waren an diesen Tagen immer wieder zueinander gekommen und hatten sich gegenseitig auf vieles aufmerksam gemacht. „Dort sahen wir damals im Morgengrauen die ersten Tanks.“ — „Und dort schloß die Feldartillerie auf hundert Meter Tanks zusammen, daß das ganze Feld von den brennenden Ungetümen bedeckt war.“ Sie sprachen von dem fürchterlichen Eindruck, den dieser Tankangriff machte, von den schweren Kämpfen mit der nachfolgenden Infanterie der Engländer, von den englischen Schlachtfliegern, denen wir nichts entgegenzusetzen hatten, hatten, von Boelches Tod, der nach seinem 40. Luftsieg hier abstürzte, von den Gegenangriffen der dezimierten Truppen des Generals von Watter und wie es gelang, Cambrai zu halten und den Engländer abzuschlagen. Ein Hohelied der Tapferkeit des deutschen Frontsoldaten.

Auch der Boden, auf dem wir nun stehen, ist umkämpftes Schlachtfeld. Schon einmal bildeten Biaches, La Maisonette, Barleux und Villers-Carbonel einen Brückenkopf über die Somme, der Zoll für Zoll heiß und blutig verteidigt wurde. Das war im Juli 1916, als dreimal und viermal diese Orte den Besitzer wechselten, bis es den Franzosen gelang, Biaches und La Maisonette vorerst zu behaupten. Vor Fresnes und Mazancourt, Ablaincourt und Roye an der Aisne aber brach sich des Feindes Sturmgewalt.

Stegemann gibt uns ein plastisches Bild jener Tage:

„Eingehüllt in Qualm und Gas, abgeschnitten von der Außenwelt, kämpften sie Mann für Mann ihren entsagungsvollen Feldenkampf. Sie waren dem überwältigenden Feuer eines an Artillerie zehnfach, an Infanterie fünffach überlegenen Feindes ausgesetzt, aber sie standen am 4. Juli immer noch unerschüttert in ihren Trümmerfesten. Bataillone waren zu Kompanien geschmolzen, Kompanien lagen verschüttet, Batterien zerstört, fast alle Offiziere waren gefallen, Leichen überall, aber hungernd und durstend, von Gaskrämpfen geschüttelt, vom Trommelfeuer taub geschlagen, hielten sie aus, bis der Feind tief in ihrem Rücken stand.“

„Scharfe Chlordämpfe und süßliche Phosgenschwaden wälzten sich über die Felder, die Vögel stürzten aus der Luft, Blätter und Früchte hingen versengt, Pferde und Gunde, alles Getier lag vergiftet, bis in die tiefsten Stollen drang der Tod . . . Da der Verteidiger nie wußte, ob die mit Bedacht eingestreuten Ruhepausen den Beginn des Infanteriesturmes anzeigten, wurde er immer wieder zur Unzeit aus seinen kümmerlichen Deckungen gelockt und erlitt im neueinsetzenden Granatenwirbel entsetzliche Verluste. Die Grabenkompanien wurden ausgetilgt, Ersatz, der nachts über Leichen in die Kampflinien kroch, wiederum zusammengeschoffen und verblutend in die Unterstände gejagt. Als das Feuer vier, fünf Tage andauerte, schien das Ende gekommen. Der freidige Untergrund des Kampfgebietes lag wie ein Kirchhof aufgewühlt, Wälder waren zu Spänen zerschlagen, daß die Strünke wie phantastische tropische Gewächse auseinanderklafften, Teiche in Sümpfe verwandelt, Kuppen abgetragen und Mulden zu Kratern ausgeworfen.“

„Und sie kamen nicht durch, so hart es auch auf Biegen und Brechen ging. Oft verhütete das Tacken eines einzigen Maschinengewehres die Durchbrechung der Front, oft warf sich eine Handvoll Männer, von Bataillonen und Kompanien die letzten, die noch aufrecht standen, dem eingedrungenen Feind entgegen und kämpfte ohne Anschluß, ohne Hoffnung, ohne Befehl, auf sich gestellt, bis zum letzten Hauch, um den Riß zu stopfen.“

Und dann zieht Stegemann die Endbilanz der großen Sommer Schlacht:

„Die Angreifer liegen am Ostrand des Schlachtfeldes, das sie in fünf Monaten von Westen nach Osten abgesteckt, mit 30 Millionen

Granaten und Minen umgewühlt und zur Wüstenei gemacht und mit einem Verlust von mehr als einer halben Million Menschen gewonnen und behauptet haben, vor ungebändigtem Feind fest.“

Unwillkürlich ziehen wir die Parallele zu unserem Krieg und erkennen, wie eine geniale und überlegene Führung in harter und unermüdlicher Arbeit und unter manchen Gefahren die Wiederkehr eines so zermürbenden und Menschen und Material verschlingenden Stellungskrieges gänzlich unmöglich gemacht und uns alle Vorteile des Bewegungskrieges geschenkt hat, deren die Soldaten des Weltkrieges an der Westfront nur in den ersten Wochen teilhaftig geworden waren, bis an der Marne eine schwache Führung sie um den Sieg brachte.

Ob die Kameraden drüben bei der Kompanie, ob die Soldaten unserer Wehrmacht das alles so klar und deutlich empfinden? Sicher findet die Sprache der riesigen Gräberfelder auch zu ihren Herzen und nötigt ihnen den Vergleich auf — zwischen dem Damals und dem Heute.

Die Gedanken der Nacht sind verflogen. Der Tag gehört dem Heute.

Jetzt hat unsere Artillerie das Wort. Sie beschießt Mazancourt und die Waldstücke davor. Die Infanterie tritt nachher wieder an. Heute muß es unter allen Umständen weiter gehen, hörten wir gestern bei der Division.

Der erste Weg führt zur Kompanie hinüber. Die hat gut geschlafen und ist wohlauf. Unser Stellvertretender Gauleiter hat die Nacht über geklönt. Sie war auch wunderbar. Mit Unteroffizier Korte, dem H-Kameraden. Wir haben den 6. Juni. Korte hätte eigentlich heute heiraten wollen und hatte in Flandern um Urlaub dazu gebeten, nur drei Tage, da würde er es schaffen. Es war indessen nicht erlaubt. Er hatte das Bild seiner Braut gezeigt und jungenhaft von ihr geschwärmt. Dann hatte er ausgemalt, wie er sein Häuschen herrichten wollte. Natürlich müsse ihn die ganze Kompanie besuchen. Wir seien alle eingeladen. Und Kinder wolle er haben wie die Orgelpfeifen. Alle so blond wie er und seine Braut.

Blutrot taucht der Sonnenball aus dem Somme-Tal. Der Tag verspricht wieder heiß zu werden. Die zarten Pastellfarben, mit denen der junge Morgen den Himmel malte, verblasen mählich. Die Blätter der Pappeln an der Straße flirren leis im Morgenwind. Eine Lerche steigt steil ins Firmament, als ginge sie das alles gar nichts an, und singt ihr

ewiges sehnsuchtsvolles Lied, das so alt ist wie die Welt und alle Tage neu.

Der Artilleriebeschuß war nicht ohne Wirkung. Aus einzelnen Waldstücken kommen die Gefangenen in hellen Haufen heraus und heben die Hände hoch. Als dann aber die Infanterie vorrücken will, schlägt ihr das gleiche vernichtende Feuer entgegen wie am Tage zuvor. Der französische Artillerieflieger ist auch wieder da. Die Verteidiger haben alles gehen lassen, was weich war und mürbe, was jetzt noch in den Stellungen sitzt, ist sichtlich gesonnen, sich zu verteidigen bis auf den letzten Mann. Sie haben es nach den Aussagen von Gefangenen auch nötig. Die Division gegenüber ist stark mit politischen Emigranten aller Art durchsetzt, die offenbar ein ziemlich schlechtes Gewissen und in deutscher Gefangenschaft nichts Gutes zu erwarten haben. Es seien da Rotspanier, Rotitaliener, Polen, Tschechen, Österreicher, Weißrussen, Finnen, Norweger, Holländer, Mexikaner, Türken, Neger, Chinesen, alles in allem eine reichlich buntscheckige Gesellschaft. Es dürfte sich lohnen, die Zahl ihrer Zuchthausjahre zu addieren. Das müßte eine imposante Zahl ergeben.

Gegen diese Gesellschaft haben wir also anzutreten, die um ihr Leben kämpft und der jedes Mittel recht ist. Man muß das wissen, um sich danach einzurichten. Zu einem großen Aufgebot mit riesiger Artillerievorbereitung ist hier keine Zeit. Wir müssen durch und weiter — noch heute.

Zunächst sollen links zwei Schwere MG. eingesetzt werden. Eine Paß steht auch schon an der großen Straße, dort, wo sie vor der Biegung eingeschnitten ist. Eine andere am Dorfsausgang wurde zerstört. Jetzt rast der SMG.-Wagen in den Einschnitt hinunter. Unten wird abgeprobt, die Schwere MG. sollen in Stellung. Der Angriff stockt noch immer. Und der Feind schießt gut, das muß man ihm lassen.

Wir beobachten wieder vom Dorfrand aus, möchten gern eingreifen. Vielleicht, daß wir solange die Waldränder unter genau gezieltes Feuer nehmen, bis die Infanterie nur noch einen Sprung zu machen hat. Dann muß sie halt im Nahkampf aufräumen mit aufgepflanztem Seitengewehr, Pistole, Handgranate. Wenn nur die verfluchten Scharfschützen in den Bäumen erst mal erkannt wären.

Aus unserem Plane wird nichts. Es sind zu viel flankierende MG. beim Feinde vorhanden. Oberstleutnant M., dem unsere Kompanie

zugeteilt ist, schlägt einen anderen Einsatz vor, der dann auch befohlen wird. Im rechten Abschnitt, der ein gedeckteres Vorgehen möglich macht, soll Leutnant B. mit einem Geschützstoßtrupp vorgehen und versuchen, in günstige Schußposition zu kommen und in die feindliche Stellung einzubrechen. Links soll ein Stoßtrupp mit zwei MG. auf einem Zugpanzer ohne Geschütz auf der Straße nach Mazancourt vorfahren, das feindliche Feuer niederhalten, die Infanterie mitvorreißen und ihr einige Sprünge auf den Wald zu voranhelfen, wenn es geht, bis zum Einbruch. Der Major gibt mir diesen Auftrag und Verhaltensmaßnahmen.

Im schnellen Tempo fahren wir aus der Deckung des Dorfes hinunter in den Einschnitt, um die Biegung und nun geradewegs auf Mazancourt zu. In den Straßengraben liegen einige Gruppen Infanterie und ein Pionierstoßtrupp, der die Straßensperre vor Mazancourt beseitigen soll. Die Straße ist mit abgeschossenen Ästen übersät und zeigt die Spuren vieler Granat- und Geschosseinschläge. Mitten auf der Straßendecke liegt ein Blindgänger. Wir müssen ihn sorgfältig umfahren. Die beiden MG.-führer hocken schußbereit hinter ihren Gewehren, die Schützen 2 und 3 haben die Nasen unten hinter der Panzerung. Ich stehe im Turm, denn der Sehshlitz gibt hier nicht genügend Aussicht frei. Links auf dem Acker liegt hinter einem Misthaufen ein MG. von uns. Ich winke herüber: „Los, voran!“ Bisher hat sich nichts gerührt. Die Männer setzen zum Sprunge an und laufen. In diesem Augenblicke bricht es von drüben los. Ein Feuerhagel schlägt den MG.-Schützen entgegen, daß sie schleunigst volle Deckung nehmen. Jetzt eröffnen wir das Feuer auf die erkannten MG. Sie schweigen sofort, aber andere, die bisher nicht schossen, nehmen uns nun aufs Korn. Lauter kleine Erdfontänen spritzen vor uns aus dem Straßenrand, Funken sprühen auf der Straßendecke, es klappert gegen die Panzerung. Ich ziehe den Stahlhelm ins Gesicht. Wir müssen weiter vor, das Gelände genauestens erkunden. Eine Gruppe ist im Schutze unseres Zugpanzers schon weit über tausend Meter mitgekommen. Jetzt muß sie hinter einem Erdwall neben uns in Stellung gehen, weil sie sonst von drei Seiten Feuer bekommt. Wir sind bis auf fünfhundert Meter an Mazancourt heran. Immer noch beschießen uns nur Maschinengewehre. Rührt sich sonst nichts? Keine Artillerie, keine Pak, keine Granatwerfer? . . . Vierhundert Meter . . . dreihundert Meter . . . Da . . . , was ist das? Schnell das Glas an die Augen. Eine ziemlich

starke Straßensperre, dahinter ein Rohr: Eine Paß. Sie wollen uns sicher noch dichter herankommen lassen. Aber die Straßensperre könnte man so, wie sie angelegt ist, doch glatt umgehen. Bestimmt liegen links und rechts davon im Gelände Minen. Wir haben das ja schon öfter gesehen. Herrschaften, in die Falle gehen wir nicht. Gefreiter S., der Fahrer, soll umdrehen. Bei den Pionieren halten wir und sagen Bescheid. Hier muß ein Geschütz erst einmal die Sperre erledigen. Es fragt sich nur, wer hier zuerst schießt, denn der hat gewonnen. Erfolg: Die Kameraden von der Infanterie, die es hier sehr schwer haben, sind immerhin ein gutes Stück vorangekommen.

Inzwischen hat sich gezeigt, daß im rechten Abschnitt für das Geschütz keine rechte Möglichkeit zum Herankommen an lohnende Ziele besteht. Man hat es in einer Mulde abgeprotzt und auch hier einen Stoßtrupp der dort liegenden Kompanie mit zwei MG. unter Führung eines Leutnants auf den Zugpanzer gesetzt. Der Geschützführer, Unteroffizier R., fährt noch mit, Unteroffizier Korte sitzt am Steuer. Sie sollen ebenfalls am linken Abschnitt, aber noch links der Straße, versuchen, nach Mazancourt zu gelangen. Wir sind inzwischen zurückgefahren und wissen noch nichts von dem Unternehmen.

„Da . . . , jetzt ist die Straße da . . . schnell hinüber . . . weiterfahren . . . so und nun schwenken nach rechts . . . so, weiter . . . immer geradeaus.“ Unteroffizier R. dirigiert. Der Infanterieleutnant, der hinten bei den MG. steht, zeigt, wo er hin will. Links aus dem Walde wird geschossen. Die MG. halten mal ordentlich hinein. Gute Besserung! Die Infanteristen, die sich Schützenmulden im Acker geschaufelt haben, schreien begeistert „Hurra“ und laufen mit. Da . . . , jetzt geht das auch von vorn wieder los. Beide MG. und die auf dem Acker erwidern das Feuer. Man unterscheidet deutlich das Rasseln des MG. 34 von dem langsamen Tak-tak-tak der französischen Maschinengewehre. „Immer noch näher heran“, befiehlt der Leutnant und R. wiederholt es. Sie umfahren ein Waldstück und kämmen die Ränder mit MG.-Feuer ab. Arrums . . . ein dumpfer Knall . . . eine Feuersäule um den Wagen, der von einer kräftigen Erschütterung erbebt. Alle Mann ziehen die Köpfe ein . . . Was war das? . . . Der Zugpanzer steht . . . Ein Artillerieschmetterling? . . . Nein, der Panzer ist ganz. Aber die rechte Raupenkette ist abgesprungen, und unter dem Panzer gähnt ein tiefer Trichter . . . Also eine Mine. Es geht nicht mehr weiter. Zeit zum Überlegen gibt es nicht. „Alle Mann heraus, dort drüben in das Wäld-

chen!" ruft der Leutnant. Das ist ein Sprung von dreißig Metern. Der Franzose schießt jetzt aus allen Rohren, ein dunklerer bellender Ton ist dazwischen. „Das ist ein Paß", fährt es K. blitzartig durch den Kopf. Die wollen den Zugpanzer zusammenschießen. „Los, Karl", ruft er Korte zu, „oben heraus. Nach der Seite geht es nicht, die ist dem Feinde zugewandt." K. springt oben heraus. Die anderen laufen schon. Die Geschosfeinschläge prasseln ihm um die Ohren, er blutet am Kopf . . . Wo bleibt denn Korte? K. springt wieder auf den Panzer: „Los, Karl, komm!" Korte sitzt aufrecht, die Hände am Steuer. Ist er verwundet? K. will ihn herausziehen. Es geht nicht. Ein Paßvolltreffer hat die Panzerung vor dem Führersitz durchschlagen und ist Korte durch den Kopf gegangen . . . Korte . . . ist . . . tot! K. pirscht sich zum Wald hinüber. Er ist noch ganz erschüttert. Von den MG.-Schützen sind mehrere verwundet. Sie bekommen von Bäumen und aus Erdlöchern mörderisches Feuer. Das internationale Gesindel kämpft nach rotspanischem Muster. „Da drüben liegt ein Toter", meint K. „Er ist mit Stroh zugedeckt." Da hebt der „Tote" die Hand und schießt sein ganzes Pistolenmagazin auf K. ab. „Da am Unterstand ruft einer nach Wasser." Als sie sich nähern, bekommen sie Feuer. Eine Handgranate räuchert den Unterstand aus. „Da habt ihr Wasser." Nach Stunden gelingt es ihnen, zurückzukommen und wieder Anschluß an die Truppe zu finden. K. war noch einmal trotz des Feuers am Zugpanzer. Vielleicht lebt Korte doch noch, hofft er im stillen. Aber inzwischen sind weitere Paßgranaten in den Zugpanzer geschlagen, der Motor ist ausgebrannt, alles verkleumt. Korte ist nicht zu bergen.

Der Chef hat die Minenexplosion gesehen, sieht, daß der Zugpanzer stehenbleibt. Einzelheiten sind nicht genau zu erkennen. Leutnant B. fährt auf dem Rad vor, versucht an den Panzer heranzukommen. Er kann nur von weitem feststellen, daß von der Besatzung nichts zu sehen ist. Jeder Versuch, weiter vorzugehen, löst ein wütendes MG.-Feuer aus. Wo ist die Besatzung geblieben? Gefallen? Gefangen? Verschleppt?

Noch einmal werden zwei Stoßtrupps auf Zugpanzern eingesetzt. Leutnant K. führt den einen, ein Leutnant von den leichten Panzerjägern den anderen. Sie gelangen bis zur Minensperre, kriegen einen großen Empfang von MG., Paß und Granatwerfern und können an das Wrack nicht herankommen. Schon sind einige Schützen und einer der Fahrer verwundet. Es hat alles keinen Zweck, sie müssen abdrehen. Hier geht es nicht.

Gleich nach unserer Rückkehr von der ersten Fahrt bin ich mit meinem Stoßtrupp zu einem zweiten Unternehmen eingesetzt worden. Wir sollen in den rechten Abschnitt fahren und versuchen, in das befestigte Dorf Fresnes einzubrechen. „Nehmen Sie mit, was Sie vom Regiment gerade finden“, sagt Oberst Vö., der Regimentskommandeur, bei dem ich mich zu melden habe.

Es ist inzwischen 9 Uhr morgens geworden. In den schmalen zugewachsenen Waldschneisen ist das Fahren gar nicht so einfach. Verwundete werden von vorn gebracht. „Vorsicht, rechts flankiert eine Pat“, mahnt ein Unteroffizier, „und an den Baumschützen werdet ihr eure helle Freude haben. Die schmeißen euch von oben Handgranaten rein, daß es man so raucht.“ Richtig, der Mannschaftsraum des Zugpanzers ist ja oben offen. Also ist doppelte Vorsicht geboten. Ich teile Baumspäher ein. Wir sind auf einem Feldweg in einer Mulde, aber der Feldweg liegt von Zeit zu Zeit unter Feuer der französischen Artillerie. Jetzt kommt eine Abzweigung nach Süden, auf den Feind zu. Am Bataillonsgefechtsstand halten wir noch einmal. Ich wiederhole meinen Befehl. Die Majore M. und B. geben mir Ratschläge, sagen mir, wo ihre Kompanien ungefähr liegen. Dann tauchen wir in das dichte Grün des jungen Waldes, dessen Unterholz undurchdringlich scheint. Ein sauberes Gelände . . . Wir sind aus dem Walde wieder heraus. Links liegen tote Infanteristen, die im Feuer nicht geborgen werden können. Rechts von uns wieder ein Waldstück. Ich möchte hintenherum fahren, dann haben wir länger Deckung. Unteroffizier W., der Blutordensträger, der sich am Albert-Kanal das EK. holte, muß absteigen, das Gelände absuchen und Verdrahtungen durchschneiden, damit sich der Draht nicht in die Raupenketten wickelt.

Zwei Schützengruppen habe ich schon gefunden und ihnen befohlen, im Schutze des Zugpanzers zu folgen. „Ist das Waldstück da vorn schon genommen?“ frage ich. „Drüben gewesen sind schon welche von uns, aber es kann schon noch was darinnen sein. Wir haben das ja schon öfter gesehen“, ist die Antwort. Es meldet sich aber nichts. Jetzt kommt die Waldecke, und nun müssen wir noch eine mächtige Strecke quersfeld-ein. Da geht es auch schon los. Zuerst sind es nur MG., die uns beschießen. Dicht drängen sich die Schützen — es sind nun an dreißig Mann — hinter dem Zugpanzer zusammen. Wir müssen langsam fahren, damit sie mitkommen. Das MG.-Feuer tut uns nichts, solange es nicht einen von uns trifft, die frei stehen müssen. Wumm! . . . schlägt

es zwanzig Meter neben uns in den Acker, daß die Erde hoch aufspritzt. Wumm! . . . und nochmals: Wumm! . . . Immer wenige Meter neben uns. Die Splitter flirren gegen die Panzerung, auf den Stahlhelm. Das sind doch Granatwerfer? Wo sind die Gunde? Die haben mir doch wirklich so ein Stück Eisen an den Kopf geschmissen, daß ich ganz benommen und rechts ganz taub bin. Es fühlt sich feucht an. Dort . . ., jetzt sehen wir sie . . . gleich zwei auf einmal . . . sechs Mann sind es . . . machen Stellungswechsel. Unteroffizier K. braucht keine Zielsprache. Er hat sie schon im Visier. Ein Feuerstoß . . ., noch einer . . ., da hat er sie schon . . . Zwei kippen um, einer springt in die Luft und überschlägt sich, einer versucht, zu flüchten. Aber die Garbe erreicht ihn, er geht in die Knie und fällt dann langsam vornüber. Wenige Minuten später kommen wir daran vorbei. Neben den Toten liegen noch ihre gefährlichen Waffen mit den dicken Rohren im Korn.

Wir halten jetzt auf die Kirche von Fresnes zu, wollen erst einmal den Friedhof besetzen. Der ist ein guter Ausgangspunkt für die Aufrollung der französischen Stellung. Da spritzt die Erde wieder im Acker hoch. Das ist doch Artillerie? Ein 7,5-cm-Geschütz? Oder vielleicht nur eine 4,7-cm-Pak? Es sieht ganz gewaltig aus und ist in jedem Falle peinlich . . . Da sind wir auch schon am Friedhof Fresnes und aus dem Schußbereich des Geschützes. Im Dorsteil um die Kirche scheint es ruhig. Wahrscheinlich werden Schützen in den Häusern sitzen. Aber die werden wir schon kriegen. Das Dorf ist hier schmal und der Dorfausgang nach Süden frei, und dahinter sieht man die Höhe 90. Die müßte man haben. Und dann von der Flanke die ganze Geschichte aufrollen und in Empfang nehmen, was nach hinten stiften gehen will. Wir können mit dem Zugpanzer nicht hindurch, da eine verminte Sperre in der Dorfstraße liegt. Ein Melder wird zu der hinter uns liegenden Kompanie geschickt: „Stoßtrupp der Schwere Panzerjäger mit einem Zuge der 3. Kompanie in Fresnes eingedrungen, Abriegelung des östlichen Dorsteiles und Durchgang zur Höhe 90 möglich. Schlage sofortige Besetzung der Höhe 90 vor.“

Wir haben unsere Aufgabe zunächst gelöst und fahren zurück, abermals heftig, aber erfolglos beschossen. So schlecht schossen die Franzosen noch nie — nur die Granatwerfer nehmen wir aus. Die waren nicht schlecht. Eine spätere Prüfung der Papiere der einen Granatwerferbedienung hat ein verblüffendes, aber auch trauriges Ergebnis.

Es handelt sich um geborene Wiener, österreichische Emigranten vom 22. Legionärregiment. So tief konnten Deutsche sinken.

Wir fahren noch zur 5. Kompanie des Regiments heran, die etwa in der Mitte des Gesamtabschnittes in einem Wäldchen liegt. Sie hat tapfer gestürmt, schon unangenehme Verluste gehabt und kann nun nicht weiter, weil in einem Waldstück, das vor der Front der beiden Dörfer und der Waldstellung der 5. Kompanie liegt, mit einem beherrschenden Schussfeld nach vorn und beiden Seiten noch starke Kräfte des Feindes sitzen, die von den Schützenkompanien allein nicht niedergekämpft werden können. Sie haben dort auch Paß, und die Granatwerfer von vorhin sind auch aus dem Waldstück gekommen. Dagegen können wir mit den beiden MG. allein auch nichts machen. „Abschneiden und ausräuchern“, ist die Meinung des Chefs der 5. Kompanie. Abschneiden . . . das ist jetzt ja hintenherum, durch Fresnes, über Göbe 90 zu machen. Von vorn kommt keiner heran. Der Hauptmann erzählt uns vom Schicksal des Zugpanzers Korte. Er meint, die beiden Unteroffiziere würden wohl gefallen sein. Das wären ja K. und Korte . . . Uns will das nicht in den Kopf . . . das muß wohl ein Irrtum sein! Wir nehmen jedenfalls auf der Rückfahrt das abgeprozte Geschütz mit.

Es war kein Irrtum. Der Chef ist sehr ernst und weist nach Süden. Dort liegt der Zugpanzer vor der französischen Stellung, von K. und Korte fehlt jede Nachricht. Erst am Nachmittag ist mit einem Male K. da, das Gesicht blutverschmiert. Ein Rad bringt ihn. Er muß berichten, was vorfiel, wie das kam. Dann läßt der Chef die Kompanie antreten und teilt ihr Kortes Tod mit. Er geht allen nah, weil Korte der beste Kamerad in der ganzen Kompanie war. Seine Geschützbedienung zimmert ihm einen Sarg. Wir wollen ihn nachts holen.

Zusammen mit der Artillerie beschießen unsere Geschütze noch einmal die Waldstücke vor Mazancourt. Es muß den Burschen doch beizukommen sein. Die Franzosen schießen auch, und nicht schlecht. Reifen unserer Geschütze, die offen auffuhren, sind von Granatsplittern zerfetzt. Aber die Geschützbedienungen sind heil, alle Kameraden gesund und munter. Rechts in der Mulde, dicht am Bataillonsgefechtsstand, sehen wir plötzlich eine hohe Stichflamme, Qualm, hören einen dumpfen Schlag. Irgendwelche Dinge wirbeln in der Luft herum. Wir fahren hinüber. In dem Wegekreuz, das wir bei Hin- und Rückfahrt mit dem Zugpanzer passieren, gähnt ein tiefer Trichter. Zerfetzte Pferde liegen herum, Felgen, Speichen, Achsen. Drei tote Soldaten sind an den

Wegesrand gebahrt, zwei werden gerade zum Verbandplatz gefahren. Vielleicht sind sie noch zu retten. Nachdenklich stehen wir vor dem Erdloch . . . sehr nachdenklich. Zweimal sind wir nun mit einem fast zehn Tonnen schweren Fahrzeug über diese Zentnermine gefahren, und sie explodierte nicht. Und das viel leichtere Geschütz flog in die Luft. Zufall? . . .

Am frühen Nachmittag sehen wir, wie eine dichte Staubwolke sich von Westen her Fresnes nähert. Einzelheiten sind nicht zu unterscheiden, insbesondere nicht, ob Freund oder Feind. Ich soll mit Unteroffizier Ue. hinüber und erkunden, da ich ja das Gelände schon kenne. Sowie wir freies Feld vor Fresnes erreichen, bekommen wir Flankenfeuer aus dem Wäldchen vor der Stellung der 5. Kompanie. Wir sehen jetzt, daß eine leichte Flaßbatterie sich Fresnes von Nordwesten aus dem Nachbarabschnitt nähert und ein Zug im Begriffe ist, mitten in den Feuerbereich der MG. hineinzufahren. Das darf nicht geschehen. Da gibt es nur eins: Durch! Und hinüber! In toller Fahrt prescht Ue. über den Acker auf einen Feldweg, sieht zu spät ein Granatloch, reißt das Krad vorn hoch, macht einen Rechtsprung, daß mir Hören und Sehen vergeht, fängt das Krad aber wieder ab. — Wir winken den Männern von der Flaß zu, zeigen auf die MG.-Stellungen. Die haben sofort verstanden. Jetzt aber hat uns die Garbe gepackt. Ue. läßt das Krad fallen, in der nächsten Sekunde liegen wir beide im Acker. Über uns hinweg pfeifen die Kugeln. Na, das hat ja man noch gerade so geklappt. Die Flaß hat inzwischen sofort ihre Maschinenkanonen sprechen lassen, ihre 2-cm. Gegen die ist kein Kraut gewachsen. Nach zehn Minuten ist es ganz still um dieses natürliche Sperrfort geworden. Höhe 90 ist besetzt, hören wir. Nun wird es vorwärts gehen. Dem rechten Regiment konnten wir den Weg über Fresnes nach Süden öffnen helfen. Das linke Regiment soll ostwärts Mazancourt durchgebrochen sein.

Wir haben einen schönen Platz für Kortes Grab gefunden. Leutnant B. war inzwischen doch am zerschossenen Zugpanzer. Aber so einfach sei das noch nicht, Korte zu holen. Nach Mazancourt können wir noch immer nicht hinein. Aber nun können Mazancourt und die dahinter liegenden Dörfer umgangen werden. Das linke Regiment ist schon dabei. Wieder der Ruf: „Schwere Panzerjäger vor!“ Wir sollen schnellstens nach vorn. Also heißt es: fertigmachen! Ein Kommando bleibt zurück, um später Korte und den Inhalt des Zugpanzers zu

bergen und den Kameraden ins Grab zu legen. Wir können nur im Geiste dabei sein. Aber wir wollen, sobald es einmal geht, das Grab besuchen.

Wir marschieren wieder. Es geht weiter, voran! Wir sind heilfroh und glücklich darüber, denn das Herrlichste an diesem Kriege ist für uns Soldaten doch der schnelle Vormarsch, die Überrumpelung des Feindes, das täglich neue Bild, die immer wechselnde Lage. Wir hatten Angst, daß andere schon viel weiter seien und wir nachher nur als Nachhut nach Paris kämen. Wir wollen aber möglichst die ersten sein. Das ist unser gutes Recht, denn welcher Soldat wollte das nicht?

Auf Feldwegen geht es ostwärts am immer noch umkämpften Mazancourt vorbei im Streifen des linken Regiments, dem wir nun zusammen mit den leichten Panzerjägern noch mehr Stoßkraft geben können, nach Süden. Im rechten Nachbarabschnitt, wo gestern unsere Panzer bis Chaulnes durchbrachen und im feindlichen Meer einen Igel bildeten, kämpfen sich die Schützenverbände zu den Panzern durch. An einem Feldwege werden wir angehalten. Auch in dem Waldgelände südlich Mazancourt verteidigt sich der Feind außerordentlich zäh. Der Bataillonskommandeur des linken Regiments erzählt von Verlusten, vom systematischen Abschießen der Sanitätsoldaten durch das internationale Gesindel. Schon fünf Sanitätsoldaten seien trotz der Armbinde mit dem Roten Kreuz gefallen. Einem gefallenem Feldwebel sind die Augen ausgestochen, die Wangen zerfleischt worden. Man hat ihn mit einer Gasplane zugedeckt, weil der Anblick zu furchtbar ist. Er sei nicht der einzige, der so zugerichtet wurde, erwähnt der Bataillonskommandeur. Später, als der Widerstand gebrochen ist, wird ein Mann in der Uniform eines französischen Oberleutnants gefangen, der nach Aussagen anderer Gefangener den Befehl zu diesen Untaten gab, und von einem unserer Kräder sofort zum Divisionsstab gebracht.

Jetzt wird Kesseltreiben gemacht, das ganze Gelände um Mazancourt und das südlich liegende Marchepleot allmählich eingeschlossen. Südlich davon weicht der Feind bereits. Er wird sich wohl erst an der Avere wieder festsetzen, einem Nebenflüßchen der Somme. Und nun hageln noch einmal kräftig Granaten auf den Feind. Dessen Artillerie beschießt dafür, ehe sie sich zur Flucht wendet, noch eine Mulde, in der auch Geschütze von uns stehen. Es gibt noch einmal Granatsplitter-salat. Ich werde mit dem Krad durch ein Lupinenfeld zu einer Aufklärungsabteilung hinüberschickt, um mir deren Beobachtungen

sagen zu lassen. Die begrüßen uns mit dem Liede: „Vom Himmel hoch, da komm’ ich her . . .“ — „Wieso? Was bedeutet das?“ — „Das bedeutet, daß du mitten durch ein Minenfeld gefahren bist und eigentlich längst im Himmel sein müßtest. Die ganzen Felder sind vermint. Da, schau dir die Wracks an“, und der Feldwebel zeigt auf einige Autos und Kräder, die schwarzverkohlt im Acker liegen. Die Rückfahrt ist daher höchst ungemütlich. Wir fahren wie auf Eiern, immer genau die alte Spur entlang. Man fährt doch besser über Minenfelder, wenn man es nicht weiß.

Die Ausräucherung des Widerstandsnestes wird anderen Truppenteilen überlassen, die nach uns kommen. Wir müssen weiter. Bei dem Dorfe Mordhain gehen wir in Feuerstellung und zur Ruhe über. Ich muß noch einmal zurück und den Rest der Kompanie holen. Trotzdem es stockdunkel ist, sind wir gegen Mitternacht auch da, ohne Weg und Steg blind gepeilt, „frei nach Schnauze“, wie B. meint. Um uns brennen Dörfer. Leuchtkugeln steigen in den Himmel, ab und zu schießt es in unserer Nähe. Im ganzen Gelände wimmelt es noch von versprengten französischen Trupps. Aus den Häusern neben den Geschützen werden morgens noch sechzig Mann herausgeholt, und sogar die Befreiten von der Feldküche nehmen beim Wasserholen noch drei Neger gefangen.

Die Weygand-Linie ist überwunden. Morgens soll es nun weitergehen: Richtung Paris!

Vorstoß auf Paris

Endlich haben wir eine Pumpe gefunden, die Wasser gibt. Jetzt kann der dicke Vollbart von Xpern herunter. Das ist eine Wohltat! Dann fahren wir über den Acker zurück zu der Secke, an der wir uns für einige Stunden ins Gras gelegt hatten. An den Fahrzeugen der Kompanie ist schon lebhafter Betrieb. Posten und Streifen melden außer den Gefangenen nichts Neues. Nur Schütze J., unser Sorgenkind, wasser- und ordnungsscheu, hat sich irgendwo mitten ins Kornfeld gelegt, um zu schlafen, und ist überfahren worden. Man hat ihn schon ins Lazarett gebracht.

Vor der Secke, an der wir schliefen, liegt der Park von Potte und darin der Divisionsstab. Auf den hatten es die französischen Bomber wohl abgesehen, die unversehens über uns sind, ihre Bomben in das Dorf werfen, daß zahlreiche Häuser in Flammen aufgehen, mit MG.-Garben das Gelände abstreifen, daß wir schleunigst Deckung nehmen müssen, und ebenso plötzlich wie Akrobaten zwischen den Wölkchen der Flak sich hindurchwinden und verschwinden. Sie haben glücklicherweise nur leere Häuser getroffen.

Als gestern die Franzosen auf der Flucht die Brücken in Nesle zu gewinnen trachteten, stießen wie Adler auf die Beute die Stukas steil aus ihren himmelhohen Horsten auf sie herab und verschütteten die Straßen mit Feuer und Eisen. Die Luft war erfüllt vom Tosen der zerspellenden Sprengkörper, Häuser neigten sich und stürzten zusammen, unter sich begrabend, was ihren Schutz suchte, Bäume wirbelten durch die Luft, die Erde tat tief ihren Schlund auf und schlang hinab, was Wirbel emporrissen und dann mit wahnwitziger Wucht zu Boden schleuderten. Als der Orkan der Vernichtung vorbei war, blieb ein trostloses Trümmersfeld. Darin kauerte irren Blicks und schreckverzerrt, was der Tod übrigließ. Wir sahen von weitem, wie die Kolonnen des Feindes in Feuer und Rauch zermalmt und zerschlagen wurden. Der Weg war frei.

Die ganze Front ist nun wieder in Bewegung. Die Infanterie marschiert, hat größere Teile schon in Eilmärschen und mit Fahrzeugen

vorgeworfen, die Artillerie kommt heran, Pioniere, Nachrichtenkompanien. Auch wir sind schon unterwegs, müssen aber dann noch etwas warten. Für unsere schweren Fahrzeuge seien die Durchfahrten in Nesle zu schmal. Da wären noch etliche Bombentrichter zuzuschaufeln und umgekippte Häuser fortzuräumen. Wir scheren aus der Kolonne und gehen an einem Waldrande in Deckung. Dabei finden wir drei gefallene Infanteristen, die das Regiment liegenlassen mußte, weil der Vormarsch nach dem Durchbruch gestern abend so schnell weiterging, daß keine Zeit zum Beerdigen war. Die Erkennungsmarken sind schon gebrochen, die andere Hälfte der ovalen Schildchen mit Nummer und Truppenteil, die bei den Toten bleibt, hängt unter der Uniformbluse noch an einer Schnur um ihren Hals. Wir wollen die Kameraden begraben. Es melden sich auch gleich Freiwillige. Am Wegekreuz wird die Grube ausgehoben. Die Taschen der Uniformen werden geleert. Wir stellen Name und Truppenteil fest. Die Leiche wird eingeknotet. Unser Tischler fährt schnell hinüber in das Dorf, um ein Kreuz zu zimmern. Gefreiter P. wird es bemalen. Vorsichtig legen die Männer die Kameraden nebeneinander ins Grab, breiten die Zeltbahnen über sie und werfen dann Schaufel um Schaufel Erde darauf, bis der Hügel sich wölbt. Jemand hat Blütenzweige aus dem Walde geholt. Die legen wir um die Stahlhelme. Ein Unteroffizier des Regiments kommt mit einer Feldküche vorbei. Ihm übergeben wir Leiche und Grab der Gefallenen.

Der Spieß ist da, berichtet über den Troß und über Kortes Beerdigung. Wir wollen vorsahren, nach der Durchfahrt in Nesle sehen und den Chef suchen. Die Durchfahrt ist jetzt einigermaßen befahrbar. Wir suchen südlich Nesle, treffen lange Infanteriekolonnen, die in eiligem Marsch nach Süden streben, um dem Feinde auf den Fersen zu bleiben, finden den Divisionsstab in Billancourt und kommen schließlich in menschenleeres Niemandsland. Wir sind vor den eigenen Spitzen, müssen also zurück. Wir finden dann den Chef gar nicht weit vom Divisionsstab. Er hat einen neuen Befehl für uns: Wir sind einer Panzerdivision zugeteilt. Die 2. Kompanie ist schon seit Tagen bei den Panzern, hat einen prachtvollen Panzerangriff mitgefahren, dabei die gefährlichsten Feinde der Panzer, die Paßs, erledigt und mehrere französische Panzer zur Strecke gebracht. Wir Panzerjäger müssen in diesem Kriege wirklich die feindlichen Panzer jagen wie seltenes kostbares Wild, und massierte Panzerangriffe, wie sie 1917 und 1918

von unerhörter Wirkung waren, erleben wohl nur ganz wenige Abteilungen. Sie gehören zu den größten Seltenheiten, vielleicht, weil der Franzose sie für strategisch überlebt hielt. Wir beweisen das Gegenteil.

Vor uns fließt nun die Aore, deren Name in den Seeresberichten des Weltkrieges oft genannt wurde. Aus der Niederung der Aore wächst die Stadt Koye, ein wichtiger Straßenstern, um den zwei Jahre lang erbittert gerungen worden war. Die Straße nach Koye weist die Spuren der Verfolgung des fliehenden Feindes durch die Stukas auf. Nirgends mehr findet der Feind Ruhe; wo er sich setzen, wo er rasten, wo er Atem schöpfen will, da packen ihn schon wieder die Furien der Verfolgung, daß er kopflos davonstürzt, am liebsten tief in die Erde hinein, Waffen und Gerät hinwirft und um sein nacktes Leben läuft. So wie Nesle geht es der Stadt Koye, als sich Tausende von Soldaten, ganze Regimente, durch ihre Straßenschluchten pressen. Gefangene werden abgeführt, die den Verstand verloren, an Verfolgungswahnsinn leiden und bei jedem herankommenden Flugzeug sich zu Boden werfen, die Hände in den Boden verkrallen und das Gesicht gegen die Erde drücken. Sie sind mit ihren Nerven fertig, mehr Wracks denn Menschen.

In Gruny, dem Dorfe vor Koye, ist die Panzerdivision nicht mehr. Das Dorf bietet keinen Schutz, es wird immer wieder von französischen Bombern angegriffen, mit schweren Kalibern beschossen und ist teilweise ausgebrannt. Das Land ist kahl und deckungslos. Wir ziehen auf einem Felde die Kompanie weit auseinander und verwandeln die Fahrzeuge in Büsche. Die Männer graben sich ein. Zunächst ist das eine Vorsichtsmaßnahme. Sie erweist sich aber bald als dringend notwendig, denn inzwischen haben eine 21-Zentimeter- und eine 30,5-Zentimeter-Batterie uns die Ehre gegeben und sich hinter und neben uns eingebaut. So etwas freut den Soldaten immer. Nun werden ja französische Artillerie und Bomber bald nicht mehr auf sich warten lassen, denn die schweren Batterien sind bald angeschnitten und dem Feinde bekannt. Zu allem Überfluß findet eine schwere Flakbatterie die Stellung neben uns besonders reizvoll. Nun ist das ganze Feld voll, das muß ein herrlicher Anblick für einen Aufklärungsflieger sein.

Der Feind hat sich, wie erwartet, in dem welligen Gelände südlich der Aore gesetzt und mit frischen Truppen wieder zur Verteidigung eingerichtet. Über Koye liegt eine dicke Rauchwolke. Zwischen den flackern-

den Bränden der Häuser steht still und stetig eine starke hellblaue Flamme. Der Gasbehälter ist angeschossen — hören wir — und das Gas brennt.

Ostwärts Røye bei Røiglise ist die Brücke über die Aare geschlagen. Davor auf der Höhe hat sich die Panzerdivision eingerichtet. Man spürt die dicke Luft hier körperlich. Die Artillerie der Franzosen schleudert an Eisen in den Grund und auf den Gang, was sie vermag, und die französischen Bomber sind so lebhaft wie noch nie. Sie kommen am Tage und in der Nacht. Auch uns beehren sie — längst erwartet — mit einem Besuche am Abend, den sie in der Nacht wiederholen. Aber wir haben Glück wie immer. Die Bomben fallen hinter und neben uns. Nachts wackelt zwar die Erde, die Deckungslöcher fallen hier und da ein, Flaksplitter rasseln herunter, aber es passiert der Kompanie nichts. Am Himmel hängt, wie immer dabei, die „ewige Lampe“, wie wir die Leuchtfallschirme getauft haben. Dagegen müssen andere Truppenteile durch den Artillerie- und Bombenhagel schwer gelitten haben. Ununterbrochen rasen Sankas die Chaussee von Røye nach Norden entlang, um Verwundete zu den Hauptverbandplätzen und Feldlazaretten zu bringen. Wir hören, daß unsere 2. Kompanie, die mit den Panzern von Chaulnes weiter bis westlich Røye vorstieß, einen tollen Bombensegen bekommen haben soll. Wir müssen wohl ein besonderes Lieblingskind des Glückes sein, denn uns glückt alles und passiert so wenig.

Südlich Røye tobt der Infanteriekampf. Stundenlang hören wir das Rattern der Maschinengewehre und die unverkennbaren Einschläge der Granatwerfer. Die Panzer haben in dem oft weichen Gelände keinen leichten Stand. Drüben, der Feind auf der anderen Seite, hat einen neuen Bundesgenossen in seinen Stellungen, den man nicht untersätzen soll: die Verzweiflung.

Am Abend überfliegt eine Do 17 unsere Bereitstellung. Das geschieht nun jedesmal — auch am nächsten Tage — ehe das französische Artilleriefeuer einsetzt. Sie taucht plötzlich aus Feindrichtung auf, kreuzt eine Weile am Himmel und verschwindet wieder. Der Flak muß das auch aufgefallen sein, denn sie empfängt bald die Do 17 bei ihrem Auftauchen mit lebhaftem Feuer. „Eine notgelandete Maschine“, heißt es, die die Franzosen als Artillerieflugzeug ausnutzen, um mit deutschen Kennzeichen unangefochten über den deutschen Stellungen kreuzen zu können. Natürlich schießt alles mit, was auf Flieger schießen kann, und

möglichst auch einmal auf eine deutsche Do 17. Darum wird das Geschiesse schließlich verboten. Jäger übernehmen die Klärung des Falles, wird uns gesagt.

Im Abendrot werden wir Zeugen eines spannenden Luftkampfes zwischen deutschen Jägern und französischen Bombern, von denen drei mit schwarzer Rauchfahne hinter Xoye verschwinden. Aber bald dröhnen die Motoren neuer Bomber am Himmel. Die Flak schießt nun mit allen Kalibern. Im Äther blühen hundert, zweihundert grüne, blaue und weiße Wölkchen. Ein greller Blitz zuckt auf, dann rundet sich wie die Sonne ein glitzernder goldener Ball, der in kleine flackernde Sternchen zerspringt. Ist ein Komet geborsten? — Eine Granate traf die Bomben eines großen Flugzeuges, das in der Luft in Atome zerrissen wurde. Eine silbern gleißende Maschine tanzt wie ein betrunkenen Schmetterling auf und ab und fällt dann müde zur Erde. Der Franzmann hat genug. Die übrigen drei entsetzen in wilden Zickzackkursen nach Süden.

Am nächsten Morgen sollen wir wohl südlich Xoye eingesetzt werden, um den Durchbruch erzwingen zu helfen. Ein Verbindungsoffizier wird zum Panzerstab befohlen. Der Chef schickt Leutnant A.

In der Dämmerung hat der Chef noch eine Aufgabe für mich: Den Abteilungsstab suchen, der sich mit der 2. Kompanie schon westlich Xoye befinden soll. Das ist im Dunkeln keine einfache Aufgabe. Unterwegs kommen uns zahlreiche Fahrzeuge von vorn entgegen, aus denen immer wieder gerufen wird: „Gaaaaa!“ Befreiter Bl. und ich sehen uns an. Sollte der Franzose in seiner Verzweiflung . . .? Aber das ist doch kaum anzunehmen. Der Gaskrieg ist doch abgeschafft. Er wird sich doch klar darüber sein, daß wir im Zweifelsfalle sicher das bessere Gas haben werden. Ich habe unvorsichtigerweise die Gasmaske gar nicht mit. Sollen wir nun so weiterfahren? Nach meiner Meinung sprechen 99 v. H. gegen Gas, aber wegen des einen Prozents nachher zeitlebens tot sein . . .? Ist ja alles Unsinn, wir fahren weiter! Aber, da hält mich ein Oberstleutnant an. „Hier ist Gasmaske befohlen.“ Also zurück dann und den Küssel geholt. Man kommt sich zu Anfang damit vor dem Feinde reichlich dumm vor. Schon unterwegs ist der Fall geklärt. Wir dürfen die Gasmaske wieder ablegen. Ein Chlorgasbehälter in Xoye war angeschossen worden, und das entweichende Chlorgas hatte Reizungen der Augen und der Schleimhäute hervorgerufen, so daß Gasalarm gegeben wurde. Die ihn gaben, haben richtig gehandelt.

Kurz vor Mitternacht finden wir neben einem brennenden Dorfe den Stab und die 2. Kompanie. Sie sind allein auf weiter Flur. Angeblich soll sich vor ihnen noch eine Infanteriekompanie befinden. Gesehen hat sie niemand.

Die französische Artillerie meldet sich wieder, die Einschläge liegen gar nicht weit von uns. Auf der Rückfahrt werden wir Zeugen eines festlichen Brillantfeuerwerks. Die Flak schießt mit weißer, roter und grüner Leuchtspur. Eine bunte Lichterkette nach der anderen steigt ins blauschwarze Firmament, an dem die Strahlen der Scheinwerfer im Zenit sich ballen und über uns eine silberne Lichtkugel wölben. Weiße und rote Leuchtzeichen entzündeten sich, stehen eine kleine Weile in der Nacht und verzischen. Leuchtbomben fallen immer wieder aus dem Himmel und werden wütend von der Flak, die augenscheinlich Sperrfeuer legt, beschossen und heruntergeholt.

Der Grund ist uns bald klar. Alle Straßen sind mit neuen Regimentern dicht gefüllt, die nach vorn streben. Wir treffen auf eine 44. Division. Sie hat gerade einen schweren Ausfall gehabt. Ein Sturmpannführer ist mit zwei Untersturmführern auf eine Mine geraten und in die Luft geflogen. Minen sind die Gespenster der Dorfruinen. Ganz nach Lust und Laune sind sie unversehens hier und da unters Pflaster gelegt, hinter eine Haustür oder in einen Kochherd. Die Nacht ist stockdunkel, aber die Lichtpunkte der Zigaretten weisen uns den Weg. Die Kolonne sieht aus wie ein endloser Schwarm von Glühwürmchen. Eintönig mahlen und kreischen die Räder der Gefechtsfahrzeuge im Sommerweg, klappern die Hufe der Pferde auf dem Asphalt. Unterdrückte Kommandos, halblaute Rufe, Pfliffe. Ab und zu eine kleine Stockung. Dann liegen die Männer am Wegrand im Klee, den die Pferde mit Galt zu rupfen beginnen.

Die Nacht ist unruhig für die Kompanie. Unsere schwere Artillerie trommelt auf die französischen Stellungen. Ihre Abschüsse machen die Erde erbeben. Die französische Artillerie sucht offenbar unsere Batterien und streut das Gelände ab. Bomben fallen, die Flak schießt. Die Bombentrichter geben gute Deckungslöcher ab. Man sagt, wo eine Bombe oder Granate hintreffe, falle keine zweite. Aber verbürgt ist das nicht und ohne Garantie.

Die Panzer werden abgelöst. Wir bleiben bei ihnen. Sie erhalten einen Sonderauftrag. Im Laufe des Tages füllen sie das Serradellafeld vor unserer Bereitstellung, so daß wir nun von allen Seiten um-

geschlossen sind. Nach einigen Stunden ziehen sie auf einen besseren Platz ohne Artillerieüberraschung.

Wir haben in Gruny einen Ziehbrunnen gefunden und lange Zinktröge. Darin können sich fünfzehn Mann zugleich abseifen. Also soll die Kompanie baden. Das erste Bad seit Waterloo, denn das Wasser war immer sehr knapp.

„Heute ist Sonntag, Herr Major“, meldet die Feldküche, und möchte irgend etwas schlachten. Die Truppenverpflegung kommt nicht heran, alle Tage Konserven mögen wir auch nicht, und wenn sie noch so gut sind. Fehlen tun uns eigentlich nur Brot und Frischfleisch. Gut, dann soll sie schlachten, entscheidet der Chef. Mit dem Essen wird es dann spät, aber bei der Sonnenhitze, die wir nun seit dem ersten Tage haben, schmeckt es mittags sowieso nicht.

Ein Panzerleutnant bringt uns den Marschbefehl. Zunächst geht es wieder zurück in Richtung Peronne, in Richtung St. Quentin bis in das Dorf Quivieres. Die Fahrt durch das menschenleere Zinterland ist gespensterhaft. Stundenlang sehen wir keinen Menschen. In den Ställen brüllt das verhungernde Vieh, an den Straßen liegen Gräber, stehen Fahrzeuge, schwerste Panzer der Franzosen, die die Stukas vernichteten, Türen klappern im Winde, Kühner scharren nach Nahrung, Gunde streunen nach Nas umher, in einem leeren Hause ist der Mittagstisch gedeckt. Das Essen ist eingetrocknet und verschimmelt. An der Straße steht ein deutscher Sanitätskraftwagen mit dem Roten Kreuz. Er weist mehr als hundert Einschüsse auf. Das Innere ist völlig blutbeschmiert, die Verbandstelle in dem Hause daneben zerschossen und verwüstet.

Uniformen liegen an der Straße, deren Träger in Zivil das Weite suchten. Pferde und Kühe, die vor Tagen fielen, verbreiten Pestgestank. Auf dem Wasser der Somme, die trübe und träge dahinströmt, schwimmen Kadaver. Trümmer eines Flugzeuges mit der blauweißroten Kokarde hängen in den Baumkronen. Die Etappe ist leer, als habe sie jemand mit dem Besen abgekehrt. Nur auf der großen Straße Lille—Peronne—Paris westlich von uns sieht man Nachschubkolonnen.

Neben der Straße steht eine Scheinbatterie, aus alten Wagenrädern und Baumstämmen zusammengebaut und diskret getarnt. Sie ist aus der Luft gar nicht zu übersehen. Sie hat denn auch prompt ihren Zweck erfüllt, das beweisen eine Anzahl von Bombeneinschlägen und Granatrichtern in ihrer Nähe. Die echte Batterie blieb dafür geschont.

Wir liegen auf Bauernhöfen um die Kirche von Quivières. Alles ist da, nur kein Wasser. Das muß umständlich von einem einzigen Brunnen geholt werden. Am nächsten Tage wird wie immer gewerkt, wenn mal Ruhe ist. Die Fahrzeuge sollen für eine lange Beanspruchung durchgesehen und fertiggemacht werden. Im Rundfunk hören wir vom schnellen Fortschreiten des Vormarsches und die Nachricht, daß die Engländer sich geschlagen aus Narvik und Nordnorwegen zurückgezogen und ihre Positionen geräumt haben. Die deutschen Truppen sind Herren der Lage, die deutsche Reichskriegsflagge weht nun allein über Norwegen. Das muß gefeiert werden. Einige Kameraden läuten die Glocken, während auf dem Harmonium der Kirche mit allen Registern wohl zum ersten Male die Hymnen der Nation und das Englandlied erklingen.

Nachmittags ist der Abmarschbefehl da. Wir fahren nachts mit der Panzerdivision über Somme, Oise und Aisne bis in die Gegend von Villers-Cotterets. Dort soll man bei gutem Wetter von den Bergen schon den Eiffelturm sehen.

Vor der Abfahrt steht uns noch eine Überraschung bevor. Wir wollen gerade den Kofferapparat einpacken, denn um 20 Uhr soll es losgehen und die Nachrichten können wir ja doch nicht mehr aufnehmen. Bloß aus Spielerei schalte ich nochmal ein. Was ist das? ... Eine Übertragung aus Rom? ... Abgerissene Fetzen von italienischen Märschen sind zu hören ... Das eben war der Marsch „Giovanni fascisti“, den 5000 Bläser der Balilla vor dem Führer und dem Duce im römischen Stadion Centocelle spielten, ein musikalisch unerhörter Eindruck. Wir hören das taktmäßige Rufen der Massen „Du-tsche — Du-tsche — Du-tsche“, und ich denke mir die Kulisse dazu vor dem Palazzo Venezia, links das Marmorgebirge des Nationaldenkmals, Platz und Denkmal und die Via del Impero dahinter dicht gefüllt mit Millionen ekstatisch begeisterter Menschen, die nach dem Duce verlangen. Und dann spricht der Duce: Kurz, akzentuiert, gewissermaßen staccato. Es ist nicht schwer, zu erraten, auch wenn man nicht jedes Wort versteht, was der Duce gesagt hat. Der Beifall, der immer wieder die Formulierungen des Duce unterstreicht, droht den Lautsprecher zu zersprengen. „Tunis, Nizza, Korsika“, rufen Sprechchöre dazwischen, dann immer wieder den Namen des Führers. In die Giovinezza und die deutschen Nationalhymnen klingt die Rede aus. Wir hören noch die deutsche Übersetzung: Italien hat Frankreich und England den Krieg

erklärt! Wie ein Lauffeuer geht das durchs Dorf und ist nun das Gespräch der Nacht.

Danach beginnt unsere Kriegsfahrt mit der märkischen Panzerdivision, der wir bis einige Zeit nach dem Waffenstillstand eng verbunden blieben, eine überaus glückliche Ehe, die dann leider doch mit harter Land durch den unerforschlichen Ratschluß höherer Stäbe geschieden wurde. Wir wären gern ganz bei den Panzern geblieben, und sie haben uns oft gesagt, wie gern sie uns bei sich behalten hätten.

Wir marschieren auf den Spuren der Armeen von 1914, gehen bei St. Simon wieder über die Somme, unter Kampf bei Chauny über die Oise, bei Fontenoy westlich Soissons über die Aisne und erreichen über Coevres und St. Pierre Nigle den lieblichen Luftkurort Corcy ostwärts von Villers-Cotterets, wo wir am 11. Juni mittags ankommen. Wir hören Geschützdonner und MG.-Feuer, denn in den Wäldern wird gekämpft. Alle Straßen sind mit Truppen belegt, auf der Straße nach Paris — 50 Kilometer stand am Wegweiser — rollt Kolonne um Kolonne vorbei. Natürlich bewegt uns die Frage, ob wir wohl gegen Paris eingesetzt werden. Sollen wir es über die Marne von Süden umfassen, Versailles besetzen? Oder wohin geht unser Weg? Zunächst müssen wir wie immer warten auf Anschlußdivisionen, die noch nicht da sind.

Vor uns recken sich nun im Westen die tiefen Wälder von Villers-Cotterets. 1914 stand in ihnen der flankenschutz der Armee Kluck gegen Paris. Als im Frühjahr 1918 die deutsche Seeresleitung noch einmal den Bewegungskrieg erzwang und die deutschen Truppen wieder bis an die Marne vorstießen, die sie im September 1914 hatten preisgeben müssen, da entstand in aller Stille in diesen Wäldern die Abwehrarmee, die dann am 18. Juli 1918 links und rechts von Corcy wie ein Gewittersturm in die Flanke der ausgemergelten und zahlenmäßig und an Material weit unterlegenen deutschen Armeen brach und damit das Schicksal des zweiten Marnevorstoßes besiegelte.

Für uns Deutsche ist dieses Schlachtengebiet von tiefer düsterer Tragik umwittert. Es ist das Grab kühnster Hoffnungen und die Geburtsstätte schmerzlichsten Verzichts. Aber ist es nicht auch der Ausgangspunkt einer deutschen Schicksalswende für ein Jahrtausend? Auf diesen Schlachtfeldern entschied sich das Schicksal des Weltkrieges. Die Würfel fielen gegen Deutschland. Es hatte zwar die besten Soldaten der Welt, aber die schlechteste Volksführung, die in ihrer Mittelmäßigkeit und Kurzsicht als Ergebnis einer kapitalistischen Milch-

mädchenrechnung dem Volke die Divisionen und Waffen verweigert hatte, die allein ihm den Sieg verbürgt hätten. Folge dieser Entscheidung war der zermürbende Stellungskrieg. Er laugte das Volk aus, fraß seine beste Kraft und verbrauchte sie in einem gigantischen Ringen gegen eine ganze Welt. Allein wie immer Sterben und Werden, Tod und Auferstehung zueinander gehören, so wurde es auch hier. Der Stellungskrieg ließ dem Volke einen an anderthalbtausend Schlachttagen im Feuer von Milliarden von Granaten geglühten und gehärteten Stamm von Kämpfern übrig, in deren Reihen beim Zusammenbruche des alten Reiches schon das neue lebte. Mitten aus der Schar dieser kampfgewohnten, schlachterprobten Frontsoldaten im feldgrauen Rock erwuchs dem Volke der Führer.

Panthersprung über Marne und Seine

Seit einer Stunde hält die lange Kolonne eines Pionierbataillons nun schon auf der Straße vor unserem Quartier. Irgendwo vorn in den Wäldern hat es eine Stockung gegeben. Das Gewitter ist vorbei und ein bunter Regenbogen spannt sich über das schmale Tal. Das Wasser versickert und die Erde riecht kräftig und frisch. Wir sind hinausgetreten auf die Straße und bald im Gespräch mit den Kameraden von den Pionieren. Es sind alte Weltkriegskämpfer dabei, ein Leutnant der Reserve mit der Spange zum Eisernen Kreuz hat sich hinzugesellt. Die Unterhaltung dreht sich um das Damals und um Merkwürdigkeiten des Schicksals. Der Leutnant erzählt: „Eines Abends kommen wir da an der Gise vor einem kleinen Dörfchen an, das ziemlich gelitten hat. Ich hatte beim Bataillonsstab zu tun, und wie ich zurückkomme, sehe ich auf die Karte und stelle fest, daß ich im Weltkriege schon einmal vier Wochen hier gelegen habe. Der Quartiermacher, ein Unteroffizier, der gar nicht wissen konnte, daß ich die Gegend kenne, meldet mir, für mich sei Quartier im vierten Gaus links gemacht. Die Leute seien ganz nett und die einzigen im Dorfe, die nicht flüchteten. Mein Gott, denke ich, wie ich vor dem Gause stehe, das Gaus kennst du doch? Es ist zwar anders verputzt, aber da vorn, hinter dem dritten Fenster, war doch mein Zimmer . . . ? Ich muß sagen, daß ich mit ziemlicher Spannung in das Gaus gegangen bin. Die Leute, ein Ehepaar so an die sechzig, begrüßten mich zurückhaltend, steckten ein Talglicht an und zeigten mir mein Zimmer: Dasselbe wie damals, nur besser eingerichtet. Ich habe vor Überraschung gar nichts gesagt. Nachher habe ich mir die Leute angesehen. Der Mann war damals nicht da, war französischer Soldat. Aber die Frau. Weiß Gott, es war dieselbe. Schon älter natürlich, mit Runzeln und grauen Haaren, aber doch unverkennbar meine Quartierwirtin. Damals waren noch drei Kinder im Gause. Ich habe die Frau nun vorsichtig ausgefragt, ob sie im Weltkriege dagewesen wäre, ob sie Einquartierung gehabt hätte und was für Leute das so waren, und da sagt sie mit einem Male und leuchtet kopfschüttelnd mit dem Talglicht näher: Und einer sah aus genau wie

Sie, Herr Offizier.' Na, da hab' ich mich denn zu erkennen gegeben, und die Leute haben sich ehrlich gefreut."

Ich erzähle von dem Unteroffizier, der an der Somme sein Seitengewehr aus dem Weltkrieg im alten Unterstand wiederfand, und ein dritter berichtet von einem Kameraden, der in Polen in derselben Minute durch eine Gewehrkugel fiel, in der sein erster Sohn geboren wurde. „Es war wohl wenige Minuten nach 6 Uhr morgens, als er die Kugel bekam. Er war gleich tot. Und acht Tage später war das Feldposttelegramm an ihn da. Um 6 Uhr morgens, genau zur Minute seines Todes, war sein Sohn zur Welt gekommen."

Merkwürdigkeiten des Schicksals ...!

Von vorn kommt das Zeichen durch: Motoren anwerfen: Die Pioniere fahren weiter. Für uns ist der Abmarschbefehl auch da. Das Wetter ist regnerisch, der Boden aufgeweicht. In der Abenddämmerung — es ist schon 22 Uhr vorbei — fahren wir los. Vor Villers-Cotterets biegen wir nach Süden ab. Die Straße verläuft auf einer Geländestufe und schenkt uns einen wunderbaren Blick nach Westen. Wir ahnen dort Paris. Der Horizont ist von brennenden Dörfern erhellte. Grelle Blitze entreißen für Sekunden blauviolette Wolkengebirge, vielgetürmt wie Märchenburgen, dem Dunkel, das sich nun über die Landschaft gelegt hat. Im Südwesten rumort Artilleriefeuer. Manchmal können wir kaum die Straßenränder erkennen, und nicht selten laufen wir Gefahr, auf eins der vielen Fahrzeuge aufzufahren, die der Feind auf der Flucht an der Straße stehen ließ, gegen Bäume fuhr, in den Graben oder in die Böschung hinein. So stellt auch diese Nachtfahrt wieder große Anforderungen an unsere Fahrer. Auf einer ausgebesserten Brücke rollen wir über einen kleinen Fluß. Im Schein der Taschenlampe ergibt der Blick auf das Kartenbrett: Das war der Gurcq, vor einem Vierteljahrhundert in der ersten Marneschlacht Mittelpunkt der Kämpfe der Armee Kluck. Gleich kommt Neuilly-St. Front. Nach Südosten geht es nun weiter der Marne entgegen. Die Nacht deckt milde zu, was der Tag hier zerstörte, und gibt selbst Ruinen einen romantischen Schimmer. Mitternacht ist lange vorbei. Wir frösteln. Es ist nach dem Regen doch ziemlich kühl geworden. Ab und zu gibt es Aufenthalt, einmal Gewehrfeuer weiter vorn. Das hügelige und waldige Gelände steckt noch voller Franzosen, die die Marnebrücken nicht mehr erreichten und nun abgeschnitten sind. Viele ergeben sich in ihr Schicksal und werden gefangen. Andere aber versuchen zu kämpfen,

solange sie können, und beschießen nachts marschierende Kolonnen, rastende Truppenteile und Ortschaften. Es kostet natürlich Zeit, sie auszukämmen. Glücklicherweise wird in diesem Kriege der Vormarsch dadurch nicht allzusehr aufgehalten, denn hinter uns kommen genügend Divisionen, die noch keinen Schuß abgaben, sondern nur marschierten. Sie gewinnen diesen Krieg wahrhaft mit den Beinen und werden mit den letzten Widerstandsnestern schon fertig werden.

Es ist schon hell, als wir in Chateau-Thierry einfahren. Hier ist offenbar noch vor wenigen Stunden heftig gekämpft worden. Ruinen rauchen, das Straßenpflaster deckt ein Gewirr von Ziegeln, Holz, Glas und Ausrüstungsgegenständen. In der Zufahrtsstraße und unten an der Marne liegen zerschossene und verbrannte deutsche Proggkraftwagen, Paßs, Gasmasken, Stahlhelme, blutige Uniformteile. Die Marnebrücke ist gesprengt, an der Notbrücke weiter oberhalb wird noch genagelt, aber wir dürfen sie schon befahren. Ob die Panzerjäger versucht haben, die Brücke noch heil in die Hand zu bekommen? Fast scheint es so, denn einer der verbrannten Wagen ist mit Sprengtrümmern der Brücke bedeckt.

In Kurven windet sich die Straße zu den jenseitigen Marnehängen empor. Die Aussicht von der Höhe ist überraschend. Ein weiter Abschnitt der Marnelandschaft liegt im ersten zarten Schein der Frühe zu unseren Füßen. In Bogen und Schleifen zieht die Marne ihren Weg. Drüben runden saftige Wiesen und Wälder das Bild, Zügelketten schließen den Hintergrund.

Fünffmal in hundertfünfundzwanzig Jahren standen hier in Abwehrkriegen deutsche Grenadiere und schauten ins Tal hinab. Im März 1814, als Napoleons Stern verblaßte, stießen sie hier auf die ersten Verteidiger von Paris. Im August 1870 jagten sie hier des dritten Napoleon Soldaten nach Süden. Ende August 1914 stürmten sie in unwiderstehlichem Angriff diese Gänge und drückten den Feind fast bis an die Seine zurück. Im Juli 1918, nach vier Jahren furchtbarster Schlachten, ritten sie noch einmal ihre Pferde in die Marne. Und nun haben zum fünften Male deutsche Soldaten den Schicksalsstrom überschritten, um als Testamentsvollstrecker von vielen Soldatengenerationen endgültig die Fahne des Sieges hier aufzupflanzen, damit nie wieder deutsches Blut in die Wasser des Stromes rinne, der schon soviel kostbares deutsches Leben trank.

Der Marsch geht weiter. Die große Fahrt ins Blaue beginnt. Was

wir vor uns herjagen, was in panischer Angst, in fliegender Hast nach Süden flüchtet, sind nur noch zusammengewürfelte Reste einstiger Regimenter und Divisionen. Jeder geschlossene Widerstand hat aufgehört. Ein Kleinkrieg beginnt gegen Seckenschützen, gegen versprengte Kompanien, die noch einmal Mut faßten, uns aufzuhalten versuchen, gegen Ersatzbataillone, die aus ihren Heimatgarnisonen, nach einer Ausbildung von oft nur wenigen Tagen, mit unzureichender Ausrüstung uns entgegengeworfen werden und nach kurzem Feuerkampf meist sofort die Hände hochheben in der Erkenntnis: Es hat doch alles keinen Sinn mehr. Achselzuckend stehen die Gefangenen da und wiederholen nieder- geschlagen einmal um das andere mit fatalistischer Gebärde ihr „Fini“ — „Aus!“, und „La France perdue“ — „Frankreich ist verloren“.

Nach kurzem Aufenthalt bei Viffort — Panzer und Radschützen bilden jetzt die Spitze — geht es hart westlich Montmirail bei Sonnenschein über den kleinen Morin. Hier deckten im September 1914 märkische Regimenter den mitten im Siege befohlenen Rückzug.

Unter tausendjährigen Eichen halten wir vor einem Gutshof. Am Parktor hängt noch das Schild des „11^{ème} Bataillon“. Die Schreibstube ist in aller Hast unter Zurücklassung der meisten Papiere verlassen worden, und im Hause haben die Offiziere heute morgen sogar ihr Frühstück mit gekochten Eiern stehenlassen müssen, die nun in den Magen deutscher Landsker landen. So schnell hatte man uns hier offensichtlich nicht erwartet. Die Bevölkerung ist auch hier geflüchtet, wird aber zum Teil unterwegs überholt und wieder heimgeschickt. Die Panzer machen einen unheimlichen Eindruck auf das Volk. Ehrfürchtig stehen die Leute davor und staunen sie und unsere Zugpanzer und großen Geschütze an.

Melder von vorn rasen vorbei. Es hat wieder eine Schießerei gegeben, an der Straße und auf dem Acker liegen Tote. Gefangene werden zurückgeführt. Beim nächsten Dorfe Villeperdue dasselbe Bild. Französische Bomber streifen hin und her über unsere Marschkolonne, suchen vielleicht nach einem Bombenziel, einer Angriffsmöglichkeit. Da haben deutsche Jagdflugzeuge sie gefaßt. Nach drei Seiten stieben sie auseinander, verfolgt von den flinken Jägern. Wenige Minuten später lesen wir ihre Todesanzeigen am Horizont. Drei schwarze Rauchpilze wachsen aus der Landschaft wie Totenfeuer aus Opferschalen und künden das Ende von drei Bombern an. Die Jäger sind vollzählig wieder da.

Wir sind zur Spitze aufgerückt und damit wieder dort, wo wir hingehören. Unsere Männer sind mit einem ungeheuren Eifer und einer gehobenen Stimmung bei der Sache. Das ist so recht nach ihrem Geschmack. Ins Feindesland hineinzustossen, blitzschnell und mit Wucht, ohne zu wissen, ob es Widerstand gibt und wo der Feind sitzt, ihn anzunehmen und zu schlagen, wo man ihn gerade trifft, und weiterzustürmen unaufhaltsam . . .!

Die Panzer fahren jetzt beiderseits der Straße weit ausgeschwärmt, um die immer wieder auftauchenden kleinen Widerstandsnester sofort überrennen und niederkämpfen zu können. Auf der Straße und durch die Dörfer übernehmen wir die Spitze. Karabiner und Pistolen sind wie immer schussfertig, falls sich in den Dörfern noch irgendwo Widerstand zeigen sollte. Die Ankunft unserer Panzerdivision ist so überraschend, daß in Neuvy noch ganz friedlich ein Personenzug unter Dampf steht, der eben eingefahren sein muß, und südlich davon auf der Straße nach Paris ein hoher französischer Offizier uns ahnungslos mit seinem Auto an der Nase vorbeizubrausen versucht: Ein Feldwebel zieht blitzschnell seine Pistoie und bringt den Wagen zur Strecke. „Endschätzung, alles ausschleichen!“ ruft ein Berliner Junge.

Bei Neuvy überqueren wir den Großen Morin. Jenseits des flusses bei Courgivaux verlief 1914 die südlichste deutsche Frontlinie. Von hier strebten die deutschen Armeen in wuchtigem Angriff zur Seine und zur Aube, alle Berechnungen der französischen Heerführer über den Zusammenstoß, als — sie mochten es noch gar nicht glauben — der Rückzugsbefehl sie erreichte. Unsere Fahrt geht nun in Land, das sie kämpfend vor sich sahen, das ihnen aber verschlossen blieb.

Noch heute werden wir die obere Seine erreichen und einen Brückenkopf bilden. Wir haben einen Seineübergang zu gewinnen, der abseits der großen Verkehrsstraßen liegt und so die meiste Aussicht bietet, daß er unzerstört in unsere Hand fällt.

Den ganzen Tag über tauchen links und rechts von uns immer wieder französische Truppen auf, die eilig nach Süden streben und uns überholen wollen. Wir stoßen — Panzer- und motorisierte Truppen — auf verschiedenen Straßen, unabhängig voneinander und ohne uns mit den fliehenden Franzosen aufzuhalten, nach Süden durch und lassen die Franzosen einfach stehen. Erst gilt es, die Brücken in die Hand zu bekommen und den französischen Armeen im Elsaß, in Lothringen und zwischen Maas und Marne jede Rückzugsmöglichkeit nach Südfrank-

reich abzuschneiden. Die eingeklemmten französischen Truppenteile werden dann schon von den nachfolgenden Divisionen fallweise in Behandlung genommen werden, soweit sie sich noch nicht ergeben haben.

Eben haben wir vorsichtig einen Wald durchquert, in dem noch feindliche Verbände vermutet werden. Vor uns fällt die Hochebene steil in die Seineniederung ab. An den Steilhang angelehnt, aber schon in der Niederung, liegt das Städtchen Villenaure, in dem sich der Feind noch einmal zur Verteidigung eingerichtet hatte. Stukas haben vor einer halben Stunde diesem Traum ein jähes und fürchterliches Ende bereitet.

Die Landstraße windet sich durch Wald nach Villenaure hinunter. Eine Durchfahrt durch die Stadt ist unmöglich. Gebäude sind zusammengestürzt und haben die Straßen verschüttet, an die hundert Häuser brennen lichterloh. Auf dem Pflaster stehen noch glühende MG.-Fahrzeuge. Puffend und prasselnd explodiert die Munition. Deutsche Truppenärzte machen sich sofort daran, verwundeten Zivilpersonen zu helfen. Den in den brennenden Autos verschmorten Franzosen hilft niemand mehr. In einem ausgebrannten Wagen finden wir etwa hundert Gewehre, deren Kolben verkohlt sind, und fünfzehn Maschinengewehre.

Erkundungstrupps der Panzerdivision haben eine Umgehungsstraße, aber nur für kurze und leichte Fahrzeuge, gefunden, so daß die Fahrt weitergehen kann.

Währenddessen hat der Kommandeur der Panzerartillerieabteilung, der zur Spitze vorgefahren war, rechts der Straße am Rande des Steilabfalls der Hochebene zur Seineniederung ein fesselndes und dramatisches Bild geschaut. Alle Straßen und Wege dort unten, die zur Seite führen, sind mit fliehenden Kolonnen bedeckt. Da fahren MG.-Wagen, Feldkanonen, Lastkraftwagen, Stadtomnibusse von Soissons und Reims, Bauernkarren, Luxuslimousinen in buntem Durcheinander. Alles, was Räder hat, ist wahllos zum Transport benutzt worden. Soldaten schlagen auf die Zugtiere ein, alles versucht sich gegenseitig zu überholen. Bleibt ein Fahrzeug liegen, so wird es in den Graben gekippt. Pferde sind gefallen, die nicht mehr weiter konnten. Noch ehe sie tot sind, fahren schon schwere Lastwagen über sie hinweg. Hier sorgt jeder nur noch für sich selbst, ist jeder des anderen Feind. Alles Denken ist hier ausgeschaltet, es regiert der Instinkt nach der Devise: Kette sich, wer kann!

Diese Kolonnen müssen zersprengt, in wilde Flucht geheizt, jeder letzte Zusammenhalt, jeder Rest von Ordnung muß getilgt werden, ehe sie Zeit und Gelegenheit finden, sich an der Seine zu besinnen und vielleicht die Brücken in die Luft zu jagen. Das würde einen Tag Aufenthalt bedeuten. Wir müssen vor ihnen oder zugleich mit ihnen die Brücken erreichen. Wir müssen die Brücken haben.

Kurz bevor die Straße sich der Seine nähert, verhängt eine Waldkluft uns den Blick. Bis an den Wald können wir mit unseren Geschützen alle Ziele unter Feuer nehmen. Der Artilleriemajor hat kurz mit dem Chef gesprochen. Eigentlich müßten wir mit der Spitzekompanie weiterpreschen, aber es sind noch keine anderen Geschütze heran. In zwei Minuten stehen die Geschütze in Feuerstellung. Es werden Sprenggranaten geladen. Zwei Geschütze schießen in die Kolonnen, zwei gegen französische Kompanien, die eben auf einem Wege rechts neben uns gemeldet werden. Es ist klar, wir sind hier mitten in die Rückzugsbewegungen des Feindes hineingestoßen.

Die Entfernung ist gemessen. Da krachen auch schon die ersten Schüsse. Ihre Wirkung ist überwältigend. Als wenn der Zünderhof gefahren ist, stiebt dort unten alles auseinander. Wir sehen aus der Rangloge zu, stehen auf dem Feldherrnhügel. Die Soldaten lassen die Fahrzeuge, werfen den Pferden die Zügel über den Hals, stellen nicht einmal die Motoren ab und rennen um ihr Leben — dem Walde zu. Unterwegs werfen sie fort, was sie behindert, Stahlhelm, Mantel, Waffen. Schuß auf Schuß schlägt in die Kolonnen, in die flüchtenden Gruppen, reißt die Opfer duzendweise zu Boden.

Eine Batterie der Panzerartillerie ist inzwischen da und nimmt nun den Wald und das Gelände dahinter unter Feuer, legt einen Sperrriegel aus Granaten vor die Brücken. Niemand darf an die Brücken herankommen.

Stukas wachen wie hungrige Bussarde über dem Brückengelände, stürzen sich jählings auf die Beute, wenn etwas sich den Brücken zu nähern versucht. Die Erde schüttelt von den Bombeneinschlägen, deren Schall der Wind zu uns heraufträgt, Flammensäulen hinter dem Walde sind die Wachtfeuer, die die Stukas für uns anzünden.

Jetzt müssen die ersten Fahrzeuge der Schützen, die ersten Panzer doch schon Villeneuve hinter sich gelassen haben? Richtig, da sind sie auch schon. Das Feuer wird sofort eingestellt, nur die Artillerie schießt

noch einige Lagen in den Wald. Jede Minute kann entscheiden. Werden sie es schaffen?

Wir haben gar nicht gemerkt, wie der Himmel sich langsam verfinsterte. Nun öffnet er plötzlich seine Schleusen und gießt ein ganzes Meer auf einmal über uns aus. In zehn Minuten verwandelt die Wasserflut den Acker in einen glitschigen zähen Sumpf, in dem die Fahrzeuge bis an die Achsen versinken. Wie kommen wir hier nur wieder heraus? Die Zugpanzer müssen helfen. Aber die Geschütze müssen vor. Wir wissen ja gar nicht, ob nicht da unten Befestigungen die Schützen und Panzer aufhalten. Der Chef entschließt sich, mit den Geschützen vorzufahren und im Acker stecken zu lassen, was drinnen steckt. Der Kommandeur ist inzwischen mit unserer 2. Kompanie da. Die werden den Lastkraftwagen und Krädern schon weiterhelfen. Wir sehen aus wie durch den Lehm gezogen, und in den Stiefeln quietscht eine dickflüssige Brühe, die oben hereinlief.

Wir haben einen zweiten Umgehungsweg gefunden, der für uns fahrbar ist, und die Sperren fortgeräumt. Der Chef hat die Straße nach Minen abgesucht. Es ist alles in Ordnung. In Villeneuve werden gerade die Häuser kontrolliert und allerlei Krausköpfe halb und ganz in Uniform ans Tageslicht befördert. Wir sind jetzt auf der Straße zur Brücke. Noch fünf Kilometer bis Pont-sur-Seine. Da steigt vorn jenseits der Seine eine weiße Leuchtkugel ins Firmament. Es ist geglückt! Wir haben die Brücken unzerstört in der Hand. Ein spannender Wettlauf ist gewonnen, und morgen geht es weiter. Viele tausend Franzosen sind abgeschnitten und müssen in die Gefangenschaft marschieren. Das ist ein schöner Tageserfolg für die Panzerdivision. Und ein wenig haben wir ja auch dazu beigetragen. Unsere Kompanie hat nun Gelegenheit, sich den Erfolg ihres Schießens anzusehen. Die Straße ist mit zusammengeschossenen Fahrzeugen gesäumt, in den Gräben liegen umgekippte Bauernkarren. Die Habe ist über das ganze Feld verstreut: Betten, Wäsche, Kleidung, Hausrat. Ausgebrannte MG.-Wagen strecken die Achsen zum Himmel. Tote Pferde, Kühe und Ziegen liegen herum, Soldaten haben sich in den Boden gewühlt, ehe sie der tödliche Schlag erreichte. Frauen stellen sich in irrsinniger Furcht tot, Kinder wimmern. Ein alter Mann starrt mit müdem Blick auf zwei ausgebrannte Wohnwagen. Wir können noch entziffern, daß sie einem Zirkus zugehörten. Ponys hat ein Granateinschlag die Leiber aufgerissen. Dressierte Gunde, Katzen, Vögel und Mäuse seien ver-

brannt, sein Lebenswerk sei vernichtet, plagt der Alte. Wen plagt er an? Wer hat die zivilen Flüchtlinge geheißen, sich in militärische Kolonnen einzureihen? Oder wurden sie dazu gezwungen, wollten sich die fliehenden Soldaten hinter Frauen und Kindern verstecken? War hier eine plumpe Spekulation auf den deutschen Edelmuth, die sprichwörtliche deutsche Sentimentalität beabsichtigt? Nach Aussagen von Überlebenden scheint es so. Dann komme dieses Blutbad unter Frauen, Greisen und Kindern über diejenigen, die es provozierten. Wir hätten auch dann schießen müssen, wenn wir gewußt hätten, welches frevelhafte Spiel hier von verantwortungslosen Feiglingen mit dem Leben ihrer Mitbürger und Volksgenossen gespielt wurde.

Auf dem Damm, der durch die Seiwiesen führt, brennen wieder einige hochrädrige Bauernkarren. Frauen sind dabei, zu retten, was noch zu retten ist. Französische Soldaten wollten ihnen die Pferde ausschirren, und als sie sich mit aller Gewalt widersetzten, schossen ihnen die Marodeure die Tiere zusammen und zündeten die Karren an. Eine Bombe hat ein kleines Stückchen weiter die Straße tief aufgerissen. Hier stauen sich die Fahrzeuge, denn der Umgehungsweg ist schmal. In der Dämmerung des zu Ende gehenden Tages sitzt mitten zwischen Tod und Vernichtung unter einem Baum eine junge blonde Mutter auf einem Bündel, hat die Bluse geöffnet und nährt ihr Kind. Mir wird ganz warm ums Herz bei dem Anblick, und die Gedanken schweifen über viele hundert Kilometer heim in das Haus, wo vielleicht soeben die liebste Frau mein Kind in den Armen hält. Wem unter den Kameraden ging es nicht ebenso? Gott erhalte uns Deutschen diese Gefühlseligkeit!

Die junge Frau spricht weiche deutsche Worte zu dem Kind. Es ist eine Elsässerin, seit Kriegsbeginn aus der Heimat vertrieben wie alle Elsässer und aus dem Notquartier in Villeneuve vor den Stukas geflohen. Sie möge nur zurückgehen, raten wir ihr, und sich bei den deutschen Stellen melden. Die würden sie schon heimführen ins schöne Elsaß. Ein Fahrer, der nach Villeneuve zurück muß, läßt sie zur Mitfahrt ein. Von allen Seiten werden ihr Liebesgaben gereicht. Brot, Wurst, Konserven, Schokolade, Apfelsinen, kondensierte Milch — „for det Kind“, wie der Spender in unverfälschter Berliner Mundart kundert —, und dann überreicht ihr ein Feldwebel im Namen einer Kompanie einige große Francscheine. Der jungen Frau strömen immer wieder die Tränen über die Wangen, und manche möchten wohl vor

Rührung gleich mitheulen und schlucken schwer und tief. Immer wieder stammelt sie nur: „Vergelt's euch Gott, vergelt's euch Gott.“ Sie soll ihren Mann grüßen, wenn er aus dem französischen Meer heimkomme, rufen ihr die Kameraden zu, als der Wagen abfährt. Sie hat seit acht Wochen keine Nachricht mehr von ihm. Nun hebt sie den Arm und ruft uns zu — es ist vielleicht das erstemal in ihrem Leben — „Seil Hitler, Seil Hitler!“

Das Bild der jungen Mutter mit ihrem Kind will mir nicht aus dem Sinn. Marienbilder mit dem Kind fallen mir ein, vor denen ich einmal versunken stand. Ist es nicht die tiefe Verehrung der Mutterschaft, die den Deutschen, den Romantikern und ewigen Idealisten unter den Völkern, im Blute liegt und selbst in protestantischen Gegenden Deutschlands dem Bilde der Maria mit dem Kinde außerhalb aller kirchlichen und konfessionellen Bindungen so große Liebe und Achtung schuf? Die Demut vor dem Wunder der Mutterschaft führte zu allen Zeiten den großen Künstlern unseres Volkes die Hand, wenn sie daran gingen, an den Pfeilern ihrer Dome, in den Hallen ihrer Häuser, in immer anderer und immer neuer und doch ewig gleicher Formgebung am Bilde der Maria die Innigkeit deutscher Mutterschaft darzustellen. Ihre Begnadung durch die Gabe künstlerischer Gestaltung hatte sie Gott näher geführt, als es jemals ein Priester gewesen sein könnte, und ihre Kunst stand turmhoch über Dogmen und Formen, die nur Menschenhirn ersann und Menschenhand erschuf. So ist eigentlich der Marienkult in Deutschland ein Mutterkult, älter als alle Konfessionen und wie so viele feste, Bräuche und Ideen erst spät ihrer Gotteskonstruktion eingefügt, kurzum ein Stück vom deutschen Menschen und vom deutschen Wesen selbst.

*

Noch einmal rührt sich der Feind. Tiefflieger streifen über die Wiesen, schießen aus allen MG.s auf die Straße, treffen aber nichts. Feuerstöße deutscher Maschinengewehre jagen ihnen nach.

Auf dem Bahndamm steht noch ein D-Zug nach Paris. Die Gesichter der Reisenden sollen nicht sehr flug gewesen sein, als sie plötzlich deutsche Uniformen sahen und die Fahrt ein plötzliches Ende nahm.

Es ist schon Mitternacht, als wir in einem Gutshof am Seine-Kanal Quartier für die Kompanie gemacht haben. Der 1. Zug muß auch die

zweite Nacht wachen. Die Geschütze sind südlich des Kanals an der großen Straße zur Sicherung zusammen mit Panzern eingesetzt. Der Panzerkommandeur, Oberstleutnant v. L., kümmert sich in liebenswürdigster Form um die Sorgen der Kompanie. Dem Chef läßt es keine Ruhe, er geht, als schon bald der Morgen graut, nochmals hinaus zu den beiden Geschützen, um sich um das Befinden der Männer zu kümmern.

Gefreiter S. ist gerade wachfrei und sucht sich am Geschütz ein Ruheplätzchen. Da stößt er im Dunkel an zwei Franzosen. Tote konstatiert er. Na, nicht direkt daneben. Auf der anderen Seite findet er einen schönen Schlafplatz. Als es hell wird, stehen die toten Franzosen in der Geschützstellung plötzlich auf und wollen sich entfernen. Sie werden natürlich gefangen genommen. Als S. aufwacht, stellt er dafür fest, daß neben ihm eine tote Frau liegt. Das sind so die kleinen Überraschungen der Nacht.

Französische Bomber suchen uns in der Nacht heim und hängen wie immer ihre Fackeln am Himmel auf. Die Bomben fallen in die Wiesen und richten keinen Schaden an.

Unsere 2. Kompanie hat am späten Abend bei Villeneuve noch ein Gefecht mit einem ganzen Bataillon Franzosen, das abgeschnitten in den Wäldern saß. Die Schützen streifen den Wald ab, und unter der Wirkung des Feuers der Geschütze stellen die Franzosen das Feuer ein und geben sich gefangen.

Der 14. Juni ist wieder heiß und sonnig. In Pont-sur-Seine sind die meisten Pumpen zerstört, die Brunnen verseucht. Aber wir haben Wein und Sekt gefunden. Die Feldküche ist noch nicht da. Also gibt es ein Sektf Frühstück. Aus den Trinkbechern schmeckt er zwar nicht ganz so, wie er soll, aber er löscht den Durst.

Am Vormittag wird der Brückenkopf erweitert, das Gelände südlich der Seine aufgeklärt. Auch der Chef sieht es sich genau an. Die französischen Stellungen auf dem Höhenzug, der das Seinetal nach Süden begrenzt, sind verlassen. Entschlossene Kämpfer hätten hier mit Erfolg noch lange Widerstand leisten können. Überall stehen verlassene Fahrzeuge herum. Tote sind kümmerlich verscharrt. Wir finden Offiziersgepäck mit interessanten Papieren, einen Marketenderwagen mit schönen Sachen für die Kompanie.

Der Feind hat hier in der Nacht abgebaut und sich langsam zurückgezogen. Wir lassen ihn nicht zur Ruhe kommen. Gegen Mittag soll es weitergehen, hinein ins Unbekannte und Ungewisse.

Wir riegeln die Maginot-Linie ab

Als unsere Panzerdivision nach Erreichung des Seine-Überganges ihren schnellen Vormarsch fortsetzte, da fragten wir uns manchmal nach der strategischen Absicht unseres Vorstoßes, nach dem Ziel, das wir erreichen sollten. Denn eins war uns ja klar, daß man uns nicht blindlings in Richtung auf das Bergland der Auvergne quer durch Südfrankreich loschicken würde, weit in den Rücken der feindlichen Fronten, ohne daß dieser Maßnahme ein bestimmter Gedanke zugrunde liegt. Als wir am dritten Vormarschtage seit der Überschreitung der Marne nach Südosten einschwenkten und am vierten Tage das Bergland von Burgund mit den Ruppen der Côte d'Or vor unseren Augen auftauchen sahen, da begannen wir zu ahnen, an welcher kühnen Operation wir beteiligt waren. Zwei Tage später standen wir in den Tälern des Jura vor der Schweizer Grenze. Die Abriegelung der französischen Armeen und ihre Einkesselung war vollzogen, jeder Durchbruchversuch zum Scheitern verurteilt. Die Vorausabteilung unserer Panzerdivision war kühn durchgestoßen und hatte schon über einen Tag vor dem Gros die Schweizer Grenze erreicht. In unbekanntem Gelände, auf schlechten Straßen, trotz Sprengung wichtiger Brücken durch den Feind und ungeahnt der täglichen zeitraubenden Plänkelleien mit französischen Widerstandsgruppen und der abschnittsweise vorzunehmenden Straßenerkundungen wurden Marschleistungen von manchmal mehr als 100 Kilometer am Tage, bei den Vorausabteilungen sogar das Doppelte dieser Entfernung und mehr, erzielt. Das ist auch für Panzerverbände ein Ergebnis, auf das sie sehr stolz sein dürfen.

Unter allen unseren Kriegserlebnissen wird dieser Stoß mitten in das Feindesland hinein, in den Rücken der an der Maginot-Linie noch kämpfenden französischen Armeen, immer zu den schönsten gehören. Das war wie ein frischfröhlicher Reiterkrieg zu Friedrichs des Großen Zeiten, das war die Erfüllung frühester Jugendträume. Das Gefühl unserer Überlegenheit und Unbesiegbarkeit wuchs ins Ungemessene, und jeder Mann war hier bereit, es von sich aus mit ganzen französischen Kompanien allein aufzunehmen. Das drückte sich in mancherlei Kraftworten

aus, die aus der Situation verständlich sind. „Na, lassen wir die Gerren mal näher treten“, hieß es, wenn irgendwo Widerstand gemeldet wurde, „sie werden gleich rasiert.“ Wenn doch einmal ein paar Panzer auftauchten, dann gab es freundschaftlichen Streit darum, wer dran sei, sie abzuschießen. Sie wurden vergeblich wie starke Böcke bei der Jagd vom Jagdherrn. Anschluß links oder rechts haben wir nie gesehen. Das Problem des Flankenschutzes machte uns wenig Kopfschmerz. Wir waren jeden Augenblick bereit, nach vorn oder hinten oder rechts oder links Front zu machen und unsere Kräfte den spüren zu lassen, der im Zustande holden Wahnsinns auf die verrückte Idee kommen sollte, uns — Uns!!! — angreifen zu wollen. Im übrigen — des waren wir gewiß — würde unsere Führung schon für die notwendigen Sicherungsmaßnahmen gesorgt haben. Wir wußten natürlich, daß jeder von uns mit aufpassen und seine Augen offen haben mußte.

Da die Verpflegung so schnell gar nicht nachkommen konnte, ernährten wir uns aus dem Lande, und nicht einmal schlecht. Das Wasser war verseucht, die Wasserleitungen waren zerstört, die wenigen Brunnen dazu wenig ergiebig. Die Frage: „Was trinken wir?“ nahm an Wichtigkeit zu. Aber das Schicksal führte uns an der Wein- und Sektstadt Chablis vorbei und in Burgund ausgerechnet nach Beaune und Pomard, den berühmtesten Orten des roten Burgunderweines. Wir hatten bald heraus, in welchen Schlössern und Villen, deren Inwohner es vorgezogen hatten, zu verreisen, die Kompanie gut wohnt und wie die Marken im Weinkeller zu bewerten sind. Dabei soll aber festgestellt werden, daß wir nicht einen einzigen Fall von Trunkenheit zu verzeichnen hatten. Es wußte jeder, was er der Ehre des deutschen Soldaten schuldig ist und daß er sich vor einer Flasche 1831er St. Emilion ob ihres hohen Alters artig zu verbeugen und ihren Inhalt vorsichtig, langsam und mit Genuß zu schlürfen hat. Wie sagt doch schon Goethe im „Faust“: „Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern.“

Unser Hilfstrupp übernahm sachverständig die Aufgabe, die Kompanie mit den Dingen zu versorgen, die sie braucht, und wir haben den Befreiten S. und A., die unermüdlich sich um das leibliche Wohlergehen ihrer Kameraden sorgten, viel zu danken.

In gehobener Stimmung fuhren wir durch die Lande zwischen Seine und Ronne, durch Burgund und den Jura und dachten dabei an den Rehrreim des neuen Liedes von Heinrich Anacker und Germs Niel, das

wir aus dem Rundfunk gelernt hatten: „... marschieren wir, marschieren wir nach Frankreich hinein!“

Ehe wir am 14. Juni den weiteren Vormarsch antreten, hören wir im Sender Stuttgart noch eine Nachricht, die uns tief bewegt, wenn sie auch gerade uns, die wir schon weit südlich Paris stehen, nicht unerwartet kommt:

Paris ist genommen!

Die französische Regierung ist nach Bordeaux geflüchtet. Le Havre ist in deutscher Hand! Die Maginot-Linie ist an der Saar frontal angegriffen worden.

Im OKW-Bericht steht auch ein Satz, der unseren gestrigen Erfolg umreißt:

„An mehreren Stellen haben unsere Panzer- und motorisierten Divisionen die Rückmarschbewegungen durchstoßen und überholt. Dort floh der Feind unter Preisgabe seiner ganzen Ausrüstung.“

Auch heute überholen wir immer wieder in Eilmärschen nach Süden fliehende französische Truppen. Die Sonne brennt wieder wie in alten Tagen, und es staubt auf der Straße entsetzlich. Wir ziehen es vor, neben der Straße auf dem Acker zu fahren, der fest und bewachsen ist. Unsere Kolonne ist eingekreuzt zwischen Panzer- und Schützenkompanien. Sie soll schnellstens nach vorn, aber bei den schmalen Straßen ist das Überholen nicht so einfach. Der Chef fährt mit dem Kompanietrupp vorn beim Kommandeur des Spitzenbataillons des Schützenregiments mit.

Flüchtlinge von gestern müssen hier die Bevölkerung in Alarmstimmung versetzt haben. Es fehlt aber schon an einer einheitlichen Leitung der Maßnahmen. Die Maires, die Ortsvorsteher, haben in manchen Dörfern die ganze Bevölkerung zu sofortiger Flucht gezwungen und das Gebiet zwangsweise evakuiert. Andere sind mit der gesamten Bevölkerung zu Hause geblieben und stellen nun fest, daß die Deutschen sich für die Bevölkerung überhaupt nicht interessieren, sondern, ohne anzuhalten, weiterfahren. Die zu Hause gebliebenen, waren sicher die Älteren und haben sich vor großem Schaden bewahrt. Sie können weiter ihr Vieh versorgen, ihr Feld bestellen, ihre Häuser hüten. Ihre Augen sind groß und rund, als die deutschen Soldaten sogar die Milch bezahlen, die sie vor ihren Türen trinken. Verlassene Häuser sind herrenlos.

Die Flüchtlingskarren und Autos behindern den Vormarsch auf diesen engen Straßen noch mehr als anderswo. So kommt der Befehl,

daß alle Flüchtlinge von der Straße herunter und auf den Feldern parken müssen. Manchen ist das gar nicht recht, sie überschütten die deutschen Soldaten mit einem Schwall von Worten, die diese nicht verstehen, und üben passiven Widerstand, bis Soldatenfäuste in die Jügel greifen oder das Steuerrad in die Hand nehmen, als Sicherung die Pferde ausspannen und laufen lassen und die Motoren mit einigen Handgriffen bis auf weiteres stilllegen.

Das Land ist wellig und mit Gecken und Waldstücken durchsetzt. Viele Felder sind unbestellt und verunkrautet. Unseren Bauern tut das weh. Sie können so etwas nicht sehen. Sie sind Ordnung gewöhnt. Aber in diesem reichen Lande hat man eine intensive Wirtschaft nicht nötig. Es wächst den Menschen alles in den Mund, darum sind sie faul. Land haben sie bei der dünnen Besiedlung auch genug. Denn eins fällt uns auf: Seit Überquerung der Marne sahen wir auch nicht einen Neubau mehr, dagegen viele verfallene Höfe, um die sich schon jahrelang niemand mehr gekümmert hatte. Die Dächer waren eingebrochen, die Scheiben entzwei, die Ställe zusammengefallen, und alles war von Gras und Kraut überwuchert. Ganze Dorfstätten waren sichtlich seit Jahrzehnten unbewohnt.

Tote und verwundete Franzosen liegen im Kornfeld. Sie hatten wohl eine Begegnung mit den Kradschützen. Panzer streifen das Geckengelände neben der Straße ab und wälzen sich in langer Kolonne wie ein riesiger Tausendfüßler über das Feld.

Wir haben eben Pális passiert. Der nächste Ort ist Villemaur an der Bahnlinie und Straße von Troyes nach Sens. Links begleitet uns etwa 200 Meter neben der Straße ein Höhenzug, fällt sanft nach Villemaur ab und steigt hinter dem Orte wieder steil an. Durch die so entstandene Strecke kreuzen Bahn und Straße unseren Weg. Unsere Spitzenkompanie ist auf stärkere französische Kräfte gestoßen, auch Panzer wurden festgestellt. Es ist zu einem Gefecht gekommen, hat Tote und Verwundete gegeben und zahlreiche Gefangene, die an der Straßenböschung hocken. Villemaur brennt. Die Franzosen stampfen auf sandigen Wegen eiligst zu den jenseitigen Gängen hinauf. Die Landschaft mutet märkisch an: Seide, Wacholder, Kiefern. Es ist zu schade, daß unsere Kompanie noch nicht da sein kann. Aber eine Panzerbatterie ist schon vorn und nimmt nun den Gang unter Feuer. Auch SMG.-Trupps schießen. Kradschützen untersuchen vorsichtig den brennenden Ort Villemaur. Sie stellen etwas Eigenartiges fest. Einer der Bauern-

Karren — Zweiradfahrzeuge mit über mannshohen Rädern, wie sie in Frankreich üblich sind — ist mit seiner Ladung in Brand geraten. Die Leute sind geflüchtet und haben das Pferd nicht ausgeschirrt. In seiner Angst rast nun das Tier mit dem brennenden Wagen kreuz und quer durch den Ort, schleudert die unheimliche Last, an die es gekettet ist, gegen Mauern, Zäune, Scheunen, Schöber, um sich zu befreien, und setzt so allmählich Hof um Hof in Brand. Ein Auto, aus dem helle Flammen schlagen, setzt sich plötzlich gespensterhaft in Bewegung, fährt die Straße entlang auf uns zu und kippt schließlich in den Graben. Ein Tankwagen mit Benzinkanistern veranstaltet ein Sonderfeuerwerk für uns. Mit steiler blauer Sticht Flamme zerplatzt ein Kanister nach dem anderen. Wohl fünfzigmal wiederholt sich dieses Schauspiel.

Die Schüsse der Batterie liegen ausgezeichnet. Mehrfach verschwinden ganze Gruppen in den Rauch- und Staubwolken der Einschläge. Überall am Gang liegen die Opfer der Beschießung. Auf dem Bahnhofe Villemaur steht ein langer Truppentransportzug unter Dampf. Einige Waggonen sind in Brand geraten. Pferde stecken ihre Köpfe aus den Ladeluken und schlagen mit den Füßen ängstlich gegen die Bohlen. Franzosen sind unter Führung deutscher Soldaten schon mit Löscharbeiten beschäftigt.

Von den Panzern hat die 3,7-cm-Pak zwei kleine Renaults außer Gefecht gesetzt. Mehr waren nicht zu finden. Sie tragen ein rotes Herz als Kennzeichen. Ein Gieseler-Storch bummelt bedächtig an der Straße entlang, überfliegt Villemaur und den anschließenden Höhenzug, kurvt über den Secken und wendet sich wieder nach Norden. Die Panzerschützen meinen, darin säße ihr General, um sich die Lage anzusehen.

Ein kleiner Junge zieht mich an der Feldbluse: „Camarade, camarade!“ Er zeigt auf eine Gruppe von Menschen am Straßenrand hinüber. Mehr sagt er nicht. Dort liegen, wie wir näher sehen, vier Frauen und drei Männer mit zum Teil schweren Leib- und Kopfschüssen. „Ma mère“, zeigt der Kleine auf eine junge Frau. Sie ist sicher schon tot. „Mon père“, sagt er dann und stellt sich neben einen Mann, der halb Soldat und halb Zivilist ist. Er trägt Militärhosen, Wickelgamaschen, aber ein Ziviljackett, hat sich also von der Truppe entfernt. Er hat einen Schuß in den Leib bekommen, ist ganz blaß und stöhnt leise. Wir holen Sanitäter herbei. Die schütteln nur den Kopf und

haben nicht viel Hoffnung, daß der Mann zu retten wäre. Wenige Schritte von den Verwundeten steht ein großer grüner Lastkraftwagen mit Planverdeck und Bänken, wie er zu Truppentransporten benutzt wird. An der Rückwand, die völlig von Kugeln durchsiebt ist, trägt er einen weißen Kreis, ein taktisches Zeichen der französischen Armee. Eine Seitenwand ist aufgeklappt. Der Fahrer liegt tot über dem Steuerrad. Der Wagen fuhr als letzter in einer Reihe von flüchtenden Militärfahrzeugen und hielt nicht an, als die Kolonne beschossen wurde. Die Leute haben den verhängnisvollen Fehler gemacht, ein militärisches Fahrzeug im Kampfgelände zu benutzen. Oder ob man mit Absicht Zivilisten auf den letzten Wagen setzte? Der kleine Junge, der hier in Minutenschnelle zur Waise wurde, ist noch zu jung, um zu begreifen, was hier geschah. Vielleicht wird er später diejenigen einmal nach seinen Eltern fragen, die diesen Krieg vom Zaune brachen. „Terrible, mais c'est la guerre“, sagt ein französischer Gefangener, der zum Transport der Verwundeten herangeholt worden ist. „Schrecklich, aber das ist eben der Krieg.“ Das Wort „C'est la guerre“ ist zur Zeit das beliebteste und am häufigsten gebrauchte in Frankreich. Es tröstet dieses Volk über alles hinweg, was der Krieg an Unbilden mit sich bringt. Es hat den fatalistischen Beigeschmack einer widerstandslosen passiven Ergebung in das Schicksal. Es enthebt sie alle der Notwendigkeit, darüber nachzudenken, warum das alles so ist, weshalb Krieg geführt wird, wer die Schuld daran trägt. Sie nehmen den Krieg als unabwendbares Verhängnis und machen ihn für sich selbst verantwortlich. So sind sie auch der Antwort auf die unangenehme Frage enthoben, die ihr Gewissen stellen könnte, ob man hier Stellung nehmen oder gar handeln müsse. Das alles ist sicher kein Zufall, sondern eines der äußeren Zeichen für den völligen moralischen Zusammenbruch des französischen Volkes.

Rechts neben der Straße haben Flüchtlinge ihre Fahrzeuge zu einer Wagenburg zusammengeschoben und sind glücklich, weil sie sich einbilden, dahinter vor der ganzen Welt sicher zu sein. Aus den Büschen werden immer wieder ganze Trupps von Gefangenen herausgeholt. Es sind Reservisten, die uns hier aufhalten sollten. Sie haben noch die alten hellblauen Poiluuniformen an, Etiennegewehre von 1873 und noch ältere, zum Teil ohne Mehrladeeinrichtung, und keine passende Munition.

In Nir-en-Othe ist mit einem Male der Teufel los. Es knallt an allen

Äcken und Enden, schlägt zwischen die Fahrzeuge auf dem Marktplatz. Einige behaupten, vom Kirchturm sei auch geschossen worden. Franzosen flüchten, Säken schlagend wie Hasen, durch die Straßen und Gassen und versuchen, den Höhenzug zu gewinnen. Der Ort wird von besonderen Kommandos sofort durchsucht. Im Hotel de la Renaissance ist gerade der Tisch zum Essen gedeckt, Uniformblusen hängen über Stuhllehnen, offene Offizierskoffer stehen umher, Marschgepäck liegt auf den Betten. Die Abreise der Herren ist eben erst und sehr plötzlich erfolgt. Ein Teil der Schützen wird bald gefunden, und nach einer halben Stunde ist ein schöner Schwung von Gefangenen beisammen.

Der Höhenzug mit seinen Gehölzen ist nicht ganz geheuer. Er wird noch einmal unter Feuer genommen. Daraufhin tritt dort oben endlich Ruhe ein.

Währenddessen hat bei Pális eine französische Pionierkompanie von der Höhe herab einen Angriff ausgerechnet auf unsere Kompanie versucht. Leutnant B., der die Kompanie nachführt, sackelt nicht lange. Ein paar Sprenggranaten mitten dazwischen, einige Feuerstöße der MG. wirken so überzeugend, daß 180 Mann sich ergeben und gefangen-genommen werden.

Bei Dunkelheit treffen wir vor St. Mards ein. Südlich der Stadt sollen Sicherungen ausgestellt werden. Das Gros bleibt in St. Mards und in den Orten an der Straße von Villemaur nach St. Mards. Wir haben als Spitzekompanie am Südrand gegen Panzer zu sichern, die anderen beiden Kompanien unserer Abteilung bleiben nördlich des Ortes. Uns gegenüber hat sich ein Abteilungsstab eines Panzerregiments ein-quartiert. Ich soll Bereitstellungsraum und Stellungen erkunden, der Chef muß noch zum Brigadestab und wird dann die Kompanie er-warten. Wir finden eine herrliche alte Baumallee, die uns wunderbare Sichtdeckung gibt. Die Geschütze können von hier in einer Minute auf den Wiesen neben der Marschstraße in Stellung sein. Neben der Allee steht sogar eine Badeanstalt, etwas ganz Seltenes in dieser Gegend. Das Wasser im Becken ist zwar dreckig und muß erneuert werden, aber der Chef probiert nach Mitternacht, als die Kompanie da ist, so lange am Mechanismus herum, bis er ihn ergründet hat und klares Wasser fließt. Nun können seine Männer morgen früh baden.

Wir haben die Häuser im Bereich unserer Bereitstellung nach Fran-zosen und Waffen durchsucht. Wir dachten dabei auch an Betten für einen Teil der Männer. Allein wir verzichteten dankend nach Durch-

sicht der Häuser. Soviel Dreck, schlechte Luft und Kulturlosigkeit hätten wir in ansehnlichen Villen nicht vermutet. Wir schlafen in der herrlichen lauen Sommernacht draußen unter den Bäumen. Die tiefdunkelblaue Samtdecke des Zimmels ist mit Millionen blitzender Diademe bestickt. Die Mondsichel leuchtet zwischen Zweigen hindurch gerade auf meinen Schlafplatz.

Gerade als wir schlafen gehen wollen, braust ein Wagen ohne Licht den Weg neben der Allee entlang. Mit einer freundlichen Ermahnung: „Fahr langsam, alter Dussel“, springen wir zur Seite. Der Chef dreht sich um: „Das war ja ein Franzose.“ Er hat es am Bremslicht gesehen. Wir knallen hinterher, laufen, finden aber im Dunkeln nichts mehr. Die Streife der Panzerschützen kommt angerannt. Der Fahrer hat den Posten, der ihn anhielt, vor die Brust gestoßen und ist im Hölletempo um die Ecke entkommen. Morgens stöbern findige Männer des 3. Zuges den Wagen in einem schmalen Hohlweg auf, wo er sich festgefahren hatte. Im Wagen liegen eine Generalsmütze und einige Fahrbefehle, einer für Leutnant Lebrun, der in einem Briefe von seinem „hohen Vater“ spricht (ein Sohn des Präsidenten der Republik?), und einer für den Generalkommandanten des 8. Korps der Armee. Das wäre so ein Gang gewesen. Schade!

Die Schützenbrigade hat in der Nacht noch etwas vor. Kradschützen- und Schützenkompanien fahren über die Sicherung hinaus und in die Nacht hinein.

Der Morgen ist schön und besinnlich. Wir haben uns herrlich gewaschen und rasiert. Die Feldküche hat Bohnenkaffee gekocht — anderen trinken wir schon seit Kriegsbeginn nicht mehr —, und wir haben ausgiebig gefrühstückt. Jetzt warten wir auf den Marschbefehl. Die Schützen haben nachts bei St. Florentin, 25 Kilometer südlicher, eine starke feindliche Kolonne mit mehreren Batterien und anderen schweren Waffen überfallen. „Wir sind dicht an sie herangekommen und dann über sie her wie die Teufel“, erzählt ein Feldwebel, der dabei war. „Die wußten gar nicht, wie ihnen geschah und ahnten nicht, daß wir schwächer waren als sie. Das war ein richtiges Wildweststückchen. Sieht genau so aus wie in Flandern. Na, ihr werdet ja sehen.“

Während wir uns unterhalten, knallt es wieder einmal von dem verfluchten Höhenzug. Ein Radfahrer kommt atemlos angebraust und hält mit quietschender Bremse: „Die Franzosen . . .!“ Der Chef springt auf ein Rad, ruft noch: „Alle MG. und ein Geschütz vom

3. Zug", als der Fahrer schon Gas gibt. Wer ein MG. sieht, schnappt es sich, die Gurte dazu, aufs nächste Fahrzeug und los. Franzosen in Stärke von zwei Kompanien wagten einen Überfall auf die Sicherungen. Unsere MG. sind gerade zur rechten Zeit gekommen und schießen, was das Zeug hält. Als die Franzosen sehen, daß ihr Versuch mißglückt ist, trachten sie zu entkommen. Nur einem Teil gelingt das. Sie schleppen Verwundete mit. Einige Gruppen sind gefangen, drei Tote und acht Mann mit Bauchschüssen liegen vor uns an der Straße. Der Arzt des Panzerregiments versorgt sie. Einige Panzer fahren die Straße herauf und säubern das Gelände. Die kommen nicht wieder . . .

Am Nachmittag sind wir in St. Florentin. Der Feldwebel hat nicht zuviel gesagt. Da reiht sich kilometerlang vor der Stadt Fahrzeug an Fahrzeug: Panzerspähwagen, MG.-Wagen, kleine Renaulttanks, eine Brückenkolonne mit Spezialfahrzeugen, ganze Batterien motorisierter Langrohrgeschütze, Tankwagen, Transportwagen, Troßfahrzeuge. Die Straße zeigt die Spuren heißen Kampfes. Einzelne Fahrzeuge sind ausgebrannt. Auch wir scheinen Tote und Verwundete gehabt zu haben.

Wir nutzen die Gelegenheit gleich aus und ergänzen unseren LKW-Bestand. Einige unserer Munitionswagen haben ausgedient. Hier gibt es wieder einmal nagelneue Fahrzeuge, nur einige tausend Kilometer gefahren. Gefreiter U. ist gleich bei der Sache. Als der Kleinste angelt er sich den größten Wagen, einen Fünfstonner, der uns fürderhin noch gute Dienste geleistet hat.

Auch die Stadt St. Florentin blieb von dem Kampf nicht unberührt. Durch manche Fensterhöhle gähnt der Himmel in verkohlte Trümmer. Alle Läden sind geplündert, die Scheiben zerschlagen. Die Brücke über den Armançon ist nicht passierbar. Der Marktplatz und alle Straßen sind mit Flüchtlingsfahrzeugen so verstopft, daß wir Mühe haben, uns durchzuwinden. Tausende haben sich hier zusammengeballt, weil sie nicht weiterkönnen. Der Marktplatz erinnert an Wallensteins Lager. Da wird geschlachtet, gerupft, auf offenen Feuern gekocht, gebraten, Wäsche gewaschen und zum Trocknen aufgehängt, Kinder werden versorgt, angejahrte Frauen nehmen ungeniert Sonnenbäder. In Hemdsärmeln und breitrandigen Strohhüten, mit den Fingern nervös und geschickt aus schwarzem Tabak Zigaretten drehend, stehen die Männer beisammen und politisieren.

„Mir kenne gar nit sage, wie mir uns freie, daß ihr do sin.“ In

weichem Elsäßer Dötsch schlägt das an unsere Ohren. Wie in Villeneuve, so sind auch hier mehrere hundert Elsäßer untergebracht, die vor neun Monaten die Heimat zwangsweise verlassen mußten. Sie leben in zugigen Baracken, ohne die geringsten Einrichtungen der Zivilisation, eng wie Bücklinge in einer Kiste. Ein alter Italiener erzählt uns, daß in St. Florentin viele italienische Familien lebten. Die jungen Männer habe man vor einer Woche verhaftet und fortgebracht, niemand könne sagen, wohin. Die Frauen, Kinder und älteren Männer seien schikanieren worden bis aufs Blut. Man habe ihnen mit Galsabschneiden gedroht und mit Totschlagen. Nun stehen sie unter deutschem Schutz.

Bei Germigny ostwärts St. Florentin ist die Brücke heil. Auf dem Wege dorthin kommen wir an großen Treibstofftanks vorbei, die fast unbeschädigt in deutsche Hand fielen. Nur aus einem der Tanks sprudelt in fingerdickem Strahl und weitem Bogen das wertvolle Naß zur Erde. Auf der anderen Straßenseite ist schon eine Flakbatterie in Stellung gegangen, um die wertvolle Beute zu bewachen. Wie nötig das ist, zeigt der Anflug eines französischen Tieffligers, den die Flak sofort mit blauen Wölkchen garniert, so daß er schleunigst das Weite sucht. Auf einer Wiese steht einer aus der Riesenzahl der Flüchtlingskarren. Daneben liegen drei Tote, zwei Männer und eine Frau. Sie sind schon eine Reihe von Stunden bleich und steif. Zwischen den Toten sitzt ein Köter, Mischung aus Spitz und Schäferhund, und fährt wütend mit gefletschten Zähnen und mit Gebelfer jedem entgegen, der sich den Toten zu nähern wagt, so daß ein Landstreicher in großen Sprüngen Reißaus nimmt, der wohl den Wagen auf Mitnehmerswertes durchstöbern wollte. Eine schwere Batterie läßt die Sonne in ihre mächtigen Rohre scheinen. Sie ist feuerbereit, und jeden Augenblick kann der Tanz beginnen.

Den Feldflugplatz St. Florentin haben Stukas umgewühlt und zu einem Kraterfeld gemacht. Von den Schuppen ist nichts mehr zu sehen, nur ausgebrannte Tankwagen sind letzte Zeugen einstiger Fliegerherrlichkeit.

Auf solchen Vorstößen, bei denen nicht selten plötzliche Umleitungen notwendig, Tagesziele weitergesteckt, Marschwege verändert werden, ohne daß die einzelnen Truppenteile das jedem Fahrzeugführer mitteilen können, spielt die Kennzeichnung der Marschstraßen eine große Rolle. Bei unserer Panzerdivision ist sie mustergültig gelöst. Wo in

diesen Tagen der Weg auch nur zweifelhaft sein könnte, treffen wir immer auf die gelben Bänder, die an Bäumen, Sträuchern und Gäulern, in Form einer Pfeilspitze gespannt, jede Unklarheit beseitigen. Die Erkundungstrupps der Panzerpioniere haben zu ihren sonstigen Aufgaben auch noch die der Wegekennzeichnung bekommen. Der Chef hat einen ganzen Kasten Kreide entdeckt. Die Kradmelder des Kompanietrupps und der Züge werden damit ausgerüstet, und von nun an kennzeichnen wir unseren manchmal abweichenden Marschweg auch noch selbst und verewigen uns mit der Nummer unserer Abteilung in Kreide auf Wegweisern, an Hausmauern, Scheunentoren, kurzum auf allem, was Kreide sichtbar werden läßt. Die Folge ist, daß es keine Versprengten mehr gibt und jedes Fahrzeug immer wieder von selbst zur Kompanie zurückfindet. Als wir nach Wochen auf dem Rückmarsch sind, lesen wir hier und da noch mit Schmunzeln unsere Visitenkarte.

Mit meinem Kompanietrupp sieht es augenblicklich faul aus. Es ist aber auch wie verheert. Das Gesetz der Serie hat uns gepackt. Das Krad des Gefreiten W. ist wie immer kaputt, W. beim Troß. Schütze E. hat mit seinem Krad einen Sechsprung gemacht und sich Verstärkungen zugezogen. Das Krad mußte verladen werden. Unteroffizier S. sieht im Gesicht aus wie ein Streuselkuchen. Durch Staub, Fahrwind und Sonnenbrand ist die ganze Haut in millimetergroße Streifen zerplatzt. Er muß vorläufig im Wagen hinter der Scheibe fahren. Unteroffizier Ue., der Kradstaffelführer, leidet unter dauerndem Erbrechen und fährt nur noch unter Aufbietung aller Kraft und großen Schmerzen. Gefreiter Bl. hat an seinem neuen belgischen Krad einige Schwächen feststellen müssen, die zeitraubende Reparaturen verursachen. So steht man denn eines Tages ohne seine alte Kradgarde da und muß sich Melder von den Zügen pumpen. „Da ist der Wurm drin“, pflegt der Chef in solchen Fällen zu sagen. Aber so allmählich finden sich alle wieder ein. E. fährt mit verbundenen Gliedern, S. trotz seiner blatternähnlichen Gesichtshaut, Ue. läßt sich nichts anmerken und reißt sich immer wieder zusammen, Bl. pflegt sein Krad gesund wie eine Mutter ihr Kind, und alle setzen ihren Ehrgeiz darein, schnellstens wieder dienstbereit zu sein und das Ansehen des Kompanietrupps zu retten.

Wir haben aufgeholt und sind nun wieder ziemlich vorn. Die Straße führt nach Ayrerre an der Lonne. Der Feind ist hier gewichen, aber die Wälder stecken noch voller Baum- und Seckenschützen, die

Kradfahrer und einzeln fahrende Wagen angreifen. Wir hören, daß gerade zwei Flakoffiziere auf Erkundungsfahrt abgeknallt worden seien. Die Unruhe des Chefs ist zu verstehen, als mitten im Walde ein Zugpanzer mit Kettschaden liegenbleibt und die Geschützbedienung die Nacht im Walde verbringen muß, an beiden Seiten des schmalen Weges durch schier undurchdringliches Dickicht eingeschlossen. Der Geschützführer, der kleine Unteroffizier Sch., hat in der letzten Zeit überhaupt Pech, dabei gibt er sich so große Mühe.

Über Auperre steht eine Qualmwolke. Man hört aus dem Tal MG.-Feuer. Von hier oben kann man das genau verfolgen. In Souleines sind wir die ersten Deutschen. Die Gegend ist noch menschenleer. Der Chef besetzt das Dorf allein und ich fahre der Kompanie entgegen und hole sie heran. Als wir wiederkommen, ist der Chef von einem ganzen Haufen Eingeborener umringt, die indessen ganz friedlich sind, und der Maire gibt eifrig alle gewünschten Versicherungen ab.

Der Kommandeur, der auf anderen Wegen hierher gekommen ist, erzählt auch von Überfällen auf Einzelfahrzeuge. Da wird es wohl zweckmäßig sein, nachts besonders gut aufzupassen. Wir ziehen in ein Dorf bei der weltberühmten Wein- und Sektstadt Chablis. Vor dem Dorfe haben die Panzer auf dem abfallenden Gang eine Sicherungslinie gebildet. Wir sollen in der Nähe bleiben, falls ... Aber dieses „falls“ tritt ja in diesem Kriege nicht mehr ein, und wir warten umsonst.

Jede Zeit hat ihre Mode, auch der Krieg hat die seine aus manchen Zweckmäßigkeiten entwickelt. „Der vornehme Mann trägt heute ...“ hatte Bl. auf einem Schneiderplakat zu Hause gelesen. Diesen Satz zitierte er nun mit Ausdauer in jeder möglichen Abwandlung. Das, was er sah, bot ihm Stoff genug dafür. Da sind zunächst die Galtücher zu nennen. Wenn der Staub sich in die Haut frist, der Schweiß ihn in Morast verwandelt und nun der Kragen der Feldbluse darauf scheuert, dann hält das höllische Brennen auch der Stärkste auf die Dauer nicht aus und verlangt nach Linderung. Schon am zweiten Kampftage am Albert-Kanal trug „man“ Galtücher. Am schönsten waren solche aus Seide, die sich weich der Haut anschmiegen und leicht und kühl waren. Aber auch Satin, Kunstseide und ähnliche Stoffe waren beliebt. Wir „organisierten“ z. B. rosa Nachthemden und schnitten daraus die Streifen, die in unserer Waffenfarbe unseren Hals schützen und zieren sollten. Waren sie schmutzig, so folgte zur Abwechslung Blau oder Braun. Einige hatten das Binden des Hals-

tuches, daß es fesch und forsch aus dem Kragen der Bluse quelle, zu einer wahren Kunst entwickelt. In manchen Kompanien und Batterien war der individualistischen Note jeder Spielraum gelassen. In anderen hatte der Chef die Sache in die Hand genommen, und so sahen wir Batterien mit einheitlich roten Halstüchern, eine Radfahrerschwadron in Flandern in Orange, eine Panzerspähkompanie in Himmelblau.

Das Tragen der Halstücher stand natürlich in keiner Bekleidungsordnung, allein wir haben selbst einen General mit Halstuch gesehen. Erst einige Zeit nach dem Waffenstillstand wurde es „abgeschafft“, nicht einmal als ordnungswidrig verdonnert und verboten. Dadurch erfuhr es noch seine nachträgliche Legalisierung als Kriegsmode 1940.

Als ebenso fesch und elegant galt es, grüne französische oder englische Beutehemden zu tragen, grüne englische Pullover, Baskenmützen zum technischen Dienst und olivgrüne Uniformhosen aus englischen und französischen Beständen als Ersatz für Kleidungsstücke, die den Weg alles Irdischen gegangen waren. Auf diesem Vormarsch kamen natürlich die Bekleidungswagen so schnell nicht nach, so daß Ersatzstücke kaum zu bekommen waren. So half sich eben der Landser selbst, und der Feind lieferte ja schnell und prompt alles, was gebraucht wurde. Der Chef schätzte allerdings diesen Teil der Kriegsmode gar nicht. Wie recht er damit hatte, zeigte uns nun ein Erlebnis zwischen Chablis und Auxerre. Der Chef fährt ins Nachbardorf zum Schützenregiment. Vor dem Dorfeingang stutzen wir. „Halten!“ flüstert der Chef dem Befreiten Str. zu. Also, da soll doch . . . In dem Gehöft links vor uns stehen französische Panzer. Darauf turnen Gestalten herum in grüner Hose, grünem Pullover und mit Baskenmütze. Franzosen . . .! „Die Karte . . .!“ Ja, es stimmt schon, ich habe richtig gefranzt, und nach dem Brigadebefehl muß in dem Dorfe der Regimentsstab liegen. Wir haben die Pistolen frei gemacht, die Gewehre aus den Ständern genommen. Hier stimmt etwas nicht. Fast hätten wir geschossen, als deutsche Soldaten im Stahlhelm aus dem Hause treten. Da laufen also einige Männer in Beuteklust umher, daß man sie für Franzosen halten könnte, und turnen auch noch auf den stehengelassenen Panzern herum.

Die Kompanie ist gut untergekommen, die meisten haben Betten. Wir wohnen in einer verlassenen Villa ganz komfortabel. Unteroffizier Ue. und Befreiter Str. lassen ihre Kochkünste spielen. Im Garten wächst Gemüse, die Johannisbeeren sind reif, wir haben Fleisch, eng-

liche Ananasbüchsen. Von der Vorspeise über Suppe und Braten bis zu Ananas und Käse ist alles da. Das Wasser aus der quietschenden Pumpe ist nicht trinkbar, und Anschläge im Dorfe warnen vor dem Wasser, aber im Keller liegen in den Regalen viele Flaschen alten Rotweins — heute gibt es dreißigjährigen Bordeaux — und alten Chablis. Auch Geïdsieck und Veuve Cliquot sind auf Lager. Bei Görcher zu Berlin, beim Münchner Meisterkoch Walterspiel im Hotel „Vier Jahreszeiten“ und bei Dreesen in Godesberg könnte man auch nicht besser essen. Dazu zitiere ich aus dem Feldpostbrief einer alten Tante, der vor acht Tagen ankam, den Satz: „Ihr Armen, was ihr erdulden müßt.“ Ja, es ist gar nicht auszuhalten, aber warum soll man primitiv leben, wenn man es besser haben kann, und wir haben ja auch genügend andere Tage und die Kehrseite der Medaille geschaut. Das Wort von der Lebensweise des Herrgotts in Frankreich fällt uns ein und ist ja nun wirklich am Platze. Im übrigen muß der Soldat anpassungsfähig sein, und zwar an jede Lage.

Aus dem tiefen Schlafe reißt uns zu frühester Morgenstunde der Abmarschbefehl. Die Männer haben sogar das Geschirr abgewaschen, die Betten gemacht und verschließen das Haus so, wie wir es fanden. So sorgsam gehen die eigenen Landsleute nicht mit dem Eigentum ihrer Volksgenossen um.

Das Land, das unsere Division heute durchschreitet, erinnert lebhaft an das schöne Schwaben: blühende Weinberge, liebliche Fluß- und Bachtäler, rauschende Wälder. Grüne Seide, voll von Königsferzen, Glockenblumen, Löwenzahn und wilden Nelken, verströmt einen starken belebenden Duft. Dazwischen hat die Sonne die Walderdbeeren zur prallen Röte gereift, und jeder Salt wird ausgenutzt, die köstlichen Früchte zu pflücken. Glockenklänge schwingen über das Land. Das klingt wie im tiefsten Frieden, mutet beinahe unwirklich an. Wir halten augenblicklich auf einer Höhenstraße und laben unsere Augen an dem Blick ins Tal der Ronne, das von der Sonne ganz übergoldet ist. „Heute ist Sonntag“, sagt irgend jemand. Sonntag! Wie eigenartig. Den Unterschied der Wochentage und ihre Namen haben wir schon beinahe vergessen.

Die Verfolgung des in völliger Auflösung fliehenden Feindes soll heute mit aller Energie und Schnelligkeit fortgesetzt werden. Rücksichten können nicht genommen werden. Was nicht mitkann, bleibt liegen. Das steht im Brigadebefehl. Wie in der Nacht vorher ist wieder eine

Vorausabteilung am Abend angetreten, um noch nachts wichtige Ziele zu erreichen. Avallon im Tale der Cure sei genommen. Allein dort seien den Kradschützen 2000 Gefangene in die Hände gefallen.

Flieger bekommen wir nun gar nicht mehr zu Gesicht. So fehlt den Franzosen jede Luftaufklärung, und wir kommen überall so überraschend an, daß die Einwohner der Orte zuerst an ein Trugbild glauben, bis sie sich überzeugt haben, daß wir Wesen aus Fleisch und Blut und unsere Waffen aus solidem deutschem Stahl sind. Der nächtliche Durchmarsch der Vorausabteilung ist vielen ganz entgangen und hat sich anscheinend unbemerkt vollzogen. Was wir im ganzen Kriege nicht erlebten, sehen wir hier: Die Versorgungsbetriebe arbeiten noch, es gibt elektrischen Strom, Gas, Wasser. Briefträger laufen mit der prall gefüllten Mappe von Haus zu Haus. Nur die Fernsprechkentralen werden wohl besetzt sein. Eisenbahnzüge fahren, Omnibuslinien, Autotaxen. Die Äußerungen der Bevölkerung in Vermenton, wo wir das romantische Tal der Cure erreichen, sind ganz auf den Ton gestimmt: „Was, ihr seid schon da?“ Man hat uns also erwartet, nur nicht so schnell, und muß sich nun erst einmal fassen. Als wir einen Autobus, der aus einer Nebenstraße kam, zwischen Vermenton und dem großen Straßentunnel von St. Moré überholen, pressen Frauen ihre Gesichter schreckhaft mit weit aufgerissenen Augen gegen die Scheiben. Wenn die Franzosen diesen mehrere hundert Meter langen Straßentunnel durch das Gebirge gesprengt hätten? Das hätte uns tagelang aufhalten können. Nur der blitzschnelle Vorstoß unserer Vorausabteilung hat sie daran gehindert. Wir sind doch immer da, ehe man uns erwartet.

Jetzt sind auch die Kirschen reif. Aus allen Gärten leuchtet es hell- und dunkelrot. Wir haben keine Zeit, zu halten und zu ernten. Das tun für uns die Kradfahrer, die der Einfachheit halber ganze Zweige abbrehen und sie uns in die Wagen reichen, so daß wir nun doch selbst pflücken können.

Auch diesem Tale hat der Krieg seine Züge aufgeprägt: Abgebrannte Fabriken, Fahrzeugleichen an der Straße, Ausrüstungsgegenstände aller Art als Meilensteine der Fluchtstraßen der Franzosen sind die Spuren seiner Schritte.

Noch niemals kamen uns so viele Deserteure entgegen. Sie geben sich zivilistisch, machen sich aber nicht die Mühe, ihre militärische Herkunft ganz zu verbergen. Sie tragen noch die grünen Hosen und die Wickelgamaschen, Ziviljackets dazu, Rucksäcke statt der Tornister,

Güte, und haben meist nur Zeltbahn, Decke, Feldflasche und Kochgeschirr von ihrer Ausrüstung behalten. Viele haben sich Fahrräder besorgt. Sie wollen nun nach Hause, haben sich selbst beurlaubt oder entlassen. Wer soll sich schon die Arbeit machen, ihre Herkunft und ihr Ziel zu erforschen und sie als Kriegsgefangene zu registrieren. Man läßt sie laufen und weiß ohnehin schon nicht, wo die Gefangenen alle bleiben sollen. Es sind ihrer zuviel. Man müßte sonst ganze Kompanien dem Kampf entziehen und zu Wächtern der Gefangenen machen. So sahen wir denn schon in Belgien Tausende von Gefangenen auf den Landstraßen und dabei keine zehn Mann Bewachung. Hier nimmt man den Gefangenen die Waffen und schickt sie einfach in Gruppen die Landstraße entlang zurück. Irgendwann werden sie schon nachfolgenden Truppen in die Arme laufen und verarztet werden. Es kommt doch sogar vor, daß einer der Gefangenen an den Wagen herantritt und nach dem Wege zum nächsten Gefangenenlager fragt. Mehr kann man nicht verlangen. Der Chef legt Wert darauf, daß die Gefangenen das Koppel abschnallen, das sei schon immer so gewesen. Das umgeschnallte Koppel ist das äußere Zeichen, daß sich sein Träger im Dienst befindet. Gefangene können sich nicht im Dienst befinden. Ihre Waffen werden, soweit das möglich ist, gesammelt und bewacht, sonst zer schlagen. Benzin und ein Streichholz machen die Gewehre unbrauchbar.

Kurz vor Waallon, einem schönen Städtchen, kommen uns sogar Ausreißer auf Tandemrädern entgegen. Andere haben sich mit jungen Mädchen zusammengetan und veranstalten unbekümmert durch die marschierenden deutschen Truppen auf der Wiese ein Picknick mit viel Lachen und Heiterkeit.

In Windungen steigt die Straße steil in eine Schlucht ab. Von hier wirkt das Städtchen mit seinen alten Häusern und Mauerresten ähnlich wie Rothenburg aus dem Taubertal. Auf den Verdecks der erbeuteten französischen Lastkraftwagen, die in einem Garten zusammengeschoben sind, zeigt uns ein Unteroffizier etwas Seltsames. Sie sind samt und sonders mit großen weißen Sakentkreuzen bemalt. Offenbar hofften die Franzosen damit die deutschen Flieger täuschen zu können. Vor ihren eigenen, die doch diese Fahrzeuge angreifen könnten, scheinen sie demnach keinen großen Respekt zu haben.

Die endlosen Kolonnen von Gefangenen, die als Beute der Vorausabteilung den Straßenrand entlangtippeln, kann man in zwei Gruppen

teilen: Die Weißen. Das sind alles Franzosen im Alter von 40 Jahren und mehr, Herren mit dicken Bäuchen, denen man die Unlust ansieht, mit der sie den Soldatenrock tragen. Und die Farbigen. Darunter sind Spahis in blauen weiten Pluderhosen, roten Leibbinden und Westen, schmutziggrauen Umhängen, die sicher einmal weiß waren, Zuaven, Marokkaner, Neger mit blank polierten Gesichtern und kahlen Köpfen, Tonkinesen mit Schlitzaugen und zerquetschter Nase, das ganze Völkergemisch aus Frankreichs Kolonialreich. Viele der Gefangenen sind sinnlos betrunken und können sich kaum auf den Beinen halten. Es sind die ersten betrunkenen Soldaten, die wir in diesem Kriege sehen. Besonders die Neger haben sich die Taschen voll Weinflaschen gesteckt, lassen sich vollaufen und grölen unartikulierte Gesänge.

An dieser Straße kann man wieder Menschenschicksale studieren. Wir treffen Flüchtlinge aus Sedan, Straßburg, Paris und Brüssel, die halb verhungert sind. Der Chef läßt ihnen aus unseren Vorräten etwas zu essen geben. Die französischen Stadtbehörden hatten jede Hilfeleistung abgelehnt, weil sie nur für Bürger des eigenen Ortes zuständig seien. Gefangene vom Infanterieregiment 8 beklagen sich über die völlige Desorganisation des militärischen Apparates. Man habe sie eingezogen und nach drei Wochen noch keine Uniformen für sie gehabt. Man habe ihnen dann Hosen aus Vorräten des Zuchthauses und hellblaue Poilumäntel aus dem Weltkrieg gegeben. Bajonette hätten sie bekommen, aber keine Koppel und Säbeltaschen, alte Gewehre, aber keine Munition, Maschinengewehre, aber keine Magazine. Soldaten vom Regiment 84 schimpfen auf die Schieber, die sich teure Ware hätten bezahlen lassen, aber schlechte oder gar keine geliefert hätten. Man solle den Schiebern den Hals abschneiden. Bei Gott, sie würden es tun, wenn sie die Schieber erwischten.

Barfuß und zerlumpt, bleich und mit verhärmtten Gesichtern, treten zwei Elsässer an unseren Wagen heran. Sie sind zu drei Jahren Gefängnis verurteilt gewesen, weil sie als Arbeitslose bessere Unterstützung verlangt und „unpassende Vergleiche“ mit der sozialen Lage der Arbeiter in Deutschland gezogen hatten. Sie saßen im Gefängnis von Clermont-Ferrand und hatten noch 21 Tage abzusitzen, als man sie aus dem Gefängnis in die Kaserne brachte, einkleidete und nun an sie die Zumutung stellte, auch noch für dieses „französische Vaterland“ zu kämpfen. Sie sind gleich bei der ersten Gelegenheit davongelaufen und wollen nun heim. Sie haben davon gehört, daß viele hunderttau-

sens Elsäßer seit neun Monaten ein elendes Dasein fern der Heimat fristen und haben keine Ahnung, wo wohl ihre Familien sein könnten.

Mit den beiden Flamen vom 32. belgischen Artillerieregiment unterhalten wir uns in einem Gemisch von Plattdeutsch und Französisch. Die beiden wissen noch nichts von den Geschehnissen der letzten Wochen, insbesondere von der Kapitulation der belgischen Armee und der Entlassung der belgischen Kriegsgefangenen. Sie sind mit vielen hundert anderen Belgiern schon Anfang Mai zur Ausbildung nach Troyes an der Seine gebracht worden. Man habe sie dort über alles im Dunkel gelassen, was in der letzten Zeit passiert sei, ihre Post zurückgehalten und sie in dem Glauben gelassen, daß das belgische Heer noch kämpfe. Ausrücken hätten sie nicht können, da ihnen die Kriegslage unbekannt war und sie fürchten mußten, von den belgischen Militärbehörden als Deserteure vor Gericht gestellt zu werden. Sie fragen, ob in ihrer Heimat größere Kämpfe waren und wie sie sie wohl vorfinden werden. Der eine der beiden ist aus Tournai. Ihm können wir nicht viel Hoffnungsvolles sagen und schweigen darum lieber. In den Kampf seien sie gar nicht mehr gekommen, sondern von Troyes bis südlich Avallon drei Tage und drei Nächte marschiert und dann völlig übermüdet über-rumpelt und gefangengenommen worden.

Das sind Geschichten, die der Krieg schreibt . . . !

An der Abzweigung im Walde wölbt sich unter Bäumen ein blumengeschmückter Hügel. Ein Kreuz steckt im Boden, ein deutscher Stahlhelm hängt darauf. Ein Kamerad der Vorausabteilung hat hier heute seine letzte Ruhe gefunden.

Quarré-les-Tombes liegt hinter uns. Tagesziel ist Saulieu. Schon lange vor Saulieu ballen sich auf den Straßen die Kolonnen dicht zusammen. Die Wälder wimmeln noch von zersprengten und versprengten französischen Einheiten. Eine lange Reihe Sanitätswagen, gesichert und begleitet von Panzerspähwagen, bringt Verwundete zum Truppenverbandplatz. Um Saulieu wird gekämpft. Unsere 2. Kompanie ist dabei: Sie gehört heute zur Vorhut, wir sind beim Gros. Schon morgens ist die Vorausabteilung weit vor der Vorhut des Gros kampflos durch Saulieu und weiter zur Côte d'Or gerast. Dann hat sich eine motorisierte französische Division dazwischengeschoben, unsere Vorausabteilung abgeschnitten und Saulieu besetzt. Nun ist der Kampf mit dieser Division im Gange, und eben schicken sie uns ihre Panzer entgegen. Allein von zwölf angreifenden Panzern werden

elf abgeschossen. Wir sehen sie nachher herumstehen. Über Saulieu ist der Himmel blutrot. Es ist schon nach Mitternacht, als wir in der Stadt sind. Allein es gibt auch in dieser Nacht keine lange Ruhe. Die Kompanie wird sofort zur Sicherung von Saulieu eingesetzt, dessen Straßen mit erbeuteten Fahrzeugen verstopft sind. Am Marktplatz steht eine ganze Wagenkolonne in hellen Flammen. Von ihr sprang das Feuer auf Häuser über und wurde zur lodernden Vernichtung.

Das Gespräch ist in dieser Nacht die Sondermeldung von der Einnahme von Verdun und Montmédy. Der Kommandeur spricht darüber mit dem Chef und anderen Offizieren. „Da hat man nun vier Jahre davor gelegen und ist über den verfluchten Gügel nie herübergekommen an die Maas. Hunderttausende sind dort gestorben. Und jetzt heißt es so einfach: ‚Verdun genommen.‘ Man kann sich das noch gar nicht so richtig vorstellen, daß jetzt in ein paar Tagen die ganze Sache erledigt gewesen sein soll.“ Die alten Offiziere schütteln mit dem Kopf. Das große Wunder dieses Krieges hat sie gepackt. Das Thema „Verdun“ beherrscht noch einige Zeit die Unterhaltung. Namen klingen auf, die damit zusammenhängen: Douaumont, Vaux, Fleury, Souville, Ornes, Morvres, Toter Mann. Sie waren ja überall dabei in der Hölle der Schlachten.

Beim Brigadestab wird davon gesprochen, daß unsere märkische Panzerdivision heute, am 16. Juni, abends, wahrscheinlich die am weitesten nach Süden vorgestoßene deutsche Division sein dürfte. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Saulieu auf der Höhe Nantes—Tours—Dijon, also schon erheblich südlicher als Orleans und die mittlere Loire liegt. Das könnte also stimmen, denn auch im OKW-Bericht des nächsten Tages ist von der Erreichung der Loire durch andere Divisionen immer noch nicht die Rede. Die südlichste deutsche Division! Das will schon etwas heißen und etwas bedeuten, auch für eine schneidige Panzerdivision. Wir sagen das allen Kameraden, die noch wach sind: „Unsere Division ganz groß! Heute abend Spitze des großen Keils und wir wieder mal vorne dran.“ Stolzgeschwellt wollen wir noch eine kleine Runde schlafen.

Durch Burgund zur Schweizer Grenze

Die wichtigste Nachricht an diesem Morgen ist, daß Dijon inzwischen genommen sei und Teile unseres Panzerkorps die Burgundische Pforte bereits abgeriegelt hätten. Mittags bestätigt es der Rundfunk. Die Schweizer Grenze ist bei Pontarlier erreicht. Unsere Panzer sind nicht da. Sie sollen gestern abend im Eilmarsch noch weiter vorgeworfen worden sein, um einen Durchbruchversuch von Truppen aus der Maginot-Linie nach Süden abzufangen. Wir setzen den Vormarsch zur Schweizer Grenze fort. Wir hatten schon gehofft, wir würden gleich auf der Straße nach Lyon bleiben und im selben Tempo wie bisher durchstoßen bis zur Riviera. Aber es ist ganz gut, daß es immer anders kommt, als man denkt, und auf mehreren Bällen zugleich kann man ja nicht tanzen. Auch von einer Sicherung gegen Entsatzversuche von Süden wird nach den gestrigen Erfahrungen mit der motorisierten französischen Division gesprochen, wenn auch solche Versuche nicht besonders ernst genommen werden. Es treiben sich ja noch allerlei Truppenteile herum, darunter besonders Neger und Marokkaner, aber zu einer geschlossenen Aktion sind sie wohl kaum noch fähig. Und die 14 frischen Divisionen, die gegen Italien an der Alpenfront stehen, können gewiß keinen Mann entbehren, denn die Italiener sind nach den Berichten trotz ihrer — wie die Karte zeigt — taktisch ungünstigen Ausgangsstellungen an vielen Punkten bereits tief in die französischen Grenzbefestigungen eingedrungen. Wie schwierig und zeitraubend Gebirgskrieg ist, davon sollten wir noch einen Begriff bekommen.

Welchen trostlosen und deprimierenden Eindruck doch so eine große Zahl verlassener, ausgebrannter und ausgeplündelter Fahrzeuge macht, deren Eingeweide herausgerissen und in weitem Kreise verstreut sind. Eigentlich muß uns dieser Anblick ja erfreuen, er beleidigt nur unseren angeborenen und durch Erziehung weiterentwickelten Ordnungssinn. Am Marktplatz schwelt und qualmt es immer noch. Wir haben uns das Innere des Kartenwagens eines französischen Korpskommandos näher angesehen. Wir suchen Kartenmaterial von Burgund und dem Rhonetal. Allein, das haben, wie aus dem Verzeichnis im Wagen hervorgeht,

auch die französischen Truppen nicht mit, weil sie es wohl für ganz ausgeschlossen und undenkbar hielten, daß sie es jemals ernstlich benötigen würden. Bei uns ist es zwar vorhanden, nur zu knapp.

Oberleutnant v. R., der schneidige Chef der „Zweiten“ im grauen Saar, der im Weltkrieg aus Sibirien ausriß und nochmals an die Westfront kam, besucht uns mit seinem Rad, ohne das er nicht denkbar ist, und erzählt uns von seinen Eindrücken, als er gestern — einige Stunden vor uns — nach Saulieu hineinkam: „Es herrschte ein tolles Durcheinander. Mit Fahrzeugen war gar nicht durchzukommen. Wir fuhren uns in dem Gewirr der Wagen der französischen Division rettungslos fest. Es knallte aus allen Keller- und Dachlukfen. Man mußte nicht mehr, wer eigentlich auf wen schoß. Die Franzosen liefen in der Dunkelheit zu Tausenden in die Wälder davon. In Saulieu mußte jedes Haus vom Keller bis zum Boden durchsucht und ausgeräuchert werden. Unsere Sandgranaten haben aber gewirkt. Ein riesiger Neger trug an der Spitze einer Prozession von schwarzen Uniformierten, die mehr tot als lebendig waren, auf einer Sopfenstange ein langes weißes Bettlaken. Ein Panzerleutnant kloppte denen, die nicht aus den Kellern wollten, immer mit einer Sandgranate auf die Wollschädel. Da schmissen sie dann alles hin und nahmen die Hände hoch.“

Kirche und Friedhof in Saulieu liegen auf einer Bodenerhöhung über der Straße und sind durch eine hohe Mauer gegen diese abgegrenzt. Hier sind vorläufig die Gefangenen zusammengetrieben, die in Saulieu gemacht wurden: 2000 Mann. Sie hocken auf dem Mauer Sims wie die Sperlinge auf dem Telegraphendraht, schwatzen, scherzen mit Einwohnern von Saulieu, die auf der Straße promenieren, und scheinen ihr Schicksal von der leichten Seite zu nehmen. Uns betteln sie um Zigaretten an. Nun, wir haben soviel von den schwarzen französischen Truppenzigaretten erbeutet, die bei uns kein Mensch mag, daß wir sie hier wieder an den Mann bringen können.

Am Kompaniegefechtsstand haben sich italienische Familien gemeldet, die auf dem Transport ins Konzentrationslager waren und infolge unseres schnellen Vormarsches befreit werden konnten. Man hat sie ausgeplündert bis auf den letzten Franc, und zu essen haben sie auch nichts mehr. Unsere Feldküche greift auf Befehl des Chefs helfend ein. Auch Benzin bekommen die Italiener für die Ersatzautos, die sie sich für ihnen gestohlene verschafften. Elsässer sind wieder zu Hunderten da, grüßen mit „Heil Hitler“ und fragen, wann sie denn zurückdürften

in ihre Heimat. Aber die ist ja noch nicht ganz befreit, und einige Wochen würden sie wohl noch warten müssen. Mit diesem Bescheid geben sie sich auch zufrieden. Sie fragen besorgt, ob das Straßburger Münster noch stünde und Kolmar nicht zerschossen und verbrannt sei, wie es hier geheißsen habe. Wir meinen, wir hätten wohl im Rundfunk schon etwas darüber gehört, wenn dem so wäre.

Gegen Mittag lugt die Sonne etwas heraus und malt uns die Ruppen und Ranten der Côte d'Or im Osten in Rot und Blau. „Goldstufe“ könnte man den Namen dieses Höhenzuges mit seinen steilen Abstürzen übersetzen. Auf der Côte d'Or und in ihren Tälern wächst der schönste und edelste Burgunderwein. Beaune, Pommard und Meursault, die berühmtesten Weinbauorte Burgunds, liegen zu ihren Füßen — und genau in unserer Marschrichtung. Im Süden sehen wir die Berge von Morvans, die bis zu 800 Meter ansteigen. Wir kommen jetzt in Frankreichs landschaftlich herrlichste Gauen, die vor Zeiten einmal Teile des Reiches waren, bis sie von nichtswürdigen Fürsten an Frankreich verschachert oder von ländergierigen Königen und Kanzlern Frankreichs geraubt wurden.

Um 16 Uhr erzählt uns ein Offizier, der von der Brigade kommt, der französische Ministerpräsident Reynaud sei zurückgetreten, und der neue Ministerpräsident Marschall Pétain habe eben im Sender Bordeaux eine Rede gehalten und Deutschland um Waffenstillstand gebeten. Ob das tatsächlich stimmt? Es laufen ja viele Gerüchte in diesen Tagen um und werden geglaubt. Allein, wenn die es bei der Brigade so genau wissen . . .? Wir wollen sehen, was nachher der Rundfunk bringt. Inzwischen haben wir Marschbefehl über die Côte d'Or nach Meursault erhalten und machen uns fertig, um uns richtig und rechtzeitig einzufädeln. Neben unserem Parkplatz hält ein Nachrichtenwagen. Die Uhr geht auf die fünfte Nachmittagsstunde. Gleich kommen die Nachrichten. Der Lautsprecher ist schon angestellt. Wir stürzen hinüber, springen über die Mauer und drängen uns ganz dicht zusammen, um ja kein Wort zu verpassen. Ich schreibe an der Wand des Wagens für die Kompanie mit:

„Der Ministerpräsident der neugebildeten französischen Regierung, Marschall Pétain, hat in einer Rundfunkansprache an das französische Volk erklärt, daß Frankreich nunmehr die Waffen niederlegen müsse. Er wies dabei hin auf einen von ihm bereits unternom-

menen Schritt, die Reichsregierung von diesem Entschluß in Kenntnis zu setzen und die Bedingungen zu erfahren, unter denen das Deutsche Reich bereit sei, den französischen Wünschen zu entsprechen.

Der Führer wird den Königlich Italienischen Ministerpräsidenten Benito Mussolini zu einer Aussprache treffen, in der die Haltung der beiden Staaten überprüft werden soll."

Das ist die Nachricht von der größten Tragweite seit dem November 1918. Das ist der Sieg! Wie ein Lauffeuer geht sie von Mund zu Mund, Sprachkundige übersetzen sie den Franzosen, den Italienern. Jemand hat angefangen und alle machen es nach, und so hupen minutenlang alle Fahrzeuge und erfüllen ganz Saulieu mit einem ohrenbetäubenden Konzert. Die Zivilbevölkerung stürzt erschreckt auf die Straßen, forscht schüchtern nach dem Grunde der Aufregung. Bei ihr ist die Wirkung dieser wahrhaft weltbewegenden Nachricht sehr verschieden. Frauen liegen sich schluchzend in den Armen, Männer werfen ihre Hüte hoch und schreien „Vive la paix" — „Es lebe der Friede", andere sind ganz still und benommen und gehen in die Häuser zurück, und einigen stehen echte Tränen des Schmerzes in den Augen, den wir achten. Eine Frau zieht ihre beiden Buben von vielleicht zehn und zwölf Jahren dicht an sich heran und ruft uns zu: „A bas la guerre ... Mes enfants? ... Ne jamais." „Nieder mit dem Kriege ... Meine Kinder? ... Nein, nein, niemals mehr." Wenn sie das nur schon früher gedacht und getan hätten. Nun ist es zu spät.

Auch die Kriegsgefangenen haben die Nachricht erfahren. Soweit wir sehen können, nehmen sie sie mit großer Genugtuung auf, die sich in mancherlei drastischen Zurufen äußert. Sie haben auch Sekt- und Weinflaschen, stoßen damit an und lassen sie umgehen. Bis dann ein Pater in der Uniform eines Offiziers sie zusammenruft und ihnen eine Ansprache hält, die wir infolge der Entfernung nicht verstehen können. Aber wir ahnen ihren Inhalt. Patres als Offiziere! So etwas gibt es in Frankreich viel, wo jeder Angehörige des Volkes ohne jeden Unterschied seine Pflicht als Soldat dem Lande gegenüber erfüllen muß.

Auch wir haben die Nachricht mit Sekt gefeiert. Von Mann zu Mann wandern die Flaschen, und jeder trinkt einen Schluck auf den Sieg. Mehr nicht, denn wir sind im Dienst.

Am Friedhof ist ein Lastwagen des Schützenregiments vorgefahren. Französische Gefangene öffnen die Klappe des Fahrzeugs. Es birgt,

bis zur Decke geschichtet, die Leiber von Toten. Französische Gefallene, in Decken und Zeltbahnen gewickelt, sind vom Kampfplatz zurücktransportiert worden zum Friedhof. Eine deutsche Geste in dieser Stunde. Der Posten ruft 20, 30 Mann heraus — darunter sind die ersten Alpenjäger, die uns begegnen, mit ihren Barets —, damit sie die Toten in die Kirche bringen. Auch hier offenbart sich wieder die Zwiespältigkeit dieses Volkes. Sehr viele der Gefangenen machen sofort Front zum Wege, durch den die Gefallenen langsamen Schrittes getragen werden. Sie legen die Hand an die Mütze zum Gruße und sind ernst und schweigsam geworden. Einige lüften die Zeltbahnen ein wenig, um die Gesichter der Toten zu sehen, unter denen sich mehrere Offiziere befinden. Die anderen aber sitzen weiter auf der Mauer, als ob sie das nichts anginge, schwatzen, essen, trinken, rauchen und spucken ab und zu auf die Straße. Auch Franzosen, die bei uns stehen, ist dieser Unterschied in der Haltung aufgefallen. Sie sehen uns an und zucken dann bedauernd und entschuldigend mit den Achseln. Dann sehen sie zu, wie deutsche Soldaten den toten Franzosen den Gruß erweisen. So ehren diese gefallene Feinde. Ein Offizier, der dabei steht, mit der Spange zum EK. II, erzählt ein Erlebnis aus der französischen Gefangenschaft im Weltkrieg: Wie sie wenige Stunden nach der Gefangennahme gefallene Kameraden zu einem Sammelplatz tragen und begraben mußten. Damals hätten französische Soldaten unter Duldung der Offiziere sie gezwungen, anzuhalten, und die Uniformtaschen der Toten ausgeplündert. Dann hätten sie faule Witze über die „krepiereten Boches“ gemacht und mit Steinen nach den Leichen geworfen.

Einzelfälle? Das sind fundamentale Unterschiede in der Moral zweier Völker, Charakterstudien, wie sie bezeichnender nicht sein können.

Es ist verständlich, daß wir uns für die Volksdeutschen unter den französischen Gefangenen und den Flüchtlingen besonders interessieren und bemüht sind, die 1918 mit brutaler Gewalt zerschnittenen Bande zwischen ihnen und dem deutschen Volke wieder anzuknüpfen. Diese Zeit der Trennung war für sie eine Lehrzeit, die selbst dem größten Franzosenfreund langsam klarmachte, daß es Frankreich nie um das Volk in Elsaß und Lothringen zu tun war, dem man nicht über den Weg traute und das man insgeheim und offen als „Boches“ beschimpfte, sondern um das Land, um ihre schöne deutsche Heimat, die Frankreich aus strategischen und wirtschaftlichen Gründen als Aufmarschbasis, Festungslinie und zur Ausbeutung brauchte und haben

wollte. Sie selbst wurden in diesen zwanzig Jahren heimatlos in der eigenen Heimat, in der nicht sie, wie sie es sich erträumt hatten, die Herren waren, sondern Fremde aus Paris, Paris befahl und bestimmte und warf jeden in den Kerker oder stellte ihn an die Wand, der sich dem zu widersetzen versuchte und das Recht der Elsäßer und Lothringer auf ihren Heimatboden vertrat. Bis man sie im September 1939 zu Hunderttausenden zwangsweise ganz aus der Heimat vertrieb und nach Südfrankreich verpflanzte, in ein namenloses Elend schickte mit der geheimen Absicht, sie nie heimkehren zu lassen und Franzosen in ihrer Heimat anzusiedeln.

So konnten wir denn immer wieder feststellen, daß die Elsäßer und Lothringer endgültig heimgefunden hatten zu ihrem Volke und ihre Herzen nun ganz wieder Deutschland gehörten. Es ist kein Wunder, daß sie uns viel nach allem im Reiche fragten und manchmal Meinungen und Ansichten äußerten, für die sie nichts konnten und die deutlich den Herkunftsstempel des Straßburger Lügen senders trugen. Woher sollten sie es auch besser wissen. Das wenige, was an Wahrheit über das neue Reich zu ihnen gedrungen war, allein war schon so viel, daß die Waagschale sich zugunsten des Reiches neigte.

Es gab auch andere Truppen unter ihnen, wenn auch selten. Sie muteten uns an wie Museumsstücke, wie Überbleibsel aus der Steinzeit, und ganz dunkel erinnerten wir uns dann, daß auch bei uns einmal solche Gestalten herumgelaufen waren und daß Tausende und Hunderttausende sie ernst genommen hatten, die heute darüber lachen wie über eine Jugendeselei. Von einer solchen Type muß ich hier berichten. Wir standen an der Friedhofsmauer und verlangten nach einem Gefangenen, der Deutsch könne. Es meldete sich ein Straßburger mit wasserhellen Augen und langer, brauner Gaarmähne. Wir kamen mit ihm ins Gespräch und fragten ihn, ob er sich als Deutscher oder als Franzose fühle. „Nein, ich bin kein Franzose“, meinte er. Sehr schön, dann sei er also Deutscher. „Nein, nein, ich bin auch kein Deutscher, ich bin Elsäßer.“ — „Aber dann sind Sie doch Deutscher. Das Elsaß ist doch altes deutsches Land und kehrt doch nun endgültig und für immer heim ins Reich.“ — „Das ist ein großes Unglück.“ — „Na, hören Sie mal, das ist doch das größte Glück, das Ihrer Heimat widerfahren konnte, denn nun wird sie die größte Blütezeit ihrer Geschichte erleben. Soll das Elsaß denn bei Frankreich bleiben?“ — „Nein, bei Frankreich soll es auch nicht bleiben.“ — „Na, was soll denn aus ihm werden?“ —

„Wissen Sie, wir Elsäßer vertragen keine Zwangsjacke. Wir wollen keine Soldaten mehr sein, keine deutschen und keine französischen. Bei euch muß ich wieder Soldat werden.“ — „Und weil Sie nicht Soldat werden wollen, soll das Elsaß irgendeiner dunklen Zukunft überliefert werden? Wollen Sie etwa einen unmöglichen selbständigen Zwitterstaat daraus gemacht wissen?“ — „Wir wollen überhaupt keinen Staat. Wir brauchen keine Minister, keine Armee, keine Polizei. Wir passen in keinen Staat. Bei uns sollen Ausschüsse nur die wichtigsten Dinge gemeinsam regeln, sonst soll jeder leben können, wie er will. Dann wird auch jeder glücklich werden.“

Wir sehen schon ein, daß hier jede Diskussion fehl am Platze und Gopfen und Malz verloren ist. Ein unreifer Phantast, der an anarchistische Kreise geraten ist und für den Begriffe, wie Volksgemeinschaft, Pflicht, Ordnung, Fremdworte sind, die er nicht begreift. Er ist auf unverdaute und angelernte Phrasen eingeschworen, die er nie durchdacht hat und wahrscheinlich selbst nicht versteht. Solche Gestalten — das wird uns als Ergebnis der Begegnung bewußt — waren einmal die vergötterten Idole deutscher Volksgenossen in einer zerrütteten Zeit. Wie geistig bedürfnislos doch damals manche Menschen waren . . .

Inzwischen hat sich die Kolonne weiter vorn in Bewegung gesetzt, und nun sind wir dran. Der Chef stößt den Zeichenstab einige Male hoch: „Anfahren!“ Wir befinden uns seit gestern auf der großen Straße Paris—Nuxerre—Saulieu—Chalon-sur-Saône—Lyon, der Route Nationale Nr. 6. Die Straße ist gut, und wir kommen schnell vorwärts. Ganz selten erinnern uns Fahrzeuge und Ausrüstungsstücke an den Feind. Die Einwohner sitzen in den Dörfern hinter den Fenstervorhängen und lugen verstohlen hinaus, um die Deutschen zu sehen. Bei Jory biegen wir von der Hauptstraße ab, und nun geht es steil bergan auf die Côte d'Or. Zunächst sind wir enttäuscht, denn von Weinbau ist hier nichts zu sehen, und oben empfängt uns eine kahle Steppe mit verlassenen Unterständen. Überdies fängt es an zu regnen. Aber dann entschädigt uns die wundervolle Aussicht, die durch bizarre Wolfenbilder und saftige dunkle Farben am Horizont noch gehoben wird. In Windungen steigt die Straße in das Tal hinab. Drüben hinter dem jenseitigen Gang brennt irgend etwas. Und in diesem Tal reiht sich nun Weingarten an Weingarten. Es ist beinahe wie in den Seitentälern der Mosel. In der Dämmerung halten wir vor dem Städtchen Neursault, unserem vorläufigen Marschziel. Der Chef fährt die Stra-

ßen ab, kommt an einen großen Platz, an dem wieder in altem Park ein verwunschenes Schloß liegt. Menschen bekommen wir nicht zu sehen. Die sind wie fortgeblasen. Es ist wie im Märchen bei Dornröschen. Eine schlafende Stadt. Wir könnten die Märchenprinzen sein, die sie wachküssen. Eine reiche Stadt, wie man auf den ersten Blick sieht, eine Häufung von Schlössern und Parks. Der Mond ist herausgekommen und lächelt mild auf Giebelhäuser und in träumende Straßen. Noch nie hörte ich ein Nachtigallenkonzert wie hier, das müssen an die hundert und mehr der gefiederten Nachtsänger sein. Es klingt so süß und dringt tief ins Herz. Es ist wie bei Eichendorff und Mörike. Man möchte laut deren Verse hersagen.

Aus dunklem Bewußtsein drängt sich die Erinnerung. Wo sah ich doch schon einmal eine solche Stadt? Wo schlug mich dieselbe Stimmung in ihren Zauberbann? Das war in einer Nacht, als wir nach der Befreiung des Alcazar von Toledo — noch voll der unerhörten Eindrücke in der zyklopischen Ruine über den Ufern des Tajo und des Zusammentreffens mit dem Verteidiger Oberst Moscardo und seinen heldenhaften Offizieren und Kadetten — im Wagen nach Westen strebten, um morgens in Cáceres die gute Pablo oder Pedro II zu erreichen, mit der uns Flugkapitän Genke nach Sevilla bringen wollte. Da kamen wir — immer nahe am Feind — in den Bergen der Sierra Guadalupe in das stille Städtchen Trujillo. Unter rauschenden Bäumen reihete sich Palast an Palast. Herrliche Gitter, kunstvoll geschmiedet, schenkten uns Blicke in marmorne Höfe, in deren Mitte mit silbernen Strahlen Brunnen ihre Wasser in tiefe Becken sprühten. Rosen und Ranken, die wir nicht kannten, kletterten an schneeweißen Fassaden zum First, Blumen drängten sich in verschwenderischer Fülle in den Gärten, die gerahmt waren von seltenen Sträuchern und einen schweren, betäubenden Duft verströmten. Die linde Luft einer der ersten Oktobernächte Südspaniens umschmeichelte uns, und der Mond gab marmornen Skulpturen, die zwischen den Büschen standen, Linie und Leben. Nachtigallen sangen betörend und süß.

Wir hatten nachts schon allerlei Abenteuer hinter uns, denn die Straße hinter der Front war noch nicht ganz geheuer, und als wir um ein Haar in eine üble Falle geraten waren, hatte uns ein spanischer Major durch ein Kommando der treuen Marokkaner hierher nach Trujillo bringen lassen. Von hier, meinte er, würden wir wohl ungefährdet Cáceres erreichen. Und dann hatte er uns von den Konqui-

stadoreu erzählt, den spanischen Eroberern von Peru und der sagenhaften Schätze der Inkas. Als steinreiche Männer kehrten sie heim und zauberten aus Trujillo mit Hilfe ihrer Beute ein verwunschenes Paradies, eine romantische Märchenstadt.

Das war die Erinnerung, die sich mir in Meursault aufdrängte. Wir kamen ja nun bald in das Land der Troubadoure, der Sänger und Poeten. Und das hier gehörte schon zu der Umgebung, in der ihre Dichtkunst schwellende Sprossen trieb. Wer sollte in solcher Umgebung und solcher Stimmung nicht zum Dichter werden? Allein, nun meldete sich wieder der kühle Verstand zum Wort und meinte, bei Tage sehe das alles viel nüchterner und blasser aus. Es hat ja jede Stadt ihr Tag- und ihr Nachtgesicht.

Der Chef sandte Leutnant B. aus, Quartier für die Kompanie zu machen. Das war hier nicht schwer. Leutnant B. ließ Tore schwenken und Türen öffnen, und bald war alles für die Kompanie bereit. In den Kellern lag ein Burgunder . . ., das mochten Hunderttausende grauer, spinnweben- und staubbedeckter Flaschen sein. Ich wurde nach Pomard geschickt zur Schützenbrigade, um nach weiteren Befehlen zu fragen. Ich fand den Stab bei Kerzenlicht in einem schönen Schloß, deren auch hier genügend zum Aussuchen standen. Mitternacht war lange vorbei, als ich wieder bei der Kompanie war. Die Freude hatte nicht lange gedauert. Wir sollten sofort als Sicherung über Beaune nach St.-Marie-La-Blanche abrücken, wo sich Feind gesammelt habe. Im übrigen war dasselbe Bild zu verzeichnen wie in den Nächten zuvor: Geckenschützenkrieg, Überfälle auf Einzelfahrzeuge. Man erzählte uns von zwei Offizieren und einem Zahlmeister, die es erhascht hatte. Der Chef gab genaue Verhaltensmaßregeln für den Fall, daß Fahrzeuge ausfallen und liegenbleiben sollten. Es sei alles in Schlepp zu nehmen und unbedingt mitzubringen. Ade, schönes Meursault. In Beaune wiederum Totenstille. Die Ausfahrt in das Dorf der „heiligen weißen Maria“ ist nicht gleich zu finden, denn alle Bezeichnungen sind entfernt. Als wir mit dem Krad auf einer falschen Straße erkunden, pfeifen uns Kugeln um die Ohren. Also kehrt! Nachts ist hier nichts zu machen. Dann finden wir aber doch die richtige Ausfahrt, können wieder die Treffsicherheit der Stukas bewundern, die hier ihre Bomben sauber in die Ausfahrtstraße legten, und sind im Morgengrauen an Ort und Stelle. Nach den kurzen Nächten der letzten Zeit sind wir rechtschaffen müde. Es knallt zwar selbst im Dorfe dauernd, aber der

Teufel weiß, wo die Schützen stecken. Es werden Sicherungen ausgestellt, und dann schlafen wir fest und schwer am Wegesrain im Grase.

An diesem Abend begibt sich noch folgendes: Unteroffizier B., der Schirrmeister, Unteroffizier L. und Schütze W. sind vor Beaune vom Wege abgeraten und in Richtung Chagny weitergefahren. Vor ihnen quert ein Bahndamm die Straße und auf dem Bahndamm stehen zwei lange Transportzüge mit aufgebauten MG.s und vielen guten Dingen. Beide Züge stecken voll von Franzosen. Und unten vor der Bahnunterführung ist eine Straßensperre errichtet, auf der auch MG.s stehen. Was tun? Blitzschnell überlegt B. Umkehren dürfen wir nicht. Dann halten sie uns für feige und schießen hinterher. Da kommen wir nicht mehr weg. Das werden etwa 100 Mann sein, schätzt er. Man muß es versuchen. Er hält also an, zieht seine Pistole, geht auf die Sperre zu und verlangt einen Offizier zu sprechen. Der kommt und fragt nach seinem Begehr. Die Posten brüllen: „Ici nix Allemand, ici Français.“ B. fordert die Franzosen auf, die Waffen sofort am Straßenrande niederzulegen und auf der großen Straße nach Paris abzuziehen. Dort müssen sie — so rechnet er aus — unseren Truppen in die Arme laufen. „Sie sind umstellt“, macht er dem Offizier klar. Der denkt aber gar nicht an Übergabe. Ein paar der Soldaten werfen aber schon die Waffen fort und gehen los. Nichts wirkt ja ansteckender als ein solches Beispiel. Als die Offiziere energisch dagegen auftreten, wird die Lage kritisch. Im rechten Augenblick kommt ein Leutnant mit einem Schützen auf einem Rad hinzu. Jetzt treten die Deutschen energisch auf und geben Schüsse in den Bahndamm ab. Da gehen die Türen der Waggonen auf, und Hunderte von Soldaten strömen heraus. B. wird es ganz rot vor den Augen. Inzwischen ist auch ein Major hinzugekommen, der nun die Leitung der Aktion übernimmt und mit den Offizieren verhandelt. B. und L. zählen die abziehenden Gefangenen. Es sind 600 Mann. „Donnerwetter“, entfährt es ihnen. Auch die sieben Offiziere entschließen sich nun, die Waffen abzugeben und in die Gefangenschaft zu marschieren. Nur die Sanitätsoffiziere dürfen bei den Kranken in den Sanitätswagen bleiben. Die Züge aber sind — wie sich ergibt — vollgepfropft mit modernsten nagelneuen Fahrzeugen, Maschinengewehren, Gewehren, Granatwerfern, Feldküchen und mehreren Millionen Schuß Munition. Ein Erlebnis am Rande des Geschehens.

Die Côte d'Or liegt nun hinter uns. Der Weitermarsch ist durch Sprengung von Brücken etwas verzögert. Es geht heute über den

Doubs und die Saône. Eben rückt das eine der beiden Panzerregimenter vorbei. Die Panzer sind also wieder da. Wir schließen uns an. Vorher hatte der Chef einen Tagesbefehl des Kommandierenden Generals des Panzerkorps verlesen. Anlässlich der Abriegelung der Maginot-Linie nach Süden und der Erreichung der Burgundischen Pforte und der Schweizer Grenze spricht er allen Truppenteilen seine besondere Anerkennung aus.

Die Sonne glüht heute die Landschaft aus. Man meint, sie müsse alles versengen und verkohlen, was sich ihr ohne Schutz preisgibt. Dazu wirbelt die lange Fahrzeugkolonne dichte Staubwolken empor und bemalt die schweißverklebten Gesichter mit einer dicken Mehlschicht. Die Sonne brennt darauf und sprengt die Haut in lauter Fetzen. Wir lesen am Ortschild den Namen Verdun. Es ist nicht jenes schlachtenumtobte an der Maas, sondern ein kleines stilles Städtchen am Doubs. In der Gegend von Chalon sur Saône liegen dicke schwarze Rauchschwaden über der Landschaft. Es scheinen Öl- oder Treibstofftanks zu brennen. Unsere Nachbarpanzerdivision muß dort am Werke sein. Noch immer hört der Strom der Gefangenen nicht auf, die ihre Waffen abgaben und nun allein und ohne Wächter auf der Straße fürbass schreiten mit dem einen Gedanken: Nach Hause. Aber so schnell wird das wohl nicht gehen. Wann kamen unsere Kriegsgefangenen aus dem Weltkrieg? Das war zwei Jahre — zwei Jahre! — nach der Niederlegung der Waffen. Wir stellen wieder viele Belgier unter den Gefangenen fest, die erst jetzt von der Kapitulation der belgischen Armee erfahren.

Dieses burgundische Land ist reich. Wir sehen es am Wuchs auf den Äckern und dem Zustand der Göße. Wir fahren — eine Folge der Brücken- und Straßensprengungen — zunächst durch ein Gewirr kleiner Straßen, treffen einmal mehrere Soldatengräber, sonst tiefsten Frieden. Am Nachmittag wachsen vor uns die Kämme und Gipfel des Jura in den Himmel und künden uns die Nähe der Schweizer Grenze. Wir möchten — wie einst der Grieche Xenophon, der, als er mit seinen Landsleuten auf dem Heimmarsche endlich die Küste in Sicht hatte, mit ihnen in die verzückten Rufe ausbrach: „Das Meer, das Meer!“ — rufen: „Die Alpen, die Alpen!“, wenn es auch gar nicht die Alpen sind. Schweiz und Alpen, das ist bei den Männern ein Begriff, und wenn wir uns der Schweizer Grenze nähern, dann haben wir eben die Alpen zu sehen. Es geht wie ein Raunen durch die Kompanie, als sie immer

höher werden und immer näher rücken, und einer zeigt die Berge dem anderen, die Schläfer werden angestoßen und geweckt: „Du, die Schweiz!“ — „Mensch, die Alpen.“ Die wenigsten unserer Pommern haben ja Berge gesehen, die höher sind als die „Pommerischen Alpen“ bei Polzin. Nun haben sie plötzlich zum ersten Male in ihrem Leben leibhaftige Felsen vor sich, gezackte Kämme und turmhohe Gipfel und Wände. Es ist ja auch ganz gleichgültig, ob das nun die Alpen sind oder der Jura. Es sind die Berge. Wir sehen zwischen steilen felswänden einen Viadukt, in den Felsen gehauene Trassen. Von da oben müßte man eine pfundige Aussicht haben. Wir haben das Städtchen Arbois passiert und sind nun auf der Straße nach Pontarlier. Ehe wir es erreichen, gehen wir in einem Gochtal zur Ruhe über. Jeder Zug erhält ein Schloß, der 2. Zug das eines französischen Volksfrontministers, das gar nicht proletarisch aussieht und eingerichtet ist. Dem Chef hat es ein ragender Bau auf einer Kuppe über dem Talgrund angetan. Eine Burg sei das, ist die Meinung. Warum sollen wir nicht mal auf einer Burg wohnen. Es ist aber, wie wir dann sehen, ein großes Töchterpensionat eines katholischen Ordens. Also schlafen Chef, Kompanietrupp und dritter Zug im Mädchenpensionat. Jeder bekommt sein Bett. In meinem schlief eine zweiundzwanzigjährige Lehrerin, eine Feststellung, die durchaus angenehme Empfindungen hervorruft. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Lehrerinnen und Töchter sind geflüchtet. Aus dem Fenster habe ich den Blick auf einen Gipfel, den die Abendsonne in lauterer Gold gehüllt hat. Der Aufenthalt in diesem Hause ist erfreulich. Wir können baden, denn der Chef hat den Mechanismus der Warmwasserheizung ergründet, das elektrische Licht brennt noch, der Rundfunkapparat ist in Betrieb. Wir können ihn laufen lassen, ohne Angst um den Akku zu haben. In einer großen modernen Küche wird nach Herzenslust gebuzzelt und gekocht. Außerdem tun wir einen tiefen Blick in französische Mädchenseelen. Im Schrank der Lehrerin in meinem Zimmer liegen viele Schulhefte. Die Zeichnungen auf den Löschblättern sind verdammt eindeutig und gar nicht klösterlich. Im Betsaal, dessen Harmonium wieder einmal Gelegenheit gibt, Griechischer Musik zu frönen, sind aufgeschichtet Gesangbücher und Katechismen. Zwischen den Seiten liegen zur Erbauung Bilder, wie sie in Paris nachts um 1 Uhr auf dem Montmartre in gewissen Lokalen verkauft werden. Ob die frommen Schwestern sie nach dem Motto „Pfui, wie schön!“ zur Abschreckung aufbewahrten oder die Schülerinnen sie heim-

lich einschmuggelten: Wer weiß es? Aber dann müßten einige der so präparierten Erbauungsbücher aus diesem Stapel doch auch schon einmal einer Lehrerin in die Hände gefallen sein.

Morgens gibt der Chef plötzlich Alarm. Wir glauben zuerst, zu träumen. Aber es stimmt und wir verhörten uns nicht. Als er auf dem Balkon stand, stiegen nicht weit vom Hause ein französischer Offizier und 15 bis 20 Mann mit Waffen den Berg hinan. Der Posten unten konnte sie nicht sehen. Schnell Turnhose und Turnschuhe an, die Pistolentasche umgehängt, und in diesem Aufzuge geht es auf Franzosenjagd. Unten schließt sich an, was schon auf ist. Die ganze Gegend wird abgestreift. Aber die haben wohl schon den schützenden Wald erreicht. Es lohnt nicht, alles aufzubieten, sie zu fangen, und dann kämen wir auch wohl schon zu spät.

Einen ganzen Tag genießen wir hier das Leben, dann ist der Rhein von Basel bis zur Pfalz von unseren Truppen überschritten und jede Gefahr gebannt. Unser Blick ist nun wieder südwärts gewandt. Wir haben den Abend kameradschaftlich gefeiert. Um 2 Uhr legten wir uns schlafen, um 3 Uhr brachte der Melder den Marschbefehl. Als die Sonne über die Juraberge in unser Tal schien, waren wir schon fort.

Wir schreiben nun den 20. Juni 1940.

Über Lyon in die Alpen

Wir gehören zur Spitze und fahren heute in Marschkolonne bei herrlichem Wetter durch Südburgund dem Rhonetal entgegen. Ein warmer Südwind umfächelt uns. Die Landschaft ist vorerst hügelig, später führt die ausgezeichnete Straße immer am Westrande einer Höhenstufe entlang, so daß wir nach Westen viele Meilen weit in eine blaue Ferne sehen können, in ein Land voller Gecken und Gaine und voll endlos scheinender Reihen schlanker Pappeln.

Es ist eine friedliche Fahrt. Andere Divisionen sind von Südosten weiter auf Lyon vorgestoßen, nur dieser breite Streifen ostwärts der Linie Dijon—Lyon ist von deutschen Truppen noch unberührt. Was hier an französischen Truppen noch gewesen ist, hat sich anscheinend aufgelöst oder in der Flucht nach Süden sein Heil gesucht. Wir treffen viele merkwürdige Zivilisten auf Fahrrädern an der Straße — wie schon an den Tagen vorher —, aber nur zwei Soldaten auf 100 Kilometer. So lang ist heute nur unsere Tagesstrecke. Wir sehen einen einzigen Verwundeten auf unserer Seite, der von der Spitzekompanie der Schützen, die vor uns fährt, auf einem Krad zurückgebracht wird. So sehr wir unsere Augen auch anstrengen, von einem Feind ist nichts zu spüren. Die Kasernen in den Städten sind leer und verlassen. Die Leute stehen neugierig an den Straßen, um die ersten deutschen Soldaten in ihrem Leben zu sehen, und quittieren den Anblick unserer schweren Waffe mit vielen Ah und Oh. Was werden sie erst sagen, wenn zwei Panzerregimenter in langen Kolonnen über das Pflaster ihrer Städte rasseln? Die Polizisten versehen ihren Dienst wie immer und grüßen stramm und militärisch. Wir halten uns nicht auf, denn zu tun gibt es hier nichts für uns, und die Kommandanturen, die der Truppe folgen und das Gebiet in Verwaltung nehmen, werden sich schon um alles kümmern. Wir haben das Gefühl, das bleibe nun so bei, sind in einer aufgeräumten und seligen Stimmung, genießen Sommer und Landschaft und freuen uns unseres Lebens. An diesem Tage kommt das Wort auf von der RdF.-fahrt an die Riviera. Und sie kostet nicht einmal etwas, sondern alle zehn Tage wird noch Sold an uns aus-

gezahlt und eine Mark Frontzulage täglich dazu. — Allein der Kriegsgott hatte ganz etwas anderes für uns beschlossen. — —

Was werden unsere Pommern alles erzählen können, wenn sie nach Hause kommen! Welcher Durchschnittsdeutsche war schon einmal in diesem Gebiet, das ja kein ausgesprochenes Reiseland ist und nicht an einer der herkömmlichen Karawanenstraßen der Reisebüros liegt? Einst war dieser Gau eine Perle in der Krone des Deutschen Reiches. Hohenstaufenkaiser regierten die Freigrafschaft Burgund, deren Hauptstadt das stromgegürtete Bisanz ist, aus dem die Franzosen Besançon machten. Und erst zu Ludwigs XIV. Zeiten, am Ausgang des 17. Jahrhunderts, als nach Metz, Toul und Verdun auch Straßburg, das Elsaß und die Pfalz der französischen Begehrlichkeit zum Opfer fielen und das Straßburger Münster in Frankreichs Hand blieb, da kam auch die Freigrafschaft Burgund an Frankreich und wurde zur Franche Comté. Die deutschen germanischen Kultureinflüsse sind selbst bei flüchtiger Durchfahrt noch heute spürbar.

Seit der Römer Zeiten zogen viele Völker dieses Weges. Die Teutonen stießen hier gegen das römische Reich vor, Cäsar und nach ihm die römischen Kaiser und Heerführer marschierten über diese Straßen mit ihren Legionen zum Rhein und nach Germanien. Helvetier, die Schwaben unter Ariovist, Vandalen, Franken, Alemannen, Burgunder kamen auf Landsuche in diese fruchtbaren Täler. Seit dem Mittelalter sind wir nun hier die ersten deutschen Soldaten, und als Nachfolger dieser edlen germanischen Stämme befinden wir uns auf unserem Kriegszug durch Burgund nach Süden in keiner schlechten Gesellschaft.

Wir passieren Poligny, Lons-Le-Saunier und biegen von der herrlichen Aussichtsterrasse bei Guiseaur nach Westen ab. Wir müssen von der großen Straße Besançon—Bourg hinüber auf die Straße Chalon sur Saône—Bourg. Wir kommen auf schmale Landwege, die rechts und links von dichten drei bis vier Meter hohen Buschhecken gesäumt sind, durch die nur selten ein Blick in die Weidelandschaft dahinter frei wird. Ein glänzendes Gelände für Gekenschützen. Das empfindet der Chef auch und befiehlt Bereithaltung der Handfeuerwaffen und verstärkte Aufmerksamkeit insbesondere von der Höhe der Zugpanzer über die Gekken hinweg. Aber die Leute hier sind friedlich und wollen nirgends französische Soldaten gesehen haben. Wir glauben ihnen das auch. Dafür erbeuten wir einige Fässer köstlicher Landbutter, die an die französische Heeresverwaltung gehen sollten.

Unser Ziel ist ein Dorf mit dem merkwürdigen Namen Malafretaz, das dicht bei Montrevel auf einem flachen Hügel in sumpfigem Wiesensland liegt. Der Name könnte römischen Ursprungs sein, nur seine zweite Silbe mit dem Buchstaben „z“ am Ende können wir nicht gleich deuten. Der Namensbestandteil Mala = Schlecht mag wohl mit dem Sumpf in Beziehung stehen. Er paßt zu dem Dorfe, dessen Bauernhäuser innen unglaublich schmutzig sind, so daß wir auf Bürgerquartiere verzichten und uns ein leeres Haus und die Schule mit Stroh zum Schlafen herrichten. Es ist mittags 1 Uhr. Der Chef befiehlt mir, MG.-Sicherungen auszustellen. Dann ist unser Tagewerk getan. Nur die armen Kerle vom Geschütz Sch. arbeiten wieder an ihrer Raupenfette, montieren Glieder ab, setzen neue ein, ziehen neue Gummipolster auf, weil sie schon wieder welche verloren haben. Am Abend muß Unteroffizier R. — er ist unser zweiter Weltkriegssoldat und hat vor einer Woche die Treppen bekommen — mit seiner Treibstoffstaffel nochmals los, um die Fässer aufzufüllen. Es geht ihm oft so: Wenn die anderen ruhen, muß er Sprit holen. In Mâcon an der Saône sind uns Tankschiffe mit Millionen Litern Benzin in die Hände gefallen. Der Franzmann hatte gut vorgesorgt. Ihr Vorhandensein enthebt uns nun langer Fahrten zu rückwärtigen Treibstoffkolonnen. Wir fanden später auf einer Kurierfahrt in Dijon ebenfalls ganze Tankzüge auf dem Güterbahnhof und Tankfähne im Hafen. Der rosa gefärbte Stoff ist zwar nicht so gut wie unserer und nicht ganz flossfest, aber man kann damit schon fahren. Immerhin stellen wir fest, daß deutsches Benzin gewaltig besser ist, besonders der von den Franzosen zuerst so viel belächelte „Ersatz“ aus Kohle.

Am nächsten Tage fahren wir weiter nach Lyon, das seit 24 Stunden besetzt ist. //Verfügungstruppe und das Infanterieregiment Großdeutschland sind über Lyon nach Süden und Südwesten vorgestürmt. Unser Weg geht nach Südosten. Noch gestern sprach man von Marseille, ja von einem Durchstoß zu den Ost-Pyrenäen. Aber das waren alles müßige Kombinationen.

Als der Chef beim Stabe des Schützenbataillons steht, schlägt mir jemand auf die Schulter: Ein Kamerad, mit dem ich eine Übung lang zusammen diente. Wenig später tritt ein Feldwebel hinzu mit dem Goldenen Parteiabzeichen: Ein Parteigenosse aus der frühesten Parteiarbeit. Und zehn Minuten später ruft ein Leutnant meinen Namen: Mein Stubenältester bei meiner ersten Reserveübung. Und das alles in einer Viertelstunde.

In schnellem Tempo geht es auf Lyon zu. Westlich von uns blauen die Berge des Beaujolais mit seinen weingesegneten Tälern. Vor uns wachsen aus dem breiten Stromtal, in dem Rhone und Saône sich vereinigen, die Türme und Essen der Seidenstadt. „Soie de Lyon“ — „Lyoner Seide“ ist ohne Zweifel ein Weltbegriff. Römer schufen diese Siedlung am Zusammenfluß der beiden Ströme. Nach wechselvollem Schicksal, das sie für lange Zeit auch in den Schutz des Reiches führte, kam sie schließlich spät an Frankreich, zu dem sie heute sprachlich und volklich gehört.

Wir haben keine Zeit, uns lange in Lyon aufzuhalten, denn ostwärts der Stadt hat ein Gefecht mit farbigen Truppen stattgefunden, und es scheint sich dort noch mehr zu sammeln. Unsere Panzerdivision soll sofort weiter an die obere Rhone vorrücken und Pont de Cheruy und Cremieu besetzen. Nur am Ortseingang von Lyon stellen wir Kampfspuren fest, sonst ist die Stadt unversehrt. Die Straßenbahnen fahren, die Geschäfte sind geöffnet. An den Mauerecken kleben viele Aufrufe. Sie sind ganz interessant. Es ist zum Beispiel spaßig, was der Präfekt, der Erzbischof und ein Bürgerausschuß vor der Besetzung sagten und was sie hinterher der Bevölkerung empfahlen. Nicht immer waren die Zettelfleber so entgegenkommend, einen der Aufrufe mit dem anderen zu bedecken, und klebten beide zum Ausuchen nebeneinander. Edouard Serriot, der Präsident der französischen Kammer, im Nebenberuf Oberbürgermeister von Lyon, einer der verrottetsten Politiker Frankreichs, beschwört die Einwohner in einem Aufruf, in dem er sie mit „Messieurs citoyens“ — „Meine lieben Mitbürger“ anredet. Er hat ihre Antwort nicht abgewartet und ist schnellstens abgereist, als die deutschen Truppen gemeldet wurden. Bekanntmachungen des deutschen Stadtkommandanten über Einführung der deutschen Sommerzeit, Kurs des Geldes — ein Franc = fünf Reichspfennig — und Polizeistunde werden, noch druckfeucht, an die Mauern geheftet. Einzelne Häuser haben ostentativ die französische Trikolore gehißt. An den öffentlichen Gebäuden mußte sie eingezogen werden. Sonst interessiert sie uns nicht, wir sind keine Fahnenstürmer, und die Provokateure, die gern zu Märtyrern der französischen Fahne werden wollten, sind furchtbar enttäuscht, weil niemand von ihnen und ihrem Dreistreifentuch Notiz nimmt.

Verteufelt hübsche Mädchen promenieren in duftigen Sommerkleidern untergehaßt durch die Straßen, lachen und winken. Schau ein-

mal an! Dazwischen aber laufen Neger, Annamiten, Marokkaner und Mischlinge aller Art in aufdringlicher Eleganz umher und spielen Europäer. Wir haben eben den prächtigen Rhonekai verlassen, eine der Brücken gequert und können nun nach Fourvière hinaufsehen, wo auf steilem Gang beherrschend über der Stadt die viertürmige Kirche von Notre Dame de Lyon den Blickpunkt gibt. Man muß von da oben ein herrliches Alpenpanorama haben. Die prächtigen Villen an der Straße sind verlassen, die Fensterläden zu. Die Herrschaften sind verreist. Das Volk konnte nicht verreisen, es mußte schon dableiben und drängt sich nun zwischen den Mietskasernen an den Straßen zu Tausenden und staunt uns an. Aber dann ist das Staunen mit einem Male auf unserer Seite. Hunderte von Menschen recken nämlich die Arme, rufen „Heil Hitler!“ und „Wir wollen heim ins Reich!“ „Do legst di nieda“, brummt Gefreiter K., der mit seinem Krad hinter unserem Wagen fährt. Er ist ehrlich erschüttert. „Jessas, die a? Jo mei . . .“, und er schüttelt den Kopf. Wir sind ja selbst einigermaßen verblüfft. Aber der Fall klärt sich schnell. Hier wohnen an die 10 000 vertriebene Elsässer und geben in Gegenwart der Franzosen diesen einen eindeutigen Anschauungsunterricht über den nationalen Willen des Volkes im deutschen Elsaß. Wir fahren ganz langsam und grüßen zurück, und es gibt ein lebhaftes Gändeschütteln zwischen den elsässischen Volksgenossen und den deutschen Soldaten.

Bei Pusignan finden wir Kampfspuren, zerschossene Giebel, Granatrichter. Die Vorhut ist schon bis Cremieu vorgestoßen, hat allerlei Gefangene gemacht und Waffen erbeutet. Unsere 2. Kompanie hat einen Flugplatz jenseits der Rhone mit startbereiten Flugzeugen überrascht und drei davon zusammengeschossen, bis ein Stoßtrupp mit Schlauchbooten übergesetzt ist, die Besatzung vertreibt und Handgranaten in die anderen Apparate wirft. Die werden also nun im OKW-Bericht genannt werden unter der Rubrik: „Am Boden zerstört.“ Panzerjäger gegen Flugzeuge! Das ist wieder einmal etwas Neues. Etwas hat die Vorhut übersehen: Als wir am Wege einen Augenblick halten, entdecken einige Unteroffiziere und Gefreite neben der Straße ein großes Sprengstofflager mit zahlreichen Lagerbunkern. Es wird sofort der Division zur Untersuchung gemeldet. Wir sichern in Pont de Cheruy zusammen mit dem Schützenregiment nach Nordosten und Süden und kämmen das Buschgelände mit Streifen aus. Es versuchen sich hier immer noch Tausende von Franzosen aus der

Maginot-Linie längs der Schweizer Grenze durch die Berge nach Süden zu verdrücken. Auf kleinere Trupps und Einzelfahrzeuge schießen sie dann und wann. Die Besatzung von Lyon ist auch gegen die Alpen ausgewichen. Sie hat sich ostwärts von uns festgesetzt und speit in ihrem Jörn Granaten auf uns, ohne zu bedenken, daß die Entfernung ja viel zu groß ist. Das Auskämmen des Geländes lohnt. Es werden allerhand Braune und Schwarze herausgeholt, die uns nachts vielleicht zu schaffen gemacht haben würden. Auch einige Elsässer sind mitgebracht worden, die nach Hause wollten. Sie werden kameradschaftlicher behandelt und können sich frei bewegen. Wir unterhalten uns mit ihnen. Der eine hat beim Infanterieregiment 85 in Köln-Kalk den ganzen Weltkrieg mitgemacht und war vier Jahre in Rußland. Er hat auch das Eiserne Kreuz und erzählt, wie man ihnen diese Auszeichnung 1919 gegen die französische Kriegsmedaille umtauschen wollte, bis einer auf die Idee kam und anfragte, ob die französische Kriegsmedaille auch für das Totschießen von Franzosen verliehen würde und wieviel Franzosen man erschossen haben müßte, um das Großkreuz der Ehrenlegion zu erhalten. Da hätten sie stillschweigend ihre Eisernen Kreuze behalten und in den Kasten legen dürfen. Ich kann mich erinnern, daß die Geschichte mit manchen anderen mir schon vor 15 Jahren mit Schmunzeln in Straßburg erzählt wurde. Die Elsässer haben Tränen in den Augen, als wir ihnen erzählen, daß seit einem Tage die Falkenkreuzfahne vom Münsterturme über das unversehrte Straßburg weht.

Hierhin gehört auch eine Geschichte, die uns ein alter Major später in Dijon erzählte. Ein Zugführer habe ihm da einen elsässischen Überläufer gemeldet, der angab, wo ein französischer Stab überrumpelt werden könnte. Der Elsässer sei nun unter Bewachung gestellt und eine Kompanie losgeschickt worden. Es habe alles programmgemäß geklappt, und der Regimentsstab sei gefangengenommen worden. Dann habe er sich den Elsässer kommen lassen, um ihm einige anerkennende Worte zu sagen. Lassen wir den alten Offizier mit seinen eigenen Worten weiterberichten: „Aber die Worte blieben mir im Halse stecken. Ich habe ihn einmal angeschaut, zweimal, und dann hab' ich gerufen: 'Ja sind Sie es oder sind Sie es nicht?'. Da hat er gesagt: 'Das bin ich wohl, Herr Hauptmann. Wachtmeister Schlegele (ich glaube, so war der Name) meldet sich zur Stelle!' Ich hatte meinen alten Batteriespieß gefangengenommen. Es hat ein langes Erzählen gegeben. Er ist als Elsässer 1918 auf seinem Weinbauernhof geblieben und von den

Franzosen als einfacher Soldat wieder eingezogen worden. Bei der ersten besten Gelegenheit ist er übergelaufen, und er hat mir nachher gesagt, er habe sich furchtbar vor mir geschämt in der olivgrünen Franzosenuniform. Aber er konnte ja wie seine Landsleute gar nichts dafür. Wir haben ihm dann einen Arbeitsanzug verpaßt, in dem er nach Hause fahren durfte."

Seit Tagen hören wir im Rundfunk Erinnerungen an den November 1918, an den entehrenden Tag von Compiègne, an die schmachvolle, haßerfüllte und demütigende Behandlung des durch den Zusammenbruch der Heimat unterlegenen Deutschen Reiches. Uns werden noch einmal die so unerhört harten Bedingungen ins Gedächtnis zurückgerufen, die den deutschen Unterhändlern in Compiègne diktiert wurden. All das Schwere jener Jahre wird noch einmal wach, das bittere Leid steigt wieder vor uns auf, das die einseitige Fortsetzung des Krieges durch den Feind nach dem Waffenstillstand über das deutsche Volk brachte, die Weiterführung der Blockade, die so vielen hunderttausend Frauen und Kindern das Leben kostete. Wie wird der Führer darauf antworten? Wie werden unsere Bedingungen sein, die er mit dem Duce in München besprach? Uns hat es mit tiefer Genugtuung erfüllt, daß am selben Orte und am gleichen Tische, an dem uns damals die Bedingungen des Waffenstillstandes diktiert wurden, heute die Franzosen die Waffenstillstandsbedingungen empfangen sollen und so die alte Schmach getilgt und gelöscht wird.

Vor Jahren sah ich in Paris einmal in einer Pathé-Wochenschau Bilder von einer Gedenkfeier in Compiègne und kann mir deshalb die Örtlichkeit ganz genau vorstellen: Die Gedenksteine mit den Inschriften, das hochmütige Denkmal mit dem abgestochenen deutschen Adler, das Museum mit dem Salonwagen des Marschalls Foch. Im Rundfunk wurde eine Übertragung des Aktes im Walde von Compiègne angekündigt. Ich hatte Kameraden darauf aufmerksam gemacht und muß nun erst einmal mit einem Seitengewehr ein Lagebild in den Sand zeichnen. „Da stand also der Wagen der Deutschen?“ — „Ja.“ — „Und da drüben der von Foch. Und in der Mitte?“ — „In der Mitte, wo die Gedenktafel mit der beleidigenden Inschrift liegt, stand damals nichts.“

Dann ist es soweit. Die Übertragung beginnt. Wir haben den englischen Beute-Affku angeschaltet, der hat noch etwas mehr Spannung als der andere, und hören nun ganz gut. Wir sind zutiefst gepackt von dem, was uns die Ätherwelle hierher an den Rand der Alpen trägt:

Zuerst den Jubel um den Führer und seine Mitarbeiter, dann den Präsentiermarsch, Stimmengemurmel, die Ankunft der Franzosen, die Worte des Generalobersten Keitel, der die Präambel der Waffenstillstandsbedingungen verliest. Er erinnert an den November 1918, an die entehrende und erniedrigende Behandlung Deutschlands und stellt dem gegenüber, daß Deutschland nicht beabsichtige, den Verhandlungen und Bedingungen den Charakter von Schmähungen eines tapfer unterlegenen Gegners zu geben. Zwei Völker, zwei Wesenszüge. Jetzt gibt er den Zweck der deutschen Forderungen bekannt:

- „1. Eine Wiederaufnahme des Kampfes zu verhindern,
2. Deutschland alle Sicherheiten zu bieten für die ihm auferzwungene Weiterführung des Kampfes gegen England sowie
3. die Voraussetzungen zu schaffen für die Gestaltung eines neuen Friedens, dessen wesentlichster Inhalt die Wiedergutmachung des dem Deutschen Reiche selbst mit Gewalt angetanen Unrechts sein wird.“

Kommandos hallen über den Platz, wie ein Schlag gegen Eisen klappt der Präsentiergriff. Man kann den Schritt des Führers auf knirschendem Kies genau vernehmen. Das Deutschlandlied löst die zur höchsten Erschütterung gesteigerte Spannung. Wir sind harte Soldaten und haben vor nichts Angst. Aber wir schämen uns der Tränen nicht, die wir so ganz verstoßen mit dem Sandrücken fortwischen müssen, als sei jedem eine Mücke ins Auge geflogen. Wir haben eben Geschichte erlebt, vielleicht die größte Stunde der deutschen Geschichte bis zu diesem Tage. Aber daß noch größere folgen werden, daran zweifeln wir nicht mehr.

„Ja, wer das alles wohl 1932 oder 1933 vorausgesagt hätte . . .“ — „Mensch, den hätten sie in eine Irrenanstalt gesteckt wegen unheilbaren Größenwahns.“ Der Kamerad hat recht. Wer wohl im Februar 1933 gesagt hätte, im Juni 1940 seien: Österreich in die Arme des Reiches zurückgekehrt, die Tschecho-Slowakei und Polen von der Bildfläche verschwunden, das Sudetenland deutsch, Böhmen und Mähren ein deutsches Protektorat, Polen bis zum Bug in deutscher Hand, Norwegen, Dänemark, Holland, Belgien, Luxemburg von deutschen Truppen — zum Teil nach hartem Kampf — besetzt und gesichert, Frankreich besiegt und größtenteils besetzt, in Compiègne der neue Waffenstillstand geschlossen, England isoliert —, Sand aufs Herz, was hättet ihr, liebe Leser, dem geantwortet? Wir alten Nationalsozialisten sind mit

einem unbändigen Glauben an die Zukunft des Reiches an die Arbeit gegangen, aber das, das, was wir jetzt erlebt haben: Nein, das hätte keiner, kein einziger von uns zu prophezeien gewagt, wenn es auch so manchem als Wunschtraum vorgeschwebt haben mag und er dann mit brennenden Augen über die Landkarten gebeugt saß und sich aus dem Unrecht an Deutschland voll Kraft sog für den Kampf um die Freiheit. —

Am nächsten Tage bleiben wir noch in Pont de Cheruy und machen schnell einmal einen Abstecher nach Lyon, um es uns näher anzusehen. Die Stadt steht ganz im Zeichen der feldgrauen Farbe. Am Rhonekai, auf den öffentlichen Plätzen, auf dem berühmten Place Bellecour parken in dichten Reihen die Fahrzeuge mit dem WH und dem WL. Vor den großen Hotels und der Kommandantur des französischen XIV. Armeekorps stehen deutsche Posten. Deutsche Korps- und Divisionsstäbe haben sich hier niedergelassen. Die Cafés sind voll von Soldaten aller Waffengattungen, ebenso die Geschäfte. Es werden Andenken und Ansichtskarten gekauft. Oben auf Fourvière und an der Drahtseilbahn drängen sich die Feldgrauen zu Hunderten. In den Nebenstraßen versuchen die Juden ihren Anteil an diesem Geschäft einzuheimsen. Mit schmierigen Gebärden nähern sie sich den Soldaten, machen ihnen in deutscher Sprache zweideutige Offerten oder bieten sich als Dolmetscher und Begleiter beim Einkauf an. Sie sprechen plötzlich vom schönen Deutschland, das sie so sehr lieben, und markieren die friedliebende Richtung des französischen Volkes. Sie hätten es ja immer gesagt, und sie wären Feinde der Abenteuerpolitik gegen den „grausen Hitler“. Dabei merkt man dem Gesindel das Lodzer Ghetto und den Kurfürstendamm noch an der Nasenspitze an. Die Franzosen, die diese krummnasige Gesellschaft noch als die größten Kriegsschreier gegen Deutschland im Gedächtnis haben, durchschauen sie sehr schnell, und es sind nicht wenige jüdische Geschäfte, denen in diesen Tagen von Franzosen die Fensterscheiben eingetrieben werden. Den Franzosen ist es plötzlich wie Schuppen von den Augen gefallen.

Der Sender Lyon, unrühmlich als Gesender bekannt, hat seinen Betrieb eingestellt. Das politische Personal ist geflüchtet. Es bestand überwiegend aus Juden. Die Lyoner Zeitungen „Le Nouvelliste“ und „Lyon Republicain“, die früher so besonders gemein gegen Deutschland heizten, erscheinen weiter, sind aber auffällig zahm und korrekt geworden. Die Waffenstillstandsbedingungen und die Verhandlungen in Compiègne sind ihr Hauptthema und auch das Hauptgesprächs-

thema der Bevölkerung. Dabei ist eins interessant: Das Bürgertum glaubt weiter an England, das schon Hilfe bringen werde. Noch ist der Überfall von Oran ja ungeschehen. Die Arbeiterschaft aber schimpft Mord und Brand auf die Engländer, die Frankreich in den Krieg geheizt und so seine trostlose Lage verschuldet hätten. Was für ein soziales Elend es doch in den Arbeitervierteln dieser glorreichen Demokratie gibt, die sich lange Jahre mit den Spargroschen des deutschen Volkes mästete. Hier hat jeder die Freiheit, die er braucht, auch die Freiheit, in Dreck und Elend zugrunde zu gehen, ohne daß sich auch nur ein Mensch darum kümmert. Das sind in der Demokratie persönliche Angelegenheiten. Ich verlange an einem Kiosk eine Zeitung. Der Verkäufer spricht ein drolliges Gemisch von Französisch und Deutsch. Er war in deutscher Kriegsgefangenschaft und hat einmal in der Schweiz gearbeitet. „Oui“, sagt er, „man muß relire tous des bobards noch eine Mal, welche man 'at erzählt nous seit eine an dans les canards: alors man wird — wie 'eissen doch die swere wort — se'en, welches sein la vérité und welches sein le bourrage de crânes. Ich sagge depuis un an la presse 'at nous — wie sein die deutsche wort von menti?“ — Ich helfe aus: „Gelogen.“ — „Naturellement: geloggen. Es sein nick so viele wahr“, und dabei schnippt er mit den fingern. Ich antworte ihm, nicht ein Jahr habe man das französische Volk belogen und betrogen, sondern zwanzig Jahre lang.

Am Abend rücken wir noch nach Bourgoin vor, einer Seidenstadt im Südosten von Lyon. Unsere Panzerdivision soll versuchen, Fühlung mit den Italienern zu bekommen, die auf den beiden Straßen von Turin über den Mont Cenis und über den Mont Genève nach Durchbrechung der schweren Grenzbefestigungen zwischen den Dreitausender- und Viertausendergipfeln auf Grenoble marschieren werden. Wir werden ihnen nach Grenoble entgegenkommen, das der Schlüsselpunkt für die ganzen französischen Stellungen im Abschnitt der mittleren Alpen ist.

Im Parke der Villa eines Seidenfabrikanten ziehen wir unter. Dort hören wir im Rundfunk die Nachricht, daß die Franzosen den Waffenstillstand unterschrieben hätten. Sechs Stunden nach Unterzeichnung des Waffenstillstandes mit den Italienern soll er in Kraft treten. Nun, nachdem wir eine neue große Aufgabe vor uns sehen, möchten wir fast hoffen, daß er noch einige Tage, eine Woche auf sich warten lasse, denn das neue Ziel lockt.

Aus Schweren Panzerjägern werden Gebirgsjäger.

Gebirgskrieg vor Grenoble

Am 23. Juni in aller Frühe wird noch einmal Fahrzeuginventur gemacht. Was irgendwie schwach auf der Brust ist und für steile Höhenstraßen nicht in Frage kommt, ist schon in Pont de Cheruy zurückgelassen worden. Alle überflüssigen Lasten sind auch dort geblieben. Es ist vom Korps befohlen, daß zur Aufrechterhaltung eines zügigen Vormarsches, von dem der Erfolg abhängt, auf schmalen Gebirgsstraßen notfalls Fahrzeuge, die liegenbleiben, den Gang heruntergestürzt werden müssen. Da hat jeder noch einmal aussortiert, was er nur entbehren konnte, denn, um sie die Berge hinabzustürzen, waren uns doch manche Dinge zu schade.

Das Panzerkorps greift die Verbindungs- und Nachschubwege der französischen Alpendivisionen an, vom Montblanc bis nach Grenoble und das Isèretal hinunter. Wir wissen, daß wir auf frische Kampfkraftige und noch unverdorbene Divisionen stoßen und es kein leichter Kampf werden wird. Aber wir sind froh und glücklich, daß uns allein nach der Verfolgung des Feindes noch einmal eine richtige Kampfaufgabe gestellt worden ist. Zum ersten Male in der Kriegsgeschichte werden Panzertruppen Gebirgskrieg führen.

Unsere Marschgruppe rückt auf der Straße Lyon—Grenoble nach Südosten vor. Die anderen Marschgruppen links neben uns sind gegen das obere Isèretal angesetzt, rechts von uns strebt eine andere Panzerdivision dem unteren Isèretal zu. Wir haben den wichtigsten Stoß zu führen, geradewegs auf die Berg- und Felsenfestung und Straßenspinne Grenoble zu.

Als wir morgens in Bourgoin abfahren, regnet es, was vom Himmel will. Die Wolken liegen tief in den Tälern und hängen uns die mit Spannung erwartete Gebirgsicht zu. Wir haben die Radgummimäntel an, Zeltbahnen übergedeckt, aber es bleibt ungemütlich. Schließlich hat der Wettergott dann doch ein Einsehen. Es ist doch zu verstehen, daß wir von der berühmten Fernsicht auf das Gebirge auch etwas haben wollen. Es klart auf. Sogar die Sonne entschließt sich, dann und wann einen Blick in dieses herrliche Land zu werfen. Wir

haben schon starke Steigungen in vielen Windungen hinter uns und sind nun auf einer Hochebene. Weit vor uns fällt sie noch einmal ins Isèretal ab. Dahinter leuchten blaue und rote Felswände, die über der Baumgrenze Hunderte von Metern aus grauen Geröllkaren senkrecht aufwachsen und zuweilen über steilen Abstürzen Stein, Eis und Schnee hoch über sich hinauftürmen zu weltenfernen Thronen Gottes. Das sind die Dreitausender und Viertausender der Westalpen, die ihre Gipfel weit über unsere Erde in die Ewigkeit recken, felsgewordene Sinnbilder der Menschheit, die wie sie aus den Niederungen zum Lichte strebt, zu Zügeln, Höhen, Bergen und Gebirgen wächst und doch nur wenige Auserwählte gebiert, denen das letzte, höchste Gipfelglück zuteil wird.

Schnee auf den Felsen — im Juni. Wieder etwas für unsere Niederdeutschen, unsere Flachlandmenschen, was sie noch nie sahen. Beim nächsten Halt ist die schönste Unterhaltung darüber im Gange, und wir haben alle Hände voll zu tun, das Phänomen zu erklären und den Wissensdurst zu befriedigen. Aber daß man sich dort oben im Schnee den tollsten Sonnenbrand holen könne, schlimmeren als je in der Ebene, das glauben nun einige absolut nicht und meinen, ich wollte ihnen wohl einen Bären aufbinden. Das hat man nun von seiner Mühe. Aber es ist schon wahr, man muß das alles erst einmal am eigenen Leibe erfahren haben, ehe man aus seiner Skepsis gelöst ist. Wie viele Kinder glauben an die Gewalt des Feuers erst, wenn sie einmal die Finger hineingesteckt haben, und wer ist nicht einmal auf den Trick hineingefallen, bei Frost die Zunge an Eisen zu halten, und dann daran kleben geblieben.

Im Südosten liegt Grenoble. Von dort aus fließt die Isère zwischen steilen Felswänden auf uns zu. Bei Voreppe, wo die Straßenbahn von Grenoble endet, biegt der Fluß in spitzem Winkel nach Südwesten um. An der Biegung weitet sich das bis dahin enge Tal zu einem großen Kessel. In der Mitte dieses Kessels liegt das Städtchen Moirans. Von Nordwesten nach Südosten führt von Rives über Charnecles die Straße Lyon—Grenoble mitten durch diese Stadt, dann durch die Weite des Tages, und taucht bei Voreppe wieder zwischen die Felsen, die der Isère von Grenoble bis hierher das Geleit gaben. In der linken, östlichen Ecke des Tales liegt der Kurort Voiron, Ausgangspunkt mehrerer Höhenstraßen. Von den beiden Torpfeilern, die den Eingang nach Grenoble bei Voreppe bewachen, ist der linke der etwa 1000 Meter hohe Grand Bois, der rechte der ebenso hohe Montaud. Hinter dem

Grand Bois sehen wir die Spitzen des Chartreuse-Massivs mit dem 2000 Meter hohen Rocher de la Supe, hinter dem Montaud die 1600 Meter hohe Pyramide de la Buffe. Oben von Rives aus ragen auch noch die viel höheren Gipfel des Belledonne- und Vanoise-Gebirges in das Blickfeld.

Vor Rives werden wir angehalten. Von vorn hallt Kanonendonner mit mächtigem Echo aus dem Tale. Wer schießt? Die Vorhut muß doch den Talkessel von Moirans schon überwunden haben und sich vor Grenoble befinden. Jedenfalls geht es nicht weiter. Es ist vorn zu Zusammenstoßen gekommen. In die Felsen, die den Eingang zum Isère-tal vor Grenoble beherrschen, sind Batterien und MG.-Nester sehr geschickt eingebaut und beherrschen die Zufahrtsstraßen im Talkessel. Niemand weiß genau, wo sie sich befinden, da keine Mündungsfeuer zu sehen ist und der Nachhall der Schüsse die Möglichkeit zu genauem Erkennen der Schußrichtung etwas verwischt. Leutnant Schwandt ist gefallen, ein alter Berliner Bekannter, Schriftleiter am „Völkischen Beobachter“. Mit ihm haben zwei Panzerschützen ihren Fahne neid mit dem Leben besiegelt.

Ein Meldesahrer holt den Chef zum Kommandeur des Panzerregiments. Wieder hallt der alte Kampfruf: „Schwere Panzerjäger vor!“ Wir fahren die abschüssige Ortsstraße in Rives hinunter in eine Mulde, über einen Bach, wieder hinauf nach Charneclès, und haben nun den Talkessel vor uns. Links an der Straße steht der Regimentsstab, in den Gärten halten fliegergedeckt Panzer und Wagen. Das Schützenbataillon ist schon ins Tal auf Moirans vorgestoßen, wir sollen als schwere Waffe sofort folgen. Die Panzer biegen nach links und rechts ab, denn über die unter gut gezieltem Artilleriefeuer liegende Straße nach Grenoble vorzufahren, wäre glatter Selbstmord.

Bis Moirans kommen wir gut hinunter, fahren durch die kurvenreiche Straße und werden am Ortsausgang im Schutze eines Bahndammes angehalten. Die Batterien, von denen die weitere Vormarschstraße bis Voreppe unter Beschuß gehalten wird, sind immer noch nicht entdeckt. Trotzdem wird eine Schützenkompanie gegen Voreppe antreten. Der Vormarsch muß infanteristisch durchgeführt werden, weil jedes Fahrzeug wütend mit Artillerie beschossen wird. Die Schützen sitzen ab und gehen gruppenweise längs der Straße in den Gräben vor. Wir legen uns auf den Bahndamm und suchen mit den Gläsern immer wieder fels und Wald ab. Eins haben wir jetzt heraus, die Artillerie

steht irgendwo auf dem Grand Bois, denn diese Richtung zeigen alle Einschläge an. Von den MG.s dagegen müssen die meisten drüben auf dem Montaud eingebaut sein. Inzwischen ist auch rechts eine Kompanie der Schützen im Vorgehen. Das Gelände zwischen Straße und Fluß ist versumpft und sehr ungeeignet dafür. Man ist hier tatsächlich an die Straße gebunden. Die Schützen müssen nun schon kurz vor Voreppe sein. Unten im Grand Bois sehen wir Höhleneingänge und erkennen Bewegungen. Flüchtlinge oder Widerstandsnester? Aber die da vorn werden sich schon darum kümmern.

Endlich darf ich auch nach vorn. Ich soll feststellen, ob die Schützenkompanie schon irgendwelche zweckdienlichen Beobachtungen gemacht hat. Es sind schon mehrfach Kräder vorgefahren, also wird ein Krad genommen. Gefreiter Sch. fährt mich. Zunächst geht alles nach Wunsch. Aber als wir um die erste Straßenkrümmung biegen, schlagen plötzlich Granaten um uns ein. Krrack! ... haut die erste 20 Meter hinter uns in die Straße ... Krrack! ... Das war die zweite. Quittiii ... pfeifen die Splitter vorbei. Die lag noch näher. Die nächsten krepieren am Straßenrand. Es wird höchst ungemütlich. Die beschießen doch wahrhaftig ein Krad mit Artillerie. Wir müssen von der Straße weg. Aber wohin? Links an der Straße steht ein Haus mit Garten. „Los, dort drüben in den Garten und gleich hinter das Haus.“ Sch. bringt sein Krad in Sicherheit. Weiter können und dürfen wir auch nicht fahren. Ich muß aber weiter vor, denn der Kompaniechef der Schützen ist ganz vorn. Zuerst links, dann rechts der Straße arbeite ich mich im Graben sprungweise voran. Die Baumkronen links sind von Granaten zerfetzt. Der Straßenbelag ist durch Einschläge aufgerissen. Rechts steht ein zerschossener Omnibus. Die Einschläge liegen jetzt so dicht am Straßenrand, daß wir volle Deckung nehmen müssen. Neben mir pressen sich einige Männer einer Schützengruppe, die auch nach vorn müssen, fest an den Grabenrand. Fünfzehn, zwanzig Minuten liegen wir so. Dann ebbt das Feuer der Gebirgsgeschütze ab. Ich habe wohl noch 300 Meter zu laufen. Das will ich in einem Sprunge machen, ehe die B-Stelle der Artillerie die neue Bewegung am Straßenrand an die Batterie weitergegeben haben kann. Diese B-Stelle kann von dort oben aber auch jede Bewegung in diesem Tal erkennen. Vorsichtig nehme ich den Kopf hoch. Es bleibt ruhig. Nur von rechts ist MG.-Feuer zu hören. Ich ziehe die Beine an, schnelle mit einem Sprung auf die Straße und renne mit feuchtem Atem unter den Bäumen entlang nach vorn. Mit einem

Male macht es zwei Meter vor mir „Krumms!“ Zu meinen Füßen blitzt etwas auf, es zischt, klappert metallisch auf dem Pflaster. Das alles geht so schnell, daß der Entschluß, mich seitwärts hinzuwerfen, zu spät kommt. Fast bin ich mit dem nächsten Schritt auf die Granate getreten. Explodiert sie nicht? Zerreißt nicht die Sprengladung sie mit knirschendem Knall in hundert Splitter? Das Warten während eines zögernden Schrittes dünkt mich eine Ewigkeit. Dann fällt mein Blick auf das blinkende Etwas. Ich fasse zu, lasse es aber schnell wieder los: Ich habe mir die Hände verbrannt. Mit einer Ecke der Feldbluse fasse ich nun die Granate und nehme sie mit. Ein Ausbläser! Durch den flachen Aufprall ist die Verschraubung mit dem Aufschlagzünder abgeplatzt und die Sprengladung ausgebrannt. Die Granate krepitierte nicht. Was habe ich da wieder für einen Dussel gehabt. Einen Augenblick lang schien mir der Herzs Schlag zu stocken, und jetzt klopft mir das Herz bis zum Halse. Ob das vom Laufen ist oder von dem kleinen Schreck in der Abendstunde? Die Granate kommt zu Hause auf ein Bücherregal. Sie wird mitgenommen, auch wenn sie ein ziemliches Gewicht hat. Das Ergebnis meiner Erkundung ist, daß die Schützen Anhaltspunkte für die Lage der feindlichen B-Stelle gefunden haben.

Die Batterie schweigt erneut. Munitionsmangel? Dauert der Transport da herauf zu lange? Die Schützen haben Verluste gehabt: Allein eine Kompanie meldet elf Tote, zwei Feldwebel darunter, und viele Verwundete, die mit Krädern nach hinten geschafft werden. Der General ist plötzlich da. Er will selbst sehen, was hier zu machen ist. Der Chef ist mit den Zugführern ebenfalls nach vorn gekommen. Ich treffe sie am Kompaniegefechtsstand der Schützen. Der General macht eine Bemerkung, aus der ich die Worte entnehme: „Die Herren der Schwere Panzerjäger immer ganz vorn, wo etwas los ist.“ Das ist ein ganz mächtiges Lob. Es steht im übrigen nun fest: Ohne Inbesitznahme der beiden Torpfeiler ist der Taleingang nicht in die Hand zu bekommen, ohne daß rücksichtslos Menschen und Material geopfert werden. Das aber ist nicht nötig, denn es kommt auf einen Tag ja gar nicht mehr an.

Im Schutze der Dunkelheit werde ich noch einmal bis zum Ortseingang von Voreppe vorgeschickt, wo die Spizenkompanie nun unmittelbar hinter der vordersten Sicherung in den festen Gewölben eines Fabrik- oder Speichergebäudes ihren Gefechtsstand aufgeschlagen hat. Man richtet sich dort gerade für die Nacht ein. An Schlaf ist natürlich nicht zu denken. Es wird die Verpflegung der Kompanie geregelt, die

Einteilung der Sicherungsposten, die Munitionsausgabe und was es sonst bei einer Kompanie zu erledigen gibt. Hauptmann Schl. ist nicht da. Er ist zur Brigade gefahren. Ich sollte fragen, was wir im Morgen-grauen noch zur Unterstützung der Schützen tun könnten. Nach einigem Warten treffe ich ihn auf der Rückfahrt: Die Schützen nähmen ihre Sicherungen einige 100 Meter aus der Feuerzone zurück. Neue Befehle kämen noch.

Lange nach Mitternacht sinken wir todmüde in einen festen Schlaf. „Verflucht nochmal, drängeln Sie doch nicht so. Es kommen ja alle mit.“ Ich habe das wohl laut gesagt, denn irgendwer drückt dauernd gegen meine Schultern und reißt mich fast um. Ich stehe doch in Berlin in der S-Bahn, und es ist proppenvoll. Jetzt schnarcht auch noch einer wie eine ganze Sägemühle. „Herr Feldwebel, Herr Feldwebel, nun wachen Sie doch auf.“ Es hat wohl eine ganze Weile gedauert, bis ich endlich weiß, was los ist. Wir sind ja gar nicht in Berlin in der S-Bahn, und das ist der Gefreite Bl., der mich da an den Schultern gepackt hat, schüttelt und mit der Taschenlampe anleuchtet. „Es ist ein Befehl gekommen.“ — „Geben Sie her!“ Das Papier enthält den Marschbefehl für den 1. und 2. Zug. Sie müssen sofort abfahren. „Also wecken Sie sofort Leutnant B. und Leutnant K. und bitten Sie sie zum Chef. Dann müssen die Züge alarmiert werden. Die Wache übernimmt der 3. Zug. Dort Bescheid sagen.“ Das Kartenbrett liegt hinter meinem Kradmantel, der als Kopfkissen dient. Der Chef ist von dem Geräusch eben wach geworden. Er vergleicht den Befehl mit der Karte und weist nun die Zugführer ein. Er hat wohl abends bei der Brigade schon von den neuen Absichten gehört. Die Torpfeiler am Eingang zum Isèretal, Grand Bois und Montaud sollen durchs Gebirge umgangen und abgeschnitten werden. Der 1. Zug ist mit Panzer- und Schützenkompanien gegen den Montaud angesetzt. Es soll dazu eine Brücke über die Isère geschlagen werden. Der 2. Zug ist einem MG.-Bataillon unterstellt, das wie wir als Geerestruppe der Panzerdivision zugeteilt ist, und wird über Voiron das Grand Bois umgehen und angreifen. Wir werden also motorisierte Gebirgsartillerie und haben mordsmäßig viel Spaß an dieser neuen Aufgabe, denn der Soldat liebt die Abwechslung und das Neue.

Die Züge rücken ab. Das Wetter ist wieder trübe und regnerisch geworden. Der Chef will morgens beide Züge aufsuchen. Der 1. Zug steht immer noch in La Fure. Das Unternehmen wird wohl abgeblasen werden, da in dem reißenden Gewässer ohne das Spezialbrückengerät

der Gebirgsdivision der Brückenschlag nicht möglich sein wird. Nun geht es zum 2. Zug. In Voiron steht schon ein Einweiser. Es geht eine Höhenstraße hinauf, die sich immer am Rande des Talkessels entlangzieht und uns eine wunderbare Aussicht schenkt. Allmählich wird die Straße schmaler und steiler. Stellenweise ist sie in den Felsen eingesprenzt und durch Steinbarrikaden künstlich verengt. Dem Chef stehen die Haare zu Berge, als die Steigungen gar kein Ende nehmen wollen und bis zu 30 Grad betragen. „Hier sind die wirklich mit den schweren Zugpanzern und Geschützen hinaufgefahren?“ fragt er den Radfahrer E., der uns abgeholt hat. „Und die Zugpanzer haben das ausgehalten? Die Motoren, die Raupenketten haben das geschafft?“ Es ist wirklich unglaublich, was das Material leistet und verträgt. Die Fahrer sind noch nie Gebirgsstraßen gefahren, und nun hatten sie als Anfang gleich diese Straße zu bewältigen. Endlich sind wir auf der Paßhöhe. Links auf einer Wiese stehen das vierte Geschütz und die Munitionswagen. Die Männer grinsen, als der Chef anhält. Sie haben sich die ganze Zeit schon darauf gefreut, was er wohl für ein Gesicht machen wird, wenn er sie hier oben findet. Der Chef hat Verständnis dafür und lacht mit. Er erkundigt sich nochmals nach den Motoren, freut sich über die unglaubliche Leistung und erfährt, daß Leutnant K. ein Geschütz schon weiter oben eingesetzt hat und französische Gebirgsstellungen beschießt. In diesem Augenblick kommt Hauptmann G., Kommandeur des MG.-Bataillons, gerade von dort zurück, begrüßt den Chef strahlend und fährt mit ihm weiter vor zu seinem Gefechtsstand und zur vordersten Stellung. Von da kommt der Chef begeistert zurück. Das vierte Geschütz soll sofort geholt werden. Der Chef weiß eine feine Stellung dafür. Von Voreppe, dem Dorf, das im Eingang zu dem Schlauch vor Grenoble liegt, führt hinter dem Grand Bois eine Straße durch ein Seitental in das Chartreuse-Gebirge hinein. Wir stehen nun in St. Julien hoch über diesem Tal und können die Ortschaften und die Straße mit einem Geschütz völlig beherrschen. Da unten fahren harmlos Panzerwagen spazieren, hinter Straßensperren stehen Geschütze, und drüben in den Felsen des fast 1800 Meter hohen Mollard de Chaleur, neben dem der 2000 Meter hohe Rocher de la Supe mit Gipfelkreuz jenseits des schmalen Tales sich in den Himmel reckt, sind eine Gebirgsbatterie und MG. in den Felsen festgestellt worden. Uns hat hier oben noch niemand bemerkt.

Zunächst ist es schwer, unser Geschütz richtig in Stellung zu bringen.

Wir müssen eine Gausecke mit der Spitzhacke beseitigen, und als dann der erste Schuß kracht, fallen uns die Fensterscheiben auf den Kopf, und das ganze Haus bebt in seinen Grundfesten. Der Schuß setzt einen Panzerwagen außer Betrieb. Die nächsten gehen in eine Straßenbiegung, an der sich Männer bewegten, wahrscheinlich eine Truppenansammlung. Aus einer Straßensperre mulmt der Staub in dicker Wolke auf. Jetzt ist die Straßensperre in St. Joseph dran, hinter der drei Geschütze klar zu erkennen sind. Die Geschützbedienungen laufen durcheinander und schleppen Verwundete oder Tote mit. Die Geschütze sind zer schlagen. MG.-Stellungen in der Felswand werden mit Panzerkopfgrenaten beschossen. Das gibt in dem Gestein eine mächtige Splitterwirkung. Da wir die Batterie direkt nicht fassen können, schießen wir in die Felswand darüber und sehen, wie Splitter und Felsbrocken wie ein Regen aus Erz auf die Geschütze niedergehen. Die Männer vom MG.-Bataillon, die sich schneidig hier herauf durchkämpften, steigen nun mit einem Stoßtrupp in das Tal hinunter und besetzen ein großes Straßenstück mit einem unter uns liegenden Dorf. Damit ist die Straße auch tatsächlich unterbrochen. Inzwischen hat das vierte Geschütz noch einen zweiten Panzer entdeckt und abgeschossen. Er steht im Garten eines Hauses.

Gegen Mittag öffnet der Himmel wieder seine Schleusen. „Es flärt sich auf zum Wolkenbruch“, würde man dazu in Berlin sagen. Unteroffizier Ue. holt den 1. Zug auch hier herauf. Arbeit gibt es genug. Hauptmann G. bespricht mit seinen Kompaniechefs den Angriff auf den Grand Bois, wo noch eine 6,5-cm.-Gebirgsbatterie — die berühmte, die uns gestern so ärgerte — und einige MG.-Trupps im Walde stecken müssen. Ein Geschütz von uns soll auch eingesetzt werden.

Das dritte Geschütz (Unteroffizier Sch.), das Leutnant R. morgens auf einer Felsplatte in Stellung gebracht hatte, kann ebenfalls stolze Erfolge melden. Es hat feindliche MG.-Nester erledigt, das Dorf Pommiers unter Feuer genommen und den Feind in die Flucht getrieben, die 6,5-cm.-Batterie beschossen, auch mit gleicher Taktik: Beschuß der Felsen über und hinter der Batteriestellung, Abprallerschießen. Dabei haben französische MG.-Garben eine Wand des Holzhauses neben dem Geschütz regelrecht zersiebt. Auch das Geschütz und der Zugpanzer sind mehrfach, aber unwesentlich getroffen worden.

Von St. Julien aus sind Stoßtrupps des MG.-Bataillons wieder ins Tal hinuntergestiegen und holen nun die abgeschnittenen und ver-

sprenkten Franzosen aus ihren Schlupfwinkeln. Ein Marktetenderwagen mit allerlei brauchbaren Dingen fährt ihnen in die Arme, und ein 6,5-cm-Geschütz mit Munition können sie den Franzosen ebenfalls abnehmen. Wissensdurstig, wie Soldaten es nun einmal besonders dann sind, wenn sie erbeutete Waffen in die Hand bekommen, wird mit dem Geschütz sofort ein allgemeines Preisschießen in die Felsen veranstaltet.

Das Quertal, das von Voreppe an der Pforte des Isèretales vor Grenoble hinter dem Grand Bois nach Osten ins Gebirge vorstößt und eine tiefe Kerbe zwischen die Zweitausender des Chartreuse-Gebirges und das Grand Bois schlägt, ist also nun im mitttelsten Teil in unserer Hand. Der Besatzung des Grand Bois ist der Rückweg abgeschnitten, weil das Quertal von Voreppe an auf etwa 13 Kilometer unter dem Feuer unserer Geschütze liegt. Was drüben in den Felsen der Chartreuse-Berge saß, ist durch Geschützfeuer dezimiert, zermürbt und zur Übergabe gezwungen worden. Daran wirkten auch zwei Haubitzen mit, die von der Artillerie mit Zugkraftwagen auf die Paßhöhe der Straße geschafft wurden. Diese Paßhöhe beträgt etwa 800 Meter. Noch 200 Meter wuchtet der bewaldete Klotz des Grand Bois über unsere Stellung hinweg.

Der Kommandeur der Panzerbrigade, Generalmajor K., ist schon wieder — wie immer — ganz vorn und läßt sich Vortrag über die Lage halten. Er bezeichnet die Einnahme des Grand Bois als den Erfolg des Tages. Sie würde uns den weiteren Vormarsch auf Grenoble ermöglichen und uns eine beherrschende Stellung über dem Isèretale geben. Als gegen 14 Uhr der Dauerregen verrinnt und die tiefliegenden Wolken den Grand Katz, den Gipfel des Grand Bois, freigeben, befiehlt Hauptmann S. den Angriff. Er wird — soweit es geht — motorisiert durchgeführt. Auf schmalen, ausgewaschenen Pfaden kriechen die Fahrzeuge mit summenden Motoren im zweiten, im ersten Gang bergan. An einem Bauernhof geht es nicht mehr weiter. Die Fahrzeuge müssen zurückgelassen werden. Die Artilleristen gehen mit ihrer Haubitze in Stellung und beschießen einige Gehöfte, in denen noch Franzosen stecken, und eine größere Gruppe, die am jenseitigen Gang zu flüchten versucht. Die Einschläge liegen so gut, daß auf einem Gehöft, aus dem vorher noch geschossen wurde, eine weiße Fahne gehißt wird.

Leutnant B. hat sich kurzerhand ein MG. geschnappt und damit eine flüchtende Gruppe außer Gefecht gesetzt. Die Burschen sind zäh, das

muß man ihnen lassen. Zentimeterweise, damit wir es nicht merken sollen, schiebt sich einer auf dem Bauche am Gang vor, bis er einen Verwundeten erreicht hat. Er kriecht unter den Verwundeten und mit diesem auf dem Rücken 200 Meter weiter zu einem Gehöft. Für die 200 Meter braucht er weit über eine Stunde. Wir lassen ihn gewähren, denn wir schießen nicht, wie die Franzosen gestern, auf Verwundete.

In langem Zuge werden die Gefangenen aus dem Gehöft heraufgebracht: Ein Offizier und 52 Mann. Sie gehörten zur Besatzung des Grand Bois. Der Leutnant ist Strumpffabrikant in Trois bei Reims und erzählt in holprigem Deutsch von seinen Besuchen in Chemnitz, das für ihn der Inbegriff Deutschlands ist. Die anderen sind aktive Soldaten, gemischt mit wege-, berg- und ortskundigen Reservisten aus der Gegend. Das Regiment liegt in Grenoble in Garnison. Die Gefangenen machen einen guten Eindruck und sind in ihren Aussagen sehr zurückhaltend.

Unsere Geschütze haben wir auf einer Wiese zurückgelassen, um erst einmal den Weg zu erkunden. Leutnant K. und ich sind mit einem Wagen des MG.-Bataillons noch ein Stück weiter hinaufgefahren, bis wir die Spitzengruppe erreicht haben und Rinnen und Baumstämme ein Weiterfahren unmöglich machen. Wir schließen uns der Spitzengruppe an. Was war das eben . . . ? Ein MG. hämmert die Lichtung entlang. Der Fall der Schüsse bricht sich vielfältig in den Felsen. Das war genau vor uns. „Weit ausschwärmen, große Abstände“, befiehlt der Zugführer. Wir hasten weiter. Aber das Rennen bergauf hat keinen Zweck, wir müssen bei Atem bleiben. Die MG.-Schützen haben sich geteilt und verfolgen verschiedene Pfade. Sie sind alle vom Jagdsieber erfaßt. Es ist die reinste Treibjagd. Ich bin mit einem Feldwebel an der Spitze, als vor uns Äste krachen, losgetretene Steine bergab poltern. Nun aber vorsichtig, damit sie uns nicht überraschen. An einer Lichtung steht ein Unterstand aus Borke für Waldarbeiter. Hier muß das Geräusch gewesen sein. Wir suchen sorgfältig nach Spuren wie Fahrtenleser zu Winnetous Zeiten. Zu hören ist nichts mehr. Schließlich setzt der Zug den Vormarsch fort. Da fällt der Blick des Feldwebels in das an drei Seiten offene Borkenhäuschen. Was ist denn das? Da stehen doch an der Wand Gewehre und ein MG. Der Lauf des MG.s ist noch warm. Munition liegt herum, Magazingurte, Patronentaschen, Lederzeug. Weit können die noch nicht sein. Aber sie müssen irgendwo

unseren Männern in die Arme laufen. Als wir wieder unten sind, werden sie schon angebracht.

Inzwischen ist der Gipfel erreicht. Man hat von da oben ein unvergleichliches Alpenpanorama. Sogar der Montblanc soll ja bei gutem Wetter zu sehen sein. Zu Füßen des Berges liegt der Kampfplatz von gestern, und wir stehen in den Stellungen des Feindes. Hauptmann S. kann melden: „Grand Bois von MG.-Bataillon 1 besetzt.“ Der Vormarsch auf Grenoble kann weitergehen. Eine Kompanie rollt noch den Rest des Tales bis Voreppe auf und besetzt Pommiers.

Wir freuen uns schon auf den nächsten Tag. Gleich morgens soll der erste Zug hoch über dem Isèretal über Voreppe die französischen Unterstände im jenseitigen Gang des Montaud zerstören. Wir suchen uns Quartier in einem der Kurheime, von denen in Parks und Gärten hier eine ganze Menge steht. Die Kurgäste, die durch den deutschen Vormarsch von ihren Heimatorten abgeschnitten sind, tun ganz unbefangen und laufen ungeniert im Kampfgelände herum. Nur wenn geschossen wird, sausen sie in die Keller.

Das vierte Geschütz hat inzwischen St. Joseph im Tale erneut unter Feuer genommen. Einige Häuser brennen. Die Franzosen waren dort unten noch einmal rudelweise aufgetaucht und hatten versucht, die zerstossene Straßensperre wiederherzurichten und Waffen in Stellung zu bringen. Das ist ihnen sehr schnell vergangen, als die ersten Granaten genau zwischen ihnen krepitierten. Man müßte in der Nacht St. Joseph umgehen und abkneifen. Das wäre ein feiner Auftrag. Auf der Straße werden wohl Minen liegen, aber die Gräben diesseits des Ortes geben gute Deckung für ein Vorgehen.

Es ist spät geworden und dunkelt bereits. Wir haben heute Sonnwendtag. Sonst standen wir in dieser Nacht auf Bergeshöhen um den flammenden Holzstoß, sangen die Lieder unseres Kampfes und erneuerten unter gestirntem Himmel, den Blick in die göttliche Ewigkeit gewandt, den Schwur, unter dem unser Leben steht: Deutschland und Adolf Hitler! Dieses Jahr können wir keine lodernde Flamme, kein Feuerzeichen entfachen. Dafür brennt in unseren Herzen die Liebe zu Deutschland doppelt hell. Wir haben, seit der Führer uns den Befehl gab, nun gegen den Feind anzutreten, dessen Ziel es seit 300 Jahren ist, Deutschland auszulöschen, ein Sonnwendfeuer entfacht, das alle weit überstrahlt, die sonst in der Heimat von Berg zu Berg an diesem festlichen Tage als unendliche Feuerkette die Einheit des Volkes kündeten.

Um 22 Uhr hören wir wie immer die Nachrichten. Sie beginnen mit einer schicksalsträchtigen Mitteilung: Um 19.35 Uhr deutscher Sommerzeit ist das Waffenstillstandsabkommen zwischen Frankreich und Italien in Kraft getreten. Damit tritt um 1.35 Uhr morgens am 25. Juni zwischen Deutschland und Italien einerseits und Frankreich andererseits Waffenruhe ein.

Der Krieg im Westen ist damit beendet!

Wir können das so schnell noch gar nicht fassen: Der Krieg beendet. Eben haben wir noch Pläne für morgen geschmiedet. 46 Tage haben wir gekämpft, 46 Tage sind wir Tag für Tag vormarschiert und hatten nie daran gedacht, daß das ja eines Tages zu Ende sein, zwangsläufig aufhören müsse. Der Krieg ist unser Beruf, unser Schicksal geworden. Was vordem zu Gause war, dünkt uns weltenfern, weil das Geschehen so riesig ist, das zwischen dem ersten Tage und heute liegt. Wir sind nur noch Soldaten. Und nun heißt es: Der Krieg im Westen ist beendet.

Natürlich werden wir nicht schon morgen den grauen Rock ausziehen und heimfahren. Man wird uns wohl noch brauchen, denn nun muß das eroberte Gebiet geschützt werden. Besatzungstruppen werden Frankreich sichern. Und was wird mit England? Der Krieg gegen die Insel ist nun unsere große Loffnung, denn der Kampf wird uns jetzt fehlen, wenn das geruhige Dasein der Besatzungstruppe beginnt.

So sang- und klanglos können wir diese Nacht nicht vorbeigehen lassen, die nun doch eine Sommernacht in des Wortes wahrhaftigster Bedeutung geworden ist. Zuerst waren wir ernsthaft, denn die Nachricht hat wohl in eines jeden Brust einen Sturm der Gefühle geweckt und manche Erinnerung heraufbeschworen. Doch dann sind wir ausgelassen wie Kinder, stoßen an, singen, lachen. Um Mitternacht läßt der Chef Salut schießen. Der letzte Kriegstag im Westen wird mit Kanonendonner empfangen. Er lebt ja nur noch anderthalb Stunden. Ich darf den letzten Schuß in diesem Kriege aus unseren Geschützen lösen. Siebenmal hallt er von den Bergwänden wider.

Eigentlich sollte, wer wachfrei ist, ruhen, aber wer kann denn schon die Stunde dieses Waffenstillstandes verschlafen! Man erlebt sie ja nur einmal. Wir können sie nicht gemeinsam verleben, weil die Kompanie ganz auseinandergerissen ist: Zwei Geschütze sind zur Sicherung eingesetzt, der 3. Zug und der Gefechtstross sind unten in Moirans. Beim MG.-Bataillon wird sie feierlich begangen. Eine Kompanie

ist angetreten. Der Kompaniechef spricht zu Herzen gehende Worte. Der Himmel ist währenddessen mit weißen, roten, blauen und grünen Lichtern bestückt, ein Feuerwerk der Freude ist improvisiert. Alles schießt Leuchtmunition. Darein klingen als kriegerische Musik wie ein akustisches Schlachtenkolossalgemälde MG.-Garben, Gewehr- und Pistolenschüsse, daß der Widerhall das ganze Tal füllt und zu einem Gewitterrollen schwillt. Der Zeiger rückt auf 1.35 Uhr. Eben wollen Kameraden einen neuen Gurt einspannen, da greift uns ein Schauer aus der Ewigkeit ans Herz. Unsere Hände lösen sich, aus der rauschenden, überschäumenden Freude wird stolze Besinnung. Ein Lied klang zu uns herauf. Die 100 oder 200 Mann dort unten auf der Wiese stimmten es an. Wir stehen wie aus Erz gegossen, haben den Arm zum Gruß erhoben und singen, die tiefe innere Bewegung, die uns packte, zu übertönen, aus voller Brust mit, daß es aufsteige zu den Sternen:

„Deutschland, Deutschland über alles!“

Seimkehr

Am nächsten Morgen, dem ersten Tage, an dem die Waffen ruhen, ziehen wir hinunter nach Moirans. Nur ein Geschütz bleibt noch zur Sicherung des Quertales auf der Höhe von St. Julien. Der Chef ist zum Ortskommandanten ernannt worden. Das macht viel Arbeit, weil ein außerordentlich starker Verkehr zwischen dem besetzten Gebiet und Grenoble zu kontrollieren ist. Mit diesem Verkehr hat es eine eigene Verwandtnis. Grenoble ist auf die Fleisch-, Butter-, Obst- und Gemüseeinfuhr aus dem besetzten Gebiet angewiesen. Für die von uns besetzten Ortschaften ist wiederum Grenoble der Stapelplatz für vielerlei Gebrauchsartikel, Tabak, Zucker, Salz. Wir haben kein Interesse an einer Störung des normalen Wirtschaftsverkehrs, wir suchen nur nach Waffen und kontrollieren die Papiere. Aber in die Herren von Grenoble ist mit einem Male der Teufel gefahren. Sie fühlen sich als die Unbesiegten und wollen das irgendwie bemerkbar machen. So erschweren und sperren sie schließlich den Grenzverkehr. Es darf niemand hinein und niemand hinaus. Diese Schikane trifft nur die Bevölkerung, nicht die deutsche Truppe. Die Maires der Orte entschließen sich zu Bittgängen zum Präfekten in Grenoble. Sie kommen kaum über die Stadtgrenze, werden nicht angehört und kehren wütend und verärgert zurück. Vielleicht ist schon zuviel über die gute Behandlung der Bevölkerung durch die deutschen Truppen durchgedrungen. Das paßt nicht in das Programm der Scharfmacher und Kriegshetzer alten Stils in Grenoble. Schließlich geben sie die Einfuhr nach Grenoble frei, sperren aber die Ausfuhr. Die Antwort ist eine Sperre aller Lieferungen nach Grenoble unsererseits. Dieser Kleinkrieg beschäftigt uns viele Tage lang. Wir nehmen ihn mit Humor, die Bevölkerung, die sich oft in dichten Reihen und mit vielen Autos und Lieferwagen voll köstlichen Obstes vor unserer Sperre staut, mit Grimm. Nur die aus dem Konzentrationslager befreiten vielen italienischen Arbeiter werden durchgelassen, weil man sie französischerseits als unnütze Esser ansieht und schleunigst nach Italien abschieben möchte. Bis an die Grenze des be-

letzten Gebietes hilft ihnen die deutsche Wehrmacht, stellt Fahrzeuge, Benzin, Verpflegung, Unterkunft. Auf Befehl des Chefs muß die Gemeinde Moirans, als eines Tages auch für die Italiener die Durchreise wieder einmal gesperrt ist, Hunderte von Italienern unterbringen und verpflegen. Daraufhin wird die Sperre nach zwei Tagen wieder aufgehoben.

Wir haben uns wegen ihrer günstigen Lage und der Unterbringungsmöglichkeiten in einer großen Wein- und Sektellerei am Ortsausgang einquartiert. Die Keller hat der Chef allerdings versiegeln lassen. Gleich am ersten Tage soll ich den Maire, den Bürgermeister, holen, der inzwischen zurückgekehrt sein soll. Der Chef will mit ihm über die Abgabe der Waffen, die Polizeistunde und die Währung sprechen. Im Rathaus finde ich auch einen alten Mann, der mir als „Monsieur le maire“ bezeichnet wird. Ich lade ihn in den Wagen, fahre ihn zu unserem Quartier und führe ihn zum Chef. Dabei bemerke ich, daß hier wohl sehr unsaubere Leute gewohnt hätten, denn es sah sehr unordentlich in der Wohnung aus, der Fußboden z. B. war seit Monaten nicht geschrubbt worden und ganz klebrig. Als der Alte dann vor dem Chef sitzt, schaut er erst mit großen Augen zu, wie unsere Jungen in der Küche sauber machen und die Schränke ausräumen und reinigen. Dann zeigt er auf ein Bild an der Wand und sagt: „Ma petite fille“ („Meine kleine Tochter“). — „???“ — „Oui, je suis le propriétaire de cette maison“ („Ich bin der Besitzer dieses Hauses“). Da habe ich also den Bürgermeister ausgerechnet in seine eigene Wohnung verschleppt und ihm den Dreck vor Augen geführt, in dem er lebte.

Es gibt hier eine starke italienische Minderheit. Wie die Volksdeutschen draußen alle Nationalsozialisten sind, so bekennen sich auch diese Italiener begeistert zum Faschismus und hatten dafür von seiten der Franzosen viel zu leiden. Unter der deutschen Besatzung atmen sie richtig auf und wagen wieder, frei zu reden und ihre Lieder zu singen.

Wir besuchen noch einmal die Kampfstätten der letzten Tage, finden ein Waffenlager und freuen uns der herrlichen Landschaft. Gern fahren wir hinüber in den Kurort Voiron und schlemmen in der Konditorei. Über Voiron liegt in 1000 Meter Höhe das alte Kartäuserkloster Grande-Chartreuse, wo der Likör erfunden wurde, der in der ganzen Welt als Chartreuse bekannt und nun an der Quelle als Andenken sehr begehrt ist. Einige Kluge kaufen sich „echte Schweizer Uhren“. Sie hatten die Inschrift im Deckel „Made in Germany“ übersehen. Das

geschieht ihnen ganz recht. Im Lac Paladru, einem klaren Bergsee, wird gebadet.

An einem Nachmittage läßt der Kommandeur die Kompanie antreten und heftet einer Reihe von Kameraden das Eiserne Kreuz an. Es trägt seit den Tagen vom Albert-Kanal schon mancher von uns das schwarz-weiß-rote Band mit Stolz auf der feldbluse oder das schwarze Kreuz auf der Brust. Der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, besucht die Division und spricht ihr seine besondere Anerkennung aus.

Es kommt der Tag von Oran. Die Engländer schießen die französische Flotte in dem algerischen Hafen zusammen. Das Echo dieses feigen Überfalls auf den wehrlosen bisherigen Bundesgenossen ist in der Bevölkerung ganz außerordentlich groß. Tagelang ist die Meintat von Oran das Gespräch, wo man auch geht und steht, und wenn das Wort auf die Engländer kommt, dann machen die französischen Bürger „Chrrrrr“ und die Gebärde des Halsabschneidens. Die Engländer können von Glück sagen, daß keiner von ihnen mehr im unbefetzten Frankreich weilt. Man würde ihn in Stücke reißen. Abends kommt die Meldung, daß unbekannte Flugzeuge Gibraltar bombardierten. Für die Franzosen hier ist es ausgemacht, daß das französische Flugzeuge waren, und sie füttern mit dieser Annahme ihren abgründigen Haß gegen England. Es wäre ja wirklich eine der größten Ironien der Weltgeschichte, wenn die ersten Bomben in diesem Kriege auf Gibraltar französische gewesen sein sollten.

Unser stellvertretender Gauleiter ist wegen Tapferkeit vor dem Feinde Unteroffizier geworden, ebenso der Gefreite A., zu Hause Kreisleiter. Gleichzeitig wurden sie heimgerufen an die alte Arbeit. Da heißt es, Abschied nehmen. Auch die schöne Zeit gemeinsamen Kampfes mit unserer Panzerdivision ist vorbei. Sie rückt ab in die Heimat, wir bleiben zusammen mit dem MG.-Bataillon noch als Sicherung zurück. An einem sonnigen Morgen entschwindet das letzte Fahrzeug mit dem liegenden E als Divisionszeichen nach Nordwesten.

Nir wird mit einem Kameraden zusammen ein besonderer Auftrag zuteil. Wir sollen mit einem Wagen an den Niederrhein fahren und neue MG. holen. Wir haben schnell ausgerechnet: Das sind hin und zurück an 2000 Kilometer. Wir kommen durch das Gebiet der Einfreisungsschlachten und durch die Maginot-Linie. Zurück wollen wir den Weg über Sedan—Verdun nehmen. Über Lyon—Dijon und

Langres fahren wir auf Nancy zu. Auf dem Plateau von Langres treffen wir auf Schritt und Tritt die Zeugen erbittertster Kämpfe. Noch hatte glücklicherweise an dieser Stelle niemand Zeit, Ordnung zu schaffen und aufzuräumen. Bei Toulley stehen 20 Geschütze in einer Reihe mit je 30 Meter Abstand nebeneinander, Front nach Südwesten (!). Die von allen Seiten gepackten und zusammengedrängten Divisionen machten hier kehrt und versuchten nach Süden auszubrechen. Aber da war inzwischen der Kiegel zur Schweizer Grenze vorgeschoben worden und jeder Durchbruchversuch zum Scheitern verurteilt. Gewehrpyramiden stehen noch so, wie die Truppe weggetreten ist. Verlassene Zeltlager sind vom Winde zerzaust, schwerste Geschütze im Buschwerk versteckt, über erloschenen Feuern hängen noch Kochgeschirre und Töpfe mit Essen, ein Ochse am Spieß ist halb gebraten und dann verfaut und verpestet die Luft. Sonst bieten Straßenränder und Felder das schon gewohnte Bild: Fahrzeuge, Autoleichen, Waffen- und Ausrüstungsgegenstände aller Art in buntem Wirrwarr, Granattrichter, gesprengte Brücken, verbrannte Dörfer. An einer Stelle ist eine Granate von der Seite unter den Straßenbelag geschlagen, krepirt und hat den Asphalt einen Meter hoch grotesk aufgebaucht, ohne daß er geplatzt wäre.

Wir sehen viele Grabhügel gefallener Franzosen, primitiv und schmucklos, aber nur wenige deutsche Soldatengräber. Unsere Verluste müssen wirklich auffallend gering gewesen sein. Der deutschen Gräber nimmt sich jeder deutsche Soldat an. Wir haben mehrfach Gelegenheit, das zu beobachten. Ein Offizier sieht kurz vor Nancy, daß vom Grabkreuz eines deutschen Infanteristen der Stahlhelm herabgeköllert ist, hält an, holt sich Werkzeug aus dem Wagen und befestigt den Stahlhelm wieder. Männer einer Nachschubkolonne finden drei Gräber, deren Blumenschmuck vertrocknet ist. Schon sind sie dabei, aus einem nahen Garten Rosenstöcke und Vergißmeinnicht mit ganzen Ballen Erde sorgsam auf die Gräber umzusetzen. Von einem Fahrzeug unserer Panzerdivision, die wir hier eingeholt haben, steigen zwei Unteroffiziere ab, um ein Grabkreuz, das auf dem Vormarsch behelfsmäßig mit Schnur zusammengebunden wurde und auseinanderzufallen droht, mit Axt, Messer und Nägeln sach- und sachgemäß herzurichten, damit es einen würdigen Eindruck macht. Keiner von ihnen kennt die Namen der Toten, deren Gräber er betreut. Es genügt, daß jene deutsche Kameraden im gleichen grauen Rock gewesen sind.

Je weiter wir nach Norden kommen, desto mehr sind ordnende Hände zu spüren. Die Beutefahrzeuge stehen auf Wiesen zu Tausenden in Reih und Glied, die Pferde sind auf Koppeln zusammengetrieben. Unabsehbar sind die langen Kolonnen von Geschützen, die gesondert gesammelt wurden, die acht und neun Meter hohen Flügel von Gewehren und Seitengewehren. Das NSKK hat eine tadellose Beschreibung der Orte und Straßen vorgenommen, die Feldpolizei regelt den Verkehr.

Wenn man zum ersten Male nach Nancy kommt und sich der Stadt von Süden nähert, ist man überrascht, so plötzlich und unvermutet weitet sie sich, an die Ränder des Talkessels der Meurthe geschmiegt, vor den Augen. Einst trug sie als deutsche Stadt Lothringens den Namen Nanzig, und er haftet ihr bis heute an, so wenig vermochte die weit über zwei Jahrhunderte währende Franzosenzeit diese Stadt ihrer Wurzeln zu berauben. Wir kommen an dem alten Herzogschloß vorbei, wo der entthronte Polenkönig Stanislaus Leszczyński bis 1766 als Herzog von Lothringen von der Gnade Ludwigs XV. von Frankreich regierte, und fahren dann das Moseltal hinunter auf Metz zu. Auch hier sind nur wenige Brücken heil, weisen Ruinen den Weg zur Maginot-Linie. Man spürt, ohne es zu wissen, die alte Reichsgrenze ganz genau. Plötzlich steht da eins der Standard-Postämter, von denen die kaiserlichen Postbauräte vier oder fünf Größen entwickelt hatten, die je nach Einwohnerzahl zur Ausführung gelangten: Rote Ziegelnbauten mit Purpurklinkern abgesetzt. Es ist das sicherste Zeichen, daß wir auf altem Reichsgebiet sind. Metz ist eine typische deutsche Mittelstadt geblieben, auch wenn an den Läden „Boucherie“, „Boulangerie“, „Charcuterie“ und „Brasserie“ steht. Einige Tonnen Farbe, und der ganze Spuk ist verflogen. Schon der Bahnhof ist so ausgesprochen deutsch gebaut. Wo fände man in Frankreich einen solchen Bahnhof? Die Kathedrale steht noch am alten Platz und das deutsche Tor ist nur 21 Jahre älter geworden, seit zum letzten Male deutsche Soldaten hindurchmarschierten.

Auf der Fahrt über Diedenhofen, das wie alle Orte an der Straße sein französisches Kleid — Thionville hatte man die deutsche Gründung genannt — wieder abgestreift hat, sehen wir dann Panzerkuppeln, Bunker, Drahtverhaue, aber außer riesigen Bombentrichtern, die unverkennbar von Stukas stammen, keine wesentlichen Kampfspuren. Nun hinterläßt ja allerdings der Infanterieangriff ohne tagelange Artilleriesvorbereitung auch kaum sichtbare Merkmale. Immerhin

hatten wir uns nach diesem Kriege das Gelände der Maginot-Linie ganz anders vorgestellt. Luxemburg macht schon wieder den Eindruck einer friedlichen Stadt. Die Einwohner werden die nach Paris und von dort in irgendeinen Weltwinkel mit Juwelen und Gold geflohene Großherzogin kaum vermissen. Dieses alte deutsche Land, das noch bis 1870 zum Deutschen Reich sich rechnete, kehrt nun endgültig dorthin zurück, wo es immer hingehörte. Es ist wohl kein Zufall, daß die Herrscherhäuser von Holland und Luxemburg gleichen Stammes sind. Gleiche Brüder, gleiche Rappen, und was Biesterfeld kann, kann Luxemburg schon lange.

In sinkender Dämmerung erreichen wir das Moseltal und Trier. Wir sind wieder auf Reichsboden. Hier ist alles geordnet, sauber, unzerstört, intakt. Was kann das deutsche Volk froh sein, daß sich dank der Voraussicht des Führers dieser Krieg nicht auf dem Boden des Reiches abspielte. Gedankenvoll fahren wir durch die breite Zone des Westwalls.

Zwei Tage später sehen wir von dem Höhenrücken vor Lüttich die Fahrten des Kampfes um diese Stadt und Festung, bei Sedan gegenwärtigen wir uns den Ablauf des Durchbruches über die Maas durch die Maginot-Linie, so wie er uns in einer der wenigen Frontzeitungen geschildert wurde, die in zwei Monaten zu uns fanden. Dann fahren wir das Maastal aufwärts auf Verdun zu. Zwischen Sedan und Verdun sehen wir auf der wiederhergestellten Eisenbahnbrücke einen langen Urlauberzug, auf einem Bahnhofe drei deutsche Eisenbahner, sonst keinen Menschen. Alle Ortschaften sind verödet und ausgefengt, das Vieh liegt tot auf den Weiden. An jeder Gasse, in jedem schmalen Buschwald, der Sichtdeckung bot, zeigen Hunderte von Konservenvbüchsen, Kisten, Kartuschen, daß hier sich einmal der Feind bereitgestellt hatte. Große Fünfschartenbunker sind kampflos geräumt, weil — wie uns einmal ein Gefangener sagte —, solange Bunker da sind, es am sichersten auf freiem Felde außerhalb der Bunker sei, auf die sich die ganze Kraft der betonbrechenden Waffen konzentriere. Andere Bunker sind durch geballte Ladungen zur Strecke gebracht worden, die die Scharten verklebten.

In Verdun nimmt vor dem Siegesdenkmal — dem schwertgestützten Ritter auf turmhohem Podest — ein Oberst den Vorbeimarsch seiner Truppen ab. Wir sahen vorher endlose Gräberfelder, den Wegweiser zum Douaumont, doch uns fehlt die Zeit für den Abstecher dort hinauf.

Wir werden noch in dieser Nacht zurückerwartet und müssen uns beeilen. So gönnen wir uns keine Pause mehr.

Gegen 2 Uhr morgens passieren wir Lyon, sagen der Brückenwache, die nach dem Wohin fragt, wir wollten nach Pont de Beauvoisin. Dort läge der Stab unserer Abteilung, und dürfen passieren. Unterwegs sind in den Orten gar keine Posten mehr zu sehen. Sollten hier schon weitere Truppen herausgezogen worden sein? In dem Dorfe, das unseren Troß beherbergte, ist auch alles leer. In Pont halten wir vor der Ortskommandantur. Kein Posten draußen? Das Haus ist zugeschlossen. Wir wollen klopfen, doch da sehen wir, daß ja auch das Schild fehlt. „Du, die sind abgehauen. Hier sind keine deutschen Truppen mehr.“ — „Und wir haben nur noch ein paar Liter Benzin. Wo kriegen wir jetzt Stoff her?“ Es hilft nichts, wir müssen die 60 Kilometer nach Lyon zurück, da war wenigstens noch eine Brückenwache. Jetzt sitzen wir schon 30 Stunden im Wagen. Als wir abfahren wollen, biegt eine Straßenstreife von vier Mann um die Ecke mit aufgefplantem Seitengewehr: Franzosen. W. steckt sich umständlich eine Zigarette an, dann fülle ich einen Liter Benzin aus dem Kocher noch in den Tank um, und damit kommen wir auch genau bis vor die Tür der Kommandantur Lyon. 100 Meter vorher schon fing der Motor an zu stottern, nun will er nicht mehr. Wir haben den letzten Tropfen verbraucht. In der Kommandantur befindet sich nur noch ein Leutnant. In zwei Stunden wird die Flagge eingezogen und mittags die Stadt Lyon vom Restkommando geräumt. Wir bekommen aber noch einen Tankschein und den Tank voll Sprit. Bei Mâcon finden wir das Armee-Oberkommando, fragen nach dem Verbleib unserer Abteilung, rennen beinahe Leutnant M. um, den Führer unseres Nachrichtenzuges, und werden mittags in einem Dörfchen bei Autun unweit der französischen Waffenschmiede Le Creusot von der Kompanie mit Gallo begrüßt. Wir bringen von der Armee die Nachricht mit, daß wir am nächsten Tage abmarschieren und in Freiburg verladen werden. Parole Heimat!

Da auf Grund der in den Waffenstillstandsbedingungen festgelegten Demarkationslinie Lyon und das Gebiet südlich davon geräumt werden mußte, war die Abteilung schon am 4. Juli nach Norden abgerückt. Zurückgelassen hatte die Kompanie nur die Gräber deutscher Soldaten im Schloßpark von Moirans und auf der Höhe vor Rives, die ihrem Schutze anvertraut waren. Ihnen galt der letzte Gruß, der letzte Blick den ewigen Gipfeln.

Nun rundet sich das Bild. Wir kehren an den Rhein zurück, von dem wir ausgezogen waren. Vorher schauen wir noch das Schlachtfeld von Vesoul, denn uns ist die Straße über Dijon—Vesoul—Belfort vorgeschrieben. Im Elsaß fühlen wir uns gleich zu Hause und spüren die Heimat. Das liegt an den Menschen und liegt am Land. Beide sprechen deutsch zu uns. Mülhausen ist eine deutsche Stadt, von deutschen Meistern sind seine Bauten erfunden und errichtet. Als wir die Befestigungen der Maginot-Linie schon hinter uns haben, die den Franzosen gar nichts nützen, und zwischen Gärten und Wiesen nach Osten zum Rheinströme rollen, lesen wir an einem Bunker in Chalampé — auch dieses Dörfchen wird wohl einen schöneren deutschen Namen haben — die Worte: „On ne passe pas!“ („Sie werden nicht durchkommen.“) Darunter hat der Schreiber noch gemalt: „Vive la R. F.“ („Es lebe die französische Republik.“) Sie ist trotzdem gestorben und hat einen autoritär-demokratischen Zwitterbalg hinterlassen, und durchgekommen sind wir auch. Die Beschwörungsformel von 1916, vor Verdun zum ersten Male als Parole ausgegeben, hat ihre Zauberkraft verloren.

Jenseits der Schiffsbrücke bei Neuenburg steht unser Musikzug, daneben der Kommandeur im Wagen, um auf deutschem Boden am Ende eines ruhmvollen Kriegszuges noch einmal den Vorbeimarsch seiner Abteilung abzunehmen und seinen Männern in die Augen zu sehen. „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein“, spielt die Musik. Mit welcher Begeisterung sangen wir das doch vor 25 Jahren. Man hatte uns einen Vers dazugedichtet, der nun zur Wirklichkeit geworden ist:

Noch sind wir Buben schwach und klein,
doch werden wir einst Männer sein.
Dann schirmen wir mit starker Hand
das liebe deutsche Vaterland.

Die Schiffsbrücke schwankt leicht in der Strömung. In langer Kolonne rollen die 250 Fahrzeuge darüber hinweg. In den Ruinen der einstigen Grenzstadt Neuenburg stehen die Einwohner und reichen uns Blumen in die Fahrzeuge. In Bad Krozingen und in Freiburg haben sie die Pracht der Gärten geplündert und verschwenden sie an uns. Zigarren, Zigaretten, Schokolade, Bonbons, Brezeln, Keks, Kuchen, Ansichtskarten, Bücher, Zeitungen werden uns in die Wagen geworfen, soviel hineingeht. Mir kleben Bonbons am Gosenboden,

Zigaretten sind in die Stiefel gerutscht, eine Kremeschnitte prallte gegen den Mantel und hat diesen gelb gefärbt. Es ist beinahe zuviel des Guten. Auf die schönste Idee kommt aber eine Frau am nächsten Tage bei Stuttgart. Sie wirft uns händeweise lose Johannisbeeren in die Wagen, die uns bei der Fahrgeschwindigkeit in die Gesichter klatschen, in den Kragen fallen, Uniform, Augen und Haare rot verfleben. Das geht entschieden zu weit, aber was will man gegen Begeisterung tun! Im Städtchen Schwäbisch-Gall, so schön und so deutsch, wie wir keines in fremdem Lande schauten, reißen sich die Volksgenossen darum, uns beherbergen zu dürfen. Es ist, als ob wir alle eine große Familie seien.

In einer Stadt am Rhein endet schließlich unsere Fahrt. Fahrzeuge und Geschütze ruhen in großen Hallen aus vom Krieg. Wir aber fahren — braungebrannt und gesundheitstrozend — auf Urlaub bis auf ein Wachkommando. Wir freuen uns alle sehr, und jeder rechnet aus, wann er wohl daheim sein könne. Väter denken an ihre Kinder zu Hause, und manche haben das ihre noch nie gesehen. Sie werden glücklich und lange vor dem kleinen Wesen stehen, sich nicht trauen, es mit ihren flobigen Fingern zu berühren, und auf ein Lächeln warten, denn nichts bringt ein Vaterherz schneller zum Schmelzen als ein Kinderlächeln.

Bevor es ans Abschiednehmen geht, lassen wir noch einmal den Blick zurückschweifen und sprechen von unseren Erlebnissen: Vom Albert-Kanal, der Dyle-Stellung, dem Gefecht von Waterloo, der Flandernschlacht, dem Kessel und Bailleul, vom Durchbruch durch die Weygand-Linie bei Péronne an der Somme, dem Vorstoß auf Villers-Cotterets, dem Panthersprung über Marne und Seine, dem Vormarsch durch Burgund zur Schweizer Grenze und den Kämpfen vor Grenoble. Das alles waren große Tage unserer Kompanie, auf die wir stolz sein dürfen.

Bis auf fünf Tage waren die Operationen, an denen wir beteiligt waren, immer im Geeresbericht genannt. Wir haben 3000 Kilometer zurückgelegt und eine Abschlußbilanz aufzuweisen, die sich schon sehen lassen kann. Außerdem tragen alle Korps- und Divisionskommandeure, denen wir unterstellt waren, das Ritterkreuz, ebenso mehrere Brigade-, Regiments- und Bataillonskommandeure, mit denen wir zusammenwirkten. Welcher Soldat wäre nicht stolz darauf? Gibt es doch kein schöneres Zeichen für die Größe des Einsatzes und die Größe des Erfol-

ges als diese Anerkennung Kühner und tatkräftiger Führung, denn sie setzt Tapferkeit der geführten Truppe voraus.

Nun gehen wir auseinander. Dieser und jener wird nicht zur Kompanie zurückkommen, weil der Beruf ihn braucht. Der Chef wird Kommandeur einer anderen Abteilung werden. Einige müssen mit ihrer Versetzung rechnen. So wird in einigen Wochen das Bild der Kompanie ein ganz neues sein. Aber über Raum und Zeit verbindet uns alle bis in allerfernste Tage das gemeinsame große Erlebnis, die Erinnerung an Wochen und Monate, die immer die stolzesten unseres Lebens bleiben werden, weil sie uns die Möglichkeit gaben, unser Mannestum der größten, härtesten und letztlich allein gültigen Bewährungsprobe zu unterziehen, die das Leben kennt. Das ist
der Krieg!

Inhaltsverzeichnis

Die Kompanie	9
Ein kaltes Kapitel	17
Fünf Wochen Westwall	22
Es geht los!	28
5 Uhr 35 Minuten	33
Bunkerkanonen am Albert-Kanal	41
Gefecht um die Gette	49
Durchbruch durch die Dyle-Stellung	62
Von Waterloo bis Tournai	73
Kampf um Schelde und Lys	85
Sturmbock gegen Xpern	101
Sieg in Flandern	114
Vom Winde verweht	126
Marſch zur Somme	138
Stoßtrupp gegen die Weygand-Linie	149
Vorstoß auf Paris	167
Panthersprung über Marne und Seine	177
Wir riegeln die Maginot-Linie ab	188
Durch Burgund zur Schweizer Grenze	207
Über Lyon in die Alpen	220
Gebirgskrieg vor Grenoble	230
Heimkehr	243

Von Alfred Ingemar Berndt sind ferner erschienen:

GEBT MIR VIER JAHRE ZEIT

Dokumente zum ersten Vierjahresplan.

In 15 Abschnitten wird ein Überblick der ersten Vierjahresbilanz 1933 bis 1937 gegeben. In einer ungemein genauen und übersichtlichen Arbeit ist hier all das dargestellt, was jeder Volksgenosse über die ungeheueren Erfolge der ersten vier Jahre der nationalsozialistischen Staatsführung wissen muß. — 256 Seiten. Geb. RM. 3.60

MEILENSTEINE DES DRITTEN REICHES

Erlebnisschilderungen großer Tage.

Wie Meilensteine an einer Straße, so stehen die Daten der gewaltigen Geschehnisse, die mit dem 30. Januar 1933 ihren Anfang nahmen, am Wege des Dritten Reiches: Die Machtübernahme, Potsdam, 1. Feiertag der nationalen Arbeit, die Saarbefreiung, die Wehrhoheit, der Parteitag der Freiheit, die Wiederbesetzung des Rheinlandes, die Geburt des Großdeutschen Reiches. — 238 Seiten. Geb. RM. 3.60

DER MÄRSCH INS GROSSDEUTSCHE REICH

Meilensteine des Dritten Reiches, II. Band, mit einem Geleitwort des Reichsministers des Auswärtigen Joachim von Ribbentrop.

Der Verfasser schildert aus dem unmittelbaren Erleben die weltbewegenden Ereignisse von der Heimkehr des Sudetenlandes, vom Ende der tschechoslowakischen Republik und von der Heimholung des Memellandes. Ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte unserer Zeit. — 504 Seiten. Geb. RM. 5.40

Erhältlich in jeder Buchhandlung

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., GmbH., München 22

ERLEBNISBÜCHER DEUTSCHER GESCHICHTE

DER GROSSDEUTSCHE FREIHEITSKAMPF

I. Band: Reden Adolf Hitlers vom 1. Dezember 1939 bis 10. März 1940. — 200 Seiten.
Gebunden RM. 2.50

II. Band: Reden Adolf Hitlers vom 10. März 1940 bis 16. März 1941. — 271 Seiten.
Gebunden RM. 3.—

Dr. Otto Dietrich

MIT HITLER IN DIE MACHT

Persönliche Erlebnisse mit meinem Führer. — 208 Seiten. Gebunden RM. 3.50

Dr. Joseph Goebbels

DIE ZEIT OHNE BEISPIEL

Reden und Aufsätze aus den Jahren 1939/40/41. — 595 Seiten. Gebunden RM. 6.50

Eugen Hadamovsky

WELTGESCHICHTE IM STURMSCHRITT

Hitlers Marsch nach Wien, Prag und Memel. — 352 Seiten. Gebunden RM. 4.50

Hanns Johst

RUF DES REICHES - ECHO DES VOLKES

Eine Offahrt. — 136 Seiten. Gebunden RM. 3.75

Franz Schwede-Coburg

KAMPF UM COBURG

Die Geschichte der ersten nationalsozialistischen Stadt Deutschlands. — 256 Seiten.
Gebunden RM. 4.50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., GmbH., München 22

BÜCHER VOM KAMPF UM DEUTSCHLANDS FREIHEIT

Hans Ehrstern

DIE „ROTEN TEUFEL“ UND IHR KOMMANDEUR

Die kühnen Taten eines Sudeten-Panzerregiments. — 170 Seiten. Gebunden RM. 3.80

Eugen Hadamovsky

BLITZMÄRSCH NACH WARSCHAU

Weltgeschichte im Sturmschritt, 2. Band. Frontberichte eines politischen Soldaten.
RM. 3.50

DIE GRÜNE HÖLLE VON INOR

Buschkrieg in den Wäldern an der Maas. Herausgegeben vom Generalkommando
des VII. A. K. Ein Heldenlied vom Ringen an der Westfront. — Halbleinen RM. 2.40

Wilhelm Weiß

DER KRIEG IM WESTEN

Dargestellt nach den Berichten des „Völkischen Beobachters“, mit vielen Karten und
Plänen. — Leinen RM. 5.40

Leo Leirner

VON LEMBERG BIS BORDEAUX

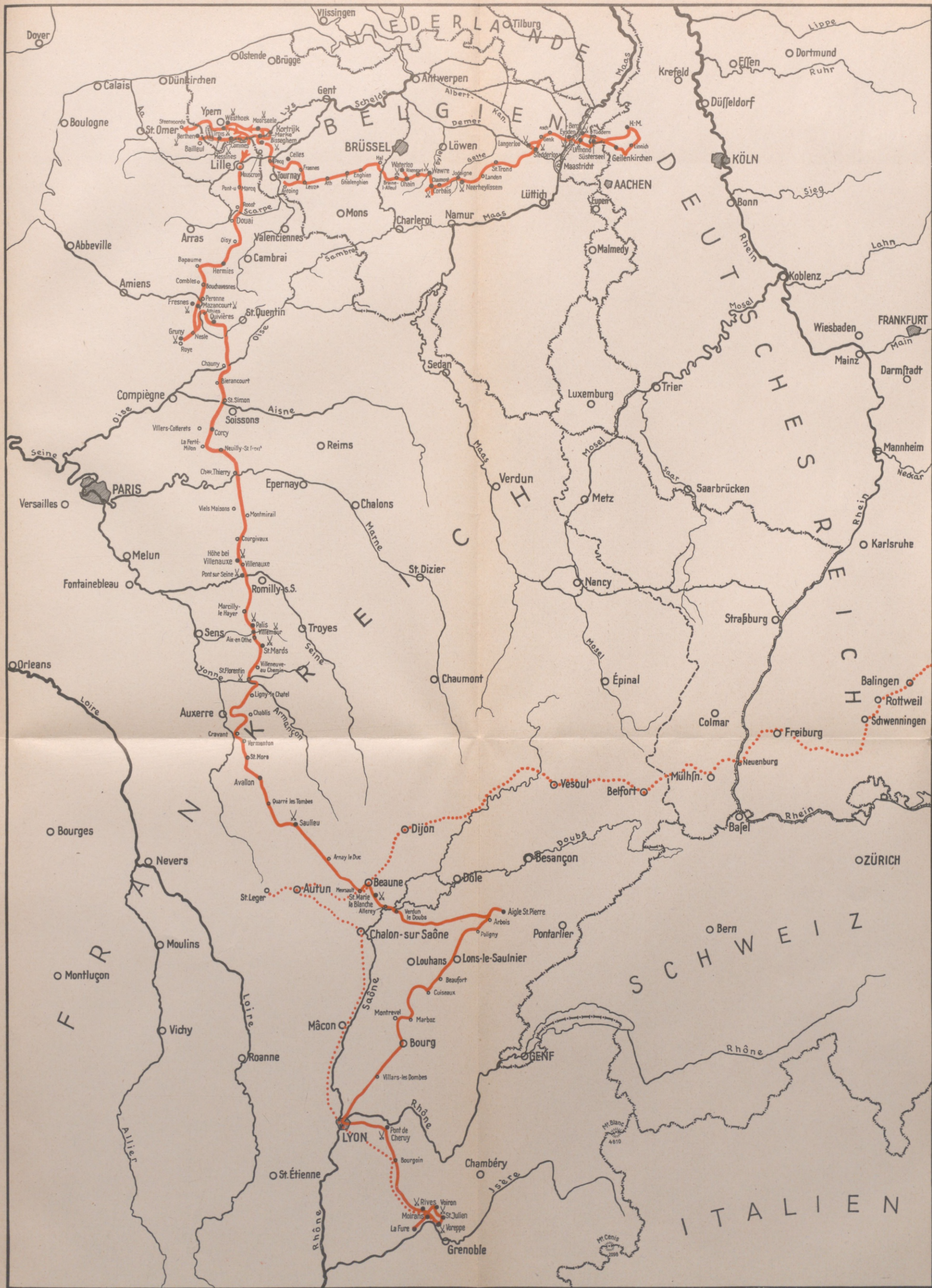
Frontenerlebnisse eines Kriegsberichters. 91 Berichte und 200 Lichtbilder schildern den
Siegeszug unserer Armeen durch Polen, Holland, Belgien und Frankreich.
Leinen RM. 6.80

WAFFEN=// IM WESTEN

Zusammengestellt und herausgegeben vom P. K.-Bildberichterstatter Friedrich Schäckel.
Mit einem Vorwort von Gunter d'Alquen. 144 Bilder in schwarzbraunem Tiefdruck.
Kart. RM. 3.80

Erhältlich in jeder Buchhandlung

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., GmbH., München 22







48033/

R